

Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee.

Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

Von

Dr. O. Finsch

in Delmenhorst bei Bremen.

Dritte Abtheilung: Mikronesien (West-Oceanien).

(Fortsetzung.)

II. Marshall-Archipel.

Einleitung.

Entdecker. Unzweifelhaft waren spanische Seefahrer die Ersten, welche diesen Archipel oder vielmehr gewisse, nicht mit völliger Sicherheit auszumachende Inseln desselben (1525 und 1655) sichteten. Mehr als hundert Jahre später (1767) gab der Engländer Wallis bessere Kunde von zwei Atollen (Rongerik und Rongelab), während die Zufallserfolge der Reise von Marshall und Gilbert (1788) den grössten Theil der Inseln der östlichen Ratakkette (Milli, Madschuru, Arno, Aur, Maloelab, Erikub, Wotsche, Likib, Jemo) entdeckten. Capitän Bond mit dem Schiffe »Royal Admiral« konnte 1792 vier Inseln (Namo, Ailinglablab, Namerik, Eniwetok) hinzufügen, das englische Schiff »Ocean« 1804 drei weitere (Kwajalein, Udschae und Lae) und Patterson 1809 das Atoll Dschalut (Jaluit, Bonham). Gebührt somit den Engländern das Verdienst der Entdeckungen, so sind es Russen, denen wir die genauere kartographische Aufnahme verdanken, unter welchen O. v. Kotzebue sich unbestritten die grössten Verdienste erwarb. Er entdeckte 1816 und 1817 (mit dem »Rurik«) die vier nördlichen Atolle von Ratak (Utirik, Taka, Meschid und Ailuk), legte diese ganze Kette fest (mit Ausnahme der drei südlichsten Inseln) und vervollständigte 1824 seine Aufnahmen durch vier nördliche Inseln der Ralikkette. Die französische Expedition unter Duperrey kartirte 1824 Theile der Lagune von Milli und Dschalut, der russische Flottencapitän Chramtschenko 1829 und 1832 weitere Atolle von Ralik, und Capitän Schantz von derselben Flotte beschloss 1835 die Reihe der Entdeckungen mit der Insel Wotto (Schantz). Seitdem ist Mancherlei zur besseren geographischen Kenntniss des Archipels, namentlich durch Deutsche,¹⁾ geschehen, aber immer bleiben noch Lücken auszufüllen, die übrigens bei

¹⁾ So unter Anderen Capitän Jakob Witt »Die Marshall-Gruppe« in »Ann. d. Hydrogr.«, 1881, Heft X, S. 525—535, mit Karte, welche die beste sein dürfte. Der Verfasser führte während meines Aufenthaltes den kleinen Handelsschoner »Jaluit« (15 Tons) der Firma Capelle und hatte somit mehr als Andere Gelegenheit, verschiedene Inseln des Archipels zu besuchen. Hoffentlich sind die Angaben zuverlässiger, als es sonst mit mündlichen Mittheilungen des Genannten der Fall zu sein pflegte.

dem geringen Interesse, welches die meisten Inseln bieten, keine schmerzlich empfundenen sind.

Zur Literatur. Otto v. Kotzebue: »Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringstrasse« etc. (1815—1818 auf dem Schiffe »Rurik«, 3 Bde, Weimar 1821) und »Neue Reise um die Welt« (1823—1826 auf dem Schiffe »Predpriatic«, 2 Bde, Weimar 1830); Louis Choris: »Voyage pittoresque autour du monde« etc. (Paris 1822); Adalbert v. Chamisso: »Reise um die Welt« (2 Bde, Leipzig 1836).

Die in den obigen Werken niedergelegten Ergebnisse der denkwürdigen Reisen unter russischer Flagge, vorzugsweise die mit dem »Rurik«, bildeten bisher die oft benutzte Hauptquelle der Kunde über den Marshall-Archipel und seiner Bewohner, oder vielmehr einer beschränkten Anzahl von Inseln. Denn Chamisso, der Naturforscher des »Rurik«, verkehrte 1816 und 1817 im Ganzen nur 39 Tage mit Eingeborenen von vier nördlichen Atollen der Ratakkette (Eilu = Ailuk, Otdia = Wotsche, Kaben = Maloelab und Aur), dazu meist vom Schiffe aus, so dass bei dem Mangel aller Sprachkenntnisse seine eigenen Beobachtungen nur lückenhafte bleiben konnten. Aber auf Aur nahm man Kadu, einen verschlagenen Carolinier, auf, der vier Jahre hier gelebt hatte, und erhielt von diesem Eingeborenen mancherlei Nachrichten. Chamisso hat dieselben zum Theil mit seinen eigenen verschmolzen (im 3. Bande von Kotzebue's Reise, S. 106—121, wörtlich abgedruckt im 2. Bande seines Werkes S. 202—239, sowie Bd. I, S. 235—290 und S. 359 bis 369) publicirt. Dies ist insofern zu bedauern, als Kadu bei aller Intelligenz doch nur ein Kanaka war, den Chamisso's begeisterte Philantropie zum unverdienten Range einer Autorität verhalf. Wie Chamisso's Objectivität aus Liebe zu den Eingeborenen öfters getrübt wird, so sind die Aussagen Kadus noch mehr der Kritik bedürftig, was im Nachfolgenden betreffenden Falls geschehen soll. Kotzebue's eigene Mittheilungen (im 2. Bande seines Werkes S. 39—96 und 117—123), die schon manche Fehler der Eingeborenen aufdecken, sind im Ganzen aphoristisch, namentlich betreffs seiner zweiten Reise (Bd. I, S. 163—189), welche ihn nur wenige Tage auf das schon bekannte Wotsche (Otdia) führte. Choris hat nur in 19 lithographirten Tafeln, die zum Theil sehr viel zu wünschen lassen, ein für die Ethnologie immerhin in vieler Hinsicht brauchbares Material gestiftet.

Diese ersten zum Theil sehr überschwänglichen Schilderungen werden durch neuere objective Beobachter auf das richtige Mass zurückgeführt. So verdanken wir Kubary, der 1871 mehrere Monate auf Ebon zubrachte, eine treffliche Skizze der Bewohner dieses Atolls (»Die Ebongruppe im Marshall-Archipel« in »Journ. d. M. G.«, Heft I, 1873, S. 33—39, Taf. 6), besonders aber Franz Hensheim über Dschalut (Jaluit) (III, »Einiges über Land und Leute auf Jaluit« in »Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln«, Leipzig 1880, S. 33—101, mit 30 zum Theil brauchbaren Abbildungen, und »Jaluit« in »Südsee-Erinnerungen«, Berlin 1883, S. 75—93, mit 13 Bildern, meist Wiedergaben der vorhergehenden).

Bei dem geringen Schiffsverkehre gelang es mir nur drei Atolle (Dschalut, Arno und Milli) aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auf die ethnologisch bei Weitem interessantesten, wenig oder kaum besuchten nördlichen Inseln musste ich verzichten, denn dazu hätte es eines, wenn auch nur kleinen, aber eigenen Fahrzeuges bedurft, wofür mir leider die Mittel fehlten. Auf Dschalut, als dem Haupthandelsplatze, hatte ich übrigens während eines fast einjährigen Aufenthaltes in den Jahren 1879 und 1880 immerhin Gelegenheit, Eingeborene von verschiedenen Inseln kennen zu lernen und Erkundigungen über dieselben einzuziehen.

Meine Publicationen über die Marshall-Inseln sind die folgenden:

1. »Reise nach den Marshall-Inseln«, kurzer Bericht in: Sitzungsber. der Anthropol. Gesellsch., Berlin, 20. December 1879, S. 16.
2. »Aus dem Pacific. II. Marshall-Inseln« in: Hamburger Nachrichten Nr. 123 und 124 (25. und 26. Mai 1880).
3. »Bilder aus dem Stillen Ocean. I. Kriegsführung auf den Marshall-Inseln« in: »Gartenlaube« Nr. 42, 1881, S. 700—703. Mit Abbild. (Marshall-Insulaner im Kriege).
4. »Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde«, 1882, Nr. 10, S. 4 und 5 (kurzer Reisebericht).
5. »Deutschlands Colonialbestrebungen. Die Marshall-Inseln« in: »Gartenlaube«, Nr. 2, 1886, S. 37, 38 (mit 3 Abbild.).
6. »Canoes und Canoebau auf den Marshall-Inseln« in: Verhandl. d. Berliner anthrop. Gesellsch. (Sitzung vom 15. Januar 1887, S. 22—29, mit 8 Textbildern).
7. »Aus unseren neuesten Schutzgebieten. Canubau und Canufahrten der Marshall-Insulaner« in: Westermann, Illustrierte deutsche Monatshefte, Bd. LXII, 1887, S. 492—504 (mit 16 Textbildern).

Geographischer Ueberblick.

Die circa 30 Inseln des Archipels (unter circa 4—15° n. Br. und circa 161—172° ö. L.) bilden zwei grosse Längsreihen oder Ketten, eine östliche: Ratak (mit 15 Inseln) und eine westliche: Ralik (mit 16 Inseln). Sie sind von gleicher Formation und Beschaffenheit als die der Gilberts, aber von deutlicher ausgesprochenem Atoll-Charakter als die letzteren, mit zum Theil sehr ausgedehnten Lagunen, von denen nur acht für kleinere Schiffe zugängliche Passagen besitzen. Die physikalischen und klimatischen Verhältnisse sind sehr ähnlich, insofern aber auf den Marshalls günstiger, als diese weniger von Dürre zu leiden haben, obwohl auch solche auf gewissen Inseln vorkommt. Orkane scheinen ebenfalls seltener zu sein, dagegen sind die im October und November häufigen heftigen Böen für die Schifffahrt störend, zuweilen gefährlich. Frisches Wasser fehlt auf sämtlichen Inseln und wird durch aufgefangenes Regenwasser ersetzt, aber Holz ist viel reichlicher als auf den Gilberts vorhanden.

Flora. Dieselbe ist im Wesentlichen gleich mit der im Gilbert-Archipel, aber trotz fast noch ärmlicherer Bodenbeschaffenheit doch anscheinend etwas reicher in Folge der günstigeren Regenverhältnisse. Selbst dem Laien erscheint der Baumwuchs üppiger und besser entwickelt, wenigstens an gewissen Stellen mancher Inseln. So fallen z. B. die mächtigen »Galgal«-Bäume der Insel Dagelab des Arno-Atolls, welche mit ihren dichtbelaubten Wipfeln die Kronen der Kokospalmen noch überragen, schon von Weitem auf. Chamisso gedenkt schon dieser »erstaunlich hohen« Bäume von Aur. Den Haupttheil des Baumwuchses bildet *Pandanus*, obwohl die Cocospalme, wie stets, am meisten hervortritt. Charakteristisch für die Flora sind zwei Schlingpflanzen, die eine auf dünnen Sandstrecken des Strandes üppig wuchernd (wahrscheinlich *Triumphetta procumbens*), die andere an *Pandanus* windenartig in die Höhe rankend, mit rosarothern Blüten, ähnlich denen unserer Bohnen, und ein lilienartiges Gewächs.¹⁾ Das letztere, eine meterhohe Staude, erinnert in der Form der breiten Blätter an Agave und hat eine zarte, stark duftende Blüthe, mit der sich die Eingeborenen gern schmücken, und dürfte ein *Cridum* sein. Auffallend auch für den Laien ist ein dickblättriger, ungefederter Farn, der parasitisch in Bäumen wuchert und auf allen von mir besuchten

1) Abgebildet: Hernsheim: »Marshall-Inseln«, S. 67 und 68.

Inseln beobachtet wurde; wahrscheinlich *Asplenium nidum*. Chamisso sammelte auf Ratak 52 Species wildwachsender Pflanzen, ich auf Ralik 60, die leider (vgl. S. 21 [289]) für die Wissenschaft verloren gingen.

Fauna. Die Eingeborenen-Ratte scheint durch die mit Schiffen eingeführten Ratten (*Mus rattus* und *M. decumanus*, davon die erstere am häufigsten) ziemlich verdrängt; sie war das einzige Landsäugethier vor Ankunft der Weissen. Von Meeres-säugethieren beobachtete ich nur zwei bis drei Arten Delphine, welche zuweilen auch die Lagune besuchen. Vögel¹⁾ konnte ich im Ganzen 20 Arten nachweisen, darunter den Wanderkukuk (*Urodynamis taitiensis*), »Urik« der Eingeborenen, und eine Fruchttaube (*Carpophaga oceanica*). Letztere, die »Mulle« der Eingeborenen, der einzige Land- und Standvogel, kam nur auf drei Inseln vor und ist so ziemlich ausgerottet. Chamisso erwähnt schon diese Taube als »*Columba australis*«.

Von Reptilien sammelte ich fünf Arten Eidechsen (darunter die weitverbreitete *Mabouia cyanura*) und zwei Arten *Gecko* (dieselben als auf den Gilberts). Charakteristisch für die Thierwelt der Marshall-Inseln sind besonders zwei Arten grösserer Eidechsen, der »Gudildil«²⁾ der Eingeborenen, und eine mit *Lygosoma smaragdina* verwandte Art oder Varietät, die man beide häufig an Baumstämmen, namentlich der Cocospalme, bemerkt, welche sie äusserst behend erklettern. Der Reichthum an Fischen ist ziemlich beträchtlich, aber ich erhielt trotz allen Eifers kaum mehr als 150 Arten. Unter den Krebsthieren fällt die ungeheure Menge von Einsiedlerkrabben (*Pagurus*) auf, die mit ihren Muschelgehäusen (meist *Turbo*) selbst die Sträucher beleben. Die Cocoskrabbe (*Birgus latro*) ist sehr selten. Im Ganzen sandte ich etliche 60 Arten Crustaceen (in 500 Exemplaren) an das Berliner Museum, die aber nicht bestimmt wurden. Die Insectenwelt³⁾ enthält nur in einem hübschen Tagfalter (*Hypolimnas Bolina* L. = *Apatura Rarik* Eschsch. in Kotzebue's Reise, III, S. 208, Pl. V, Fig. 10) und dessen zahlreichen Varietäten auffällige Erscheinungen, da *Junonia vellida* äusserst selten ist. Gelegentlich sieht man eine schöne grosse Libelle (*Agrion* sp.?), häufig die kleine *Pantolaea flavescens*. Interessant ist das Vorkommen von Landconchylien, wovon ich sieben äusserst kleine und versteckt lebende, übrigens weit verbreitete Arten (*Truncatella pacifica*, *Stenogyra juncea*, *Pupina complanata*, *Helicopsis samoensis*, *Omphalotropis laevis*, *Assimineia nitida* und *A. societatis*) sammelte. Unter den zahlreichen niederen Meeresthieren kommt die herrlich dunkel rosenrothe Koralle (*Stylaster sanguineus*) nur in der Lagune von Ailinglablab vor. Hier auch nur allein und äusserst selten die »Orange Cowry« (*Cypraea aurantia*).

1) Finsch: »Ornitholog. letters from the Pacific. III. Marshall-Islands« in: »The Ibis«, 1880, S. 329, und Finsch: »Vögel der Südsee«, Wien 1884, S. 50. Die häufigsten Strandvögel sind dieselben als auf den Gilberts, nämlich: *Charadrius fulvus*, *Actitis incanus*, *Streptopelia interpres* und *Ardea sacra*, letzterer allein Brut- und Standvogel. Als seltene Wandergäste erhielt ich: *Numenius femoralis*, *Calidris arenaria* und einmal sogar unsere Pfeifente (*Anas penelope*).

2) Diese Art, sowie zwei Species *Mabouia* dürften noch heute neu für die Wissenschaft sein, da der grösste Theil meines so reichen Materials an Wirbelthieren noch heute unbeschrieben im Berliner Museum steht. Bedauerlich ist dies z. B. auch in Bezug auf die von mir mitgebrachte grosse Serie von Ratten, denn die Eingeborenen-Ratte ist nie zur wissenschaftlichen Untersuchung gelangt, und auch ihre Bestimmung wäre für die Frage der Herkunft der Eingeborenen nicht ohne Interesse gewesen.

3) Ich sammelte 14 Arten Lepidopteren (darunter *Utetheria pulchella*, *Sphinx erotus*, das Uebrige Motten und Spinner), 16 Arten Coleopteren (davon 3 neu), 2 Arten Orthopteren, 4–6 Arten Neuropteren, 5 Arten Dipteren, 2 Hemipteren, 7 Arten Spinnen (darunter 2 neue).

Areal und Bevölkerung. Der Flächeninhalt sämtlicher Inseln des Archipels wird zu circa 400 Quadratkilometer = 7·28 deutsche geographische Quadratmeilen (gegen 35·5 deutsche geographische Quadratmeilen früherer Berechnungen) angegeben. Aber dieses feste Land vertheilt sich in unzählbaren kleinen Inselchen über eine ungeheure Meeresfläche von circa 660 Seemeilen (= 180 deutsche Meilen) Länge und circa 780 Seemeilen (= 190 deutsche Meilen) Breite. Die eigenthümliche Bildung der Atolle, Gürtel von Riff- und Inselstreifen, welche mehr oder minder eine stillere Wasserfläche, die Lagune, umschliessen, vermag nur eine Seekarte zu veranschaulichen. Ein Theil des Riffs und der Inseln werden bei Hochwasser überfluthet, nur die wenigsten sind überhaupt bewohnbar und der Verkehr ihrer Bewohner durch die beträchtliche Ausdehnung der Lagune erschwert. Die Lagune des Atoll Dschalut (Bonham) ist 27 Seemeilen lang und setzt sich aus 58 (nach Witt nur 45) Inselchen mit 90 Quadratkilometer Areal zusammen, von denen nur 6 bewohnt sind. Die grösste derselben, Dschabwor, bildet einen an 8 Seemeilen (= 2 deutsche Meilen) langen, aber kaum einige hundert Schritt breiten, grossentheils unfruchtbaren Inselstreif. Die grösste Lagune des Archipels, Kwajalein, hat eine Länge von 57 Seemeilen (circa 16 deutsche Meilen); ihr Riffgürtel zählt 81 Inselchen, von denen die grösste nur 4 Seemeilen lang und kaum 1 Seemeile breit ist.

Die vorstehenden kurzen Notizen werden zur Genüge zeigen, dass ein so zersplittertes und dabei ärmliches Inselgebiet nicht stark bevölkert sein kann, wie dies schon zu Chamisso's Zeiten der Fall war, der z. B. Meschid und Wotsche (Otdía) zu je 100 Eingeborenen veranschlagt.

Die späteren Schätzungen der Gesamtbevölkerung mit 10.000 Bewohnern sind zu hoch gegriffen und beruhen auf zum Theil ganz irrigen Angaben. So verzeichnet der Missionär Gulik für Jemo 200 Eingeborene, für Udschilong gar 1000. Aber Witt fand die erstere Insel ganz unbewohnt, auf der letzteren nur 6 Eingeborene. Das grösste Atoll Kwajalein zählt nur eine Bevölkerung von 220 Seelen, und nach Witt würde Madschuru mit 1500 das am stärksten bevölkerte Atoll sein. Kuhn gibt (1882) für Arno sogar 3000 Einwohner an, aber diese Angaben sind bei Weitem überschätzt. Zuweilen kommen auf einer Insel durch zufällige Anwesenheit einer Canuflotte viel mehr Eingeborene als für gewöhnlich zusammen. Eine wirkliche Volkszählung hat nur auf Dschalut stattgefunden, und zwar durch Hernsheim 1878, die 1006 Bewohner (darunter 335 Männer) ergab. Die Eingeborenen, selbst die »Könige«, kennen selbstverständlich, ebensowenig als ihr Alter, die Bevölkerungszahl ihrer Insel; »König Kai-buke« von Milli hatte keine Ahnung, aus wie viel Inseln sich sein »Atoll-Königreich« zusammensetzte und rieth mir, selbst eine Zählung vorzunehmen.

Die Gesamtbevölkerung des Marshall-Archipels mit sechs überhaupt unbewohnten Atollen (Erikub, Jemo, Taka, Bigar, Ailinginae, Elmore) beträgt zwischen 7000 und 8000 (4000 auf Ratak, circa 3600 für Ralik), was circa 20 Seelen für den Quadratkilometer ergibt. Dabei ist zu erinnern, dass die Eingeborenen-Bevölkerung auch hier wie überall zurückgeht, woran aber hier der Arbeiterhandel (»Labortrade«) keine Schuld hat, der dem dünnbevölkerten Gebiete überhaupt fernblieb. Die Eingeborenen fangen eben an auszusterben, sobald sie in engeren Verkehr mit Weissen treten, eine Erscheinung, die sich überall in der Südsee wiederholt, aber schwer zu erklären ist. Eine Vermehrung in Folge der meist wilden Ehen zwischen Weissen mit eingeborenen Frauen findet nicht statt, denn diese Ehen sind selten productiv. Auch andere Ursachen tragen zur Verminderung der Bevölkerung bei. So waren die Atolle Rongelap und Rongerik früher von 80, respective 120 Eingeborenen bewohnt; Witt fand aber Ende der Acht-

zigerjahre nur 10, respective 18 Bewohner, jedoch verlassene Hütten für hundert. Die meisten Eingeborenen waren nämlich bei einer gemeinschaftlichen Canufahrt nach Süden verschlagen worden und umgekommen.

Wie alle Kanaker sind auch die Marshallaner keine langlebige Race. Die Frauen verblühen rasch, und die Männer treten schnell ins Greisenalter. Da die Eingeborenen ihr Alter selbstredend nicht kennen, lassen sich keine sicheren Zahlen angeben. Wenn daher z. B. Chamisso einen »80 Jahre« alten munteren Greis erwähnt, Kotzebue sogar einen »hundertjährigen«, so sind diese Schätzungen ohne Zweifel irrtümlich, denn gerade Eingeborene altern viel früher und rascher als Europäer.

Handel. Das Marshallmeer war dem Walfischfange nicht günstig, und deshalb verkehrten Fangschiffe hier selten. Aber der Führer eines solchen, Capitän Handy, eröffnete in den Fünfzigerjahren zuerst Handel mit den Eingeborenen Ebons, und 1857 liess sich die hawaiische evangelische Mission hier nieder. Die erste ständige Handelsstation wurde 1860 von der deutschen Firma Stapenhorst und Hoffschläger in Honolulu errichtet. Sie setzte Adolf Capelle (1864) auf Ebon ein zum Ankauf von Cocosnussöl, der später auf Dschalut eine eigene Firma gründete und den Eingeborenen zuerst Copra machen lehrte. Gegen Ende der Siebzigerjahre (1877) errichteten Hernalheim & Co. (Hamburg) auf derselben Insel eine Factorie, aus der 1889 die »Jaluit-Gesellschaft« (mit Sitz in Hamburg) hervorging. Der Handel der Marshall-Inseln ist also vorwiegend in deutschen Händen, das einzige Ausfuhrproduct Copra,¹⁾ das übrigens nur eine geringe Anzahl Inseln producirt, auf denen deshalb kleinere Stationen für Tauschhandel bestehen (Dschalut, Ebon, Namurik, Madschuru, Milli, Arno, Ailinglablab). Um der Erschöpfung der Palmen, die etwa 50 Jahre lang tragfähig sind, vorzubeugen, ist mit der Anlage von Cocosplantagen begonnen worden, da die Eingeborenen in dieser Richtung kaum für sich selbst Vorsorge trafen. A. Capelle war wiederum der Erste, der darin vorging: er kaufte 1877 die Insel Likib und miethete bald darauf Udschilong; auch auf Arno soll mit Anpflanzungen begonnen sein. Stürme haben übrigens auch auf den Marshalls wiederholt grosse Verheerungen in den Cocospalmenbeständen angerichtet. So ein Orkan im Herbste 1874 auf Ailinglablab, von dessen üblen Folgen sich diese Insel sieben Jahre später noch nicht erholt hatte. Aus derselben Ursache wurde Kili von den wenigen Bewohnern verlassen. Die Einfuhr nach den Marshalls bestand früher besonders in Tabak (amerikanischem Twist), Waffen, Spirituosen, Baumwollenzug, später kamen Lebensmittel (Reis und Schiffszwieback) hinzu. Bei der geringen Bevölkerung und der Bedürfnisslosigkeit derselben wird die Einfuhr übrigens immer eine beschränkte bleiben.

Mission. Durch Capitän Handy bei dem damals gewaltigen Häuptlinge Kaibuke aufs Beste eingeführt, begann die Mission 1857 ihre Thätigkeit, und zwar auf Ebon mit so gutem Erfolge, dass 1865 bereits 125, 1878 sogar 400 Eingeborene bekehrt waren. Im Ganzen besass die Mission auf sieben Inseln (Ebon, Namerik, Dschalut, Madschuru, Milli, Arno und Maloelab) Stationen, 6 Kirchen, 13 Lehrer und an 800 Bekehrte. Aber auch hier machte sich bald ein Rückschlag geltend, von dem ich mich selbst überzeugen konnte. Auf Dschalut kamen 1879 bei Gelegenheit der Anwesenheit des Missionsschiffes nur 20 Männer und 14 Mädchen, sonst kaum die Hälfte davon zur Kirche, auf Arno gab es nur 10 Christen und auf allen Marshall-Inseln zusammen 360 Kirchenbesucher.

¹⁾ Die Gesammtausfuhr schwankt je nach der Ernte zwischen 1500—2000 Tonnen (im Werthe von 300.000—500.000 M.). Ueber die wirthschaftliche Bedeutung der Cocospalme und Copra vgl. Finsch: »Ueber Naturproducte der westlichen Südsee« (Deutsche Colonialzeitung, 1887, S. 2—11).

Seitdem ist das Missionswerk wohl nicht vorgeschritten und die Erfolge, nach 35 Jahren, wie auf den Gilberts nur unbedeutend. Auf Grund der spärlichen Bevölkerung haben glücklicherweise keine Kriege stattgefunden, vielmehr erlangte die Mission, namentlich auf Ebon, ziemliche Herrschaft, die zu wiederholten Zerwürfnissen mit den weissen Händlern führte. So musste 1885 das deutsche Kanonenboot »Nautilus« auf Ebon einschreiten und der Mission eine Busse von 500 Doll. (= 2000 M.) auferlegen. Dabei war Ebon am weitesten in der Bildung voraus, denn hier konnte fast Jeder lesen, schreiben und rechnen,¹⁾ wie man es so nennt; trotz dieser Bildung war die Intelligenz aber auf keine höhere Stufe gestiegen, wofür ich nur ein Beispiel anführen will. Ein christlicher Ebonite liess sich in dem Kaufladen auf Dschabwor einen Dollar wechseln, diesen in zwei halbe, einen halben in zwei Quarter, einen Quarter in zwei Realen und kaufte sich dann für einen Real ein Fläschchen Haaröl!

Dass an den Missionsplätzen fast alle ethnologische Originalität verloren gegangen ist, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. Schon äusserlich kennzeichnen sich die »Lovers of Jesus« oder »Dri-anitsch« (= Geisternmenschen) durch das kurzgeschnittene Haar.

Dem Vernehmen nach wollte eine deutsche rheinische Missionsgesellschaft das Bekehrungswerk auf den Marhalls fortsetzen oder hat bereits damit angefangen.

Schutzherrschaft. Das deutsche Reich schloss bereits im Jahre 1878 mit dem Häuptlinge Kabua (Lebon) von Jaluit einen Vertrag für Ralik ab und übernahm 1886 (6. April) die Schutzherrschaft über die ganze Marshall-Gruppe, einschliesslich der etwas isolirteren nordwestlichen Inseln Eniwetok (Brown Isl.) und Udschilong (Providence Isl). Dadurch ist der Einfuhr von Schnaps und Waffen hoffentlich Schranken gesetzt.

I. Eingeborene.

Aeusseres. Die Marshallaner stehen in körperlicher Bildung entschieden den Gilbert-Insulanern nach, sind im Allgemeinen kleiner,²⁾ namentlich das weibliche Geschlecht, und von schwächlicherem Aussehen, im Uebrigen von der oceanischen Race nicht zu trennen (vgl. Finsch: »Anthropol. Ergebnisse« etc., 1884, S. 13—16). Auf Taf. II dieser Abhandlung sind zum Vergleiche typische Frauen von den Marshalls und von Samoa, nach meinen photographischen Aufnahmen, abgebildet. Ausserdem brachte ich 11 Gesichtsmasken³⁾ (darunter die des ehemaligen »Königs« Kabua) von Marshallanern, nach Lebenden abgegossen, mit, so dass auch in dieser Richtung reiches Material vorliegt. Unter den fast durchgehends wenig brauchbaren Völkertypen Choris' ist der auf Pl. I abgebildete Rataker noch am gelungensten und verdient citirt zu werden; die übrigen taugen nichts. Wie Chamisso dazu kam, die »grössere Reinheit« der Haut dieser Eingeborenen hervorzuheben, ist nicht recht erklärlich, denn gerade hier sind Schuppenkrankheit (*Ichthyosis*) und Ringwurm (*Psoriasis*, »Gogo«) stark verbreitet. Ebenso unbegreiflich ist, wenn Kotzebue die Hautfärbung als »schwarz« bezeichnet.

Sprache. Ueber alle Inseln der Marshall-Gruppe, einschliesslich Eniwetok und Udschilong, wird ein und dieselbe Sprache gesprochen, die diesem Archipel eigenthüm-

1) Die Mission gab in Ebonsprache auch eine Arithmetik heraus: »Buk in Bwinbwin«, Mission Press, Ebon 1876, 156 S., kl. 8^o.

2) Kotzebue gibt die Höhe eines Ratakers zu 7 Fuss (= 2'24 M.) an, der allerdings ein Riese gewesen sein muss; der längste von mir gemessene Gilbert-Mann, auch eine Ausnahme, mass 1'79 M.

3) Kubary hatte früher bereits drei Marshallaner abgegossen, die der Handelskatalog des Museum Godeffroy (V, 1874) verzeichnet.

lich und durchaus verschieden von der Gilbertsprache ist, wie von den carolinischen. Ueber die Sprache von Radak hat zuerst Chamisso (II, S. 95—111) ein Verzeichniss von circa 300 Wörtern gegeben, die allerdings zum Theil total verschieden sind von denen welche Kubary (I. c., S. 39—47 circa 400) und Hernsheim (I. c., S. 1—32; circa 700 Wörter) für Ralik verzeichnen.

Sind nun auch nach Hernsheim, jedenfalls dem besten Kenner der Marshallsprache, die Dialekte von Ralik und Ratak so verschieden, »dass sich selbst Eingeborene wechselseitig anfangs häufig nur schwer verstehen, so geht dieser Unterschied keineswegs über den gewöhnlichen Umfang der Dialekte hinaus.« Die grosse Anzahl abweichender Worte bei Chamisso (nur etwa 40 stimmen mit Hernsheim überein) rühren aber nicht allein von irrigen Auffassungen her, die ja für den, der eine derartige Sprache zuerst nach dem Gehör niederschreibt, unvermeidlich sind, sondern nach Hernsheim's gewiegtem Urtheil trägt hauptsächlich Kadu die Schuld, wie an so manchen Irrthümern, die auf seine Autorität durch Chamisso in die Literatur übertragen wurden. Ganz abgesehen, dass Chamisso seinen eingeborenen Freund und Sprachmeister wohl nicht immer richtig verstand, so hat Kadu andererseits jedenfalls da, wo ihm gerade das richtige Ralik-Wort nicht einfiel, irgend ein Wort aus seinem heimatlichen carolinischen Wortschatz angegeben, das Vocabulär Chamisso's ist deshalb mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Mit der Aussprache unserer Buchstaben verhält es sich auf den Marshalls wie auf den Gilberts (S. 25 [293]).

Herkunft. Darüber wissen die Eingeborenen, soweit meine Erkundigungen reichen, absolut nichts.

Charakter und Moral. Chamisso hat von den Marshallanern ein so überschwängliches, reizendes Bild entworfen, dass die späteren Beschreibungen wie reine Verleumdungen erscheinen. Er nennt sie »lebhaft, wissbegierig, geistreich, tapfer, treu, gastfrei, schamhaft, ohne Falsch und Lüge«, rühmt »die Unschuld und Zierlichkeit der Sitten, die zarte Schamhaftigkeit, den sittigen Anstand, die ausnehmende Reinlichkeit« und findet »überall ein Bild des Friedens und der fortschreitenden Cultur«. Wären die Marshallaner wirklich jemals solche Mustermenschen gewesen, so müssten Civilisation und Christenthum erröthend ihre Ohnmacht, sogenannte »Wilde« erziehen und bessern zu können, eingestehen. Aber Chamisso's dichterische Begeisterung und Freude, endlich einmal unverfälschte und unverderbte Naturmenschen gefunden zu haben, beeinflusste eine objective Beurtheilung seiner neuen Freunde, die schon damals alle Fehler und die wenigen Tugenden der Kanaka besaßen. Sie stahlen bereits, hielten nicht immer Wort und führten Kriege, wie selbst Chamisso zugestehen muss. Aber durch seinen Reisebegleiter Choris erfahren wir ausserdem, dass sie auch Talent zu Taschendieberei zeigten, und dass es mit der vielgerühmten Tugend des weiblichen Geschlechts schon damals nicht weit her war. »Schamhaftigkeit und Keuschheit sind den Anschauungen dieser Insulaner fremd; ohne etwas Unehrenhaftes zu finden, bietet der Mann seine Frau einem Anderen, der Vater seine Tochter dem Fremden an« und »die Frauen waren sehr bescheiden, aber ein Stückchen Eisen genügte, um die Tugend dieser Wildschönheiten zu Fall zu bringen« sagt Choris jedenfalls auf Grund von Erfahrungen. Auch Kotzebue erzählt von dieser ersten Reise einen Vorfall, wo ein Matrose den Verlockungen einer braunen Schönen nicht zu widerstehen vermochte, hebt trotzdem aber die »Sittsamkeit der Frauen« hervor. Chamisso bezeichnet merkwürdiger Weise sogar das Ueberlassen der Ehefrau Seitens des Hausherrn an den Gast als »reine, unverderbte Sitte«. Für die Beurtheilung der Sittlichkeitsfrage gibt überdies die Sprache gewichtiges Zeugniss. Sie besitzt für obscöne Handlungen, deren verschiedene Stadien und Details,

sehr bestimmte Bezeichnungen, die, von Allen gekannt, ohne Zweifel schon zu Chamisso's Zeiten existirten, ebenso wie der mehr als lascive Tanz »Rumm«. Das Wort »Dschirung« = Jungfrau hatte jedenfalls schon damals dieselbe Bedeutung, aber nicht in unserer Auffassung von »Unberührtsein«, denn häufig findet schon vor geschlechtlicher Reife Verkehr zwischen beiden Geschlechtern statt. Es wird daher Zeit, mit den in alle Lehrbücher übertragenen Mittheilungen Chamisso's in dieser Richtung zu brechen. Sie waren schon für die damalige Zeit nicht immer zutreffende, wenn auch der spätere Verkehr mit Weissen die bereits vorhandenen Untugenden leider nicht besserte, sondern eher vermehrte, wie z. B. in Betreff der Prostitution.

Meine Schilderung vom Jahre 1880: »faul, unwissend, sinnlich, indolent, zur Lüge und zum Diebstahl geneigt, ohne Gefühl für Dankbarkeit, Gastfreundschaft und Ehre in unserem Sinne, ohne Energie, theilnahmslos, wenig lebhaft, dabei aber freundlich, gutmüthig, nicht roh oder gefühllos, im Ganzen friedfertig, im Kriege ohne Muth und Tapferkeit« dürfte daher noch heute zutreffend sein, natürlich nur in gewissem Grade für gewisse Individuen. Denn auch auf den Marshalls habe ich sehr nette Eingeborene kennen gelernt, und im Ganzen lässt sich mit ihnen besser als mit den lebhaften und leicht aufgeregten Gilbert-Insulanern verkehren. Gegenüber den letzteren ist das ruhige, schweisgese, gedrückte Wesen der Marshallaner auffallend, aber erklärlich durch die Unterwürfigkeit dem Geburtsadel gegenüber. So beobachtete ich oft die Stille, welche bei Ankunft fremder Canus herrschte: schweigend hockt die Bevölkerung am Strande, schweigend werden die angekommenen Freunde begrüßt. Selbst die unvermuthete Zurückkunft der seit Monaten verschlagenen und längst verloren geglaubten Vertriebenen mit dem Schuner »Lotus« rief keine besondere Aufregung hervor, ein gellender Schrei der Weiber war Alles, dann folgte lautloses Umarmen, und erst Abends bei den sogenannten Tänzen ging es lebhaft her. Trunksucht war verhältnissmässig wenig verbreitet, denn nur Häuptlinge, als die einzige besitzende Classe, konnten diesem Uebel, das die Mission nicht auszurotten vermochte, huldigen, und thaten dies sehr gern. Zur Arbeit im Ganzen wenig geeignet, leisten doch Marshallaner auf kleinen Schiffen innerhalb ihrer heimischen Gewässer als Matrosen gute Dienste und erweisen sich als brauchbare Menschen, was Erwähnung verdient.

Gegenüber verbürgten Thatsachen, dass in den meisten Fällen Verschlagene von anderen Inselgruppen (Gilberts, Carolinen) todtgeschlagen wurden, darf die Friedfertigkeit der Marshallaner nicht zu sehr herausgestrichen werden. Später zog man es vor, Verschlagene am Leben und als eine Art Slaven arbeiten zu lassen, wie ich solche (von den Gilberts) auf Milli sah.

In den Vierziger- und Fünfzigerjahren erlangten die Marshallaner sogar durch eine Reihe sicher nachgewiesener Ueberfälle auf Schiffe notorische Berühmtheit, besonders die Eboner unter dem gefürchteten Kaibuke. Noch im Jahre 1869 wurde auf Rongelab die Mannschaft des deutschen Schuners »Franz« erschlagen, das Schiff geplündert und verbrannt, ein Drama, bei welchem der spätere König von Dschalut »Kabua« stark mitbetheiligt gewesen sein soll. Wenn auch vermuthlich Uebergriffe und Rohheiten Seitens der Fremden zuerst die Rache der Eingeborenen herausforderten, so hat die Habsucht der Häuptlinge jedenfalls später eine nicht untergeordnete Rolle dabei gespielt. Selbst das Schicksal Kadu's bleibt unaufgeklärt und die Vermuthung, dass er wegen seines »Eisenreichthums« von den Freunden erschlagen wurde, berechtigt.

Reinlichkeit, von Chamisso besonders hervorgehoben, ist thatsächlich sehr wenig vorhanden. Von Waschen kann kaum die Rede sein, denn das Sitzen im Wasser, der Lagune oder in den Tümpeln, denselben, welche Trinkwasser liefern, dient mehr zur

Abkühlung. Badeschwämme, die in der Lagune von Ailinglablab in ziemlich guter Qualität vorkommen, blieben unbenutzt. Aber an Missionsplätzen haben sich zum Theil Kämme eingeführt, die Kopfparasiten aber nicht ausgerottet. Das gegenseitige Absuchen der Läuse (Kid) und Verzehren derselben war damals noch gang und gäbe.

II. Sitten und Gebräuche.

(Socials und geistiges Leben.)

1. Sociale Zustände.

Sehr bezeichnend für dieselben ist das mittelalterliche Feudalsystem mit bestimmten, ziemlich scharf begrenzten Ständen:

1. Kajur oder Armidsch (= Mann), besitzlos und nur mit Land (d. h. Cocospalmen) belehnt.

2. Leotakatak, mit eigenem Besitz.

3. Burak, meist Söhne und Brüder des Häuptlings, zuweilen sehr reich und einflussreich.

4. Irodsch, Häuptling, muss wenigstens mütterlicherseits von Irodschblut abstammen, wenn sein Vater auch nur Burak war. Denn der Rang erbt nach der Mutter, nicht nach dem Vater, entsprechend der marshallanischen Anschauung, dass man von einem Kinde stets die Mutter kennt, aber nicht immer weiss, wer der Vater war. Heiratet z. B. ein Irodsch aus dem Burakstande, so werden die Kinder nur Burak, während umgekehrt im Heiratsfalle eines Burak mit einer Irodschfrau die Kinder dem letzteren Stande angehören. Kabua alias Lebon (Laban), der damalige »Irodsch-lablab« oder »grosse« Häuptling von Dschalut und Ebon, nur ein Leotakatak von dem nördlichen Atoll Rongelab, wurde Irodsch, als er Limokoa, die Witwe des grossen Kaibuke von Ebon, heiratete. Da diese Ehe kinderlos blieb, die anderen Kinder Kabua's von anderen Frauen aber nur dem Burakstande angehörten, so war Kabua's Stiefsohn Lemoro (alias Latablin, zuletzt »Nelu«), damals ein Jüngling von circa 20 Jahren, der zukünftige Irodsch-lablab, für den Kabua als Vormund waltete. Andere, viel ältere Kinder Kaibuke's, wie z. B. Lageri auf Dschalut, waren dem Stande der Mutter entsprechend nur Leotakatak, dagegen Lidauria, die Tochter Kaibuke's mit Limokoa, einer Irodschtochter, die höchste Person überhaupt. Im Falle ihrer Verheirathung mit einem Irodsch würde dieser Anrecht auf die Würde des Irodsch-lablab erlangt haben, die gewöhnlich nicht auf den Sohn, sondern den jüngeren Bruder übergeht. Man ersieht hieraus, dass die Verhältnisse der Erbfolge ziemlich verwickelt sind, aber sie werden oft durch Gewalt geregelt, indem man den einen Gegner aus dem Wege schafft. Der Vorwand wird dann in Hochverrath gesucht und gefunden, wobei natürlich die Hilfe der übrigen Irodsche erforderlich ist, die unter sich den Irodsch-lablab erwählen. Die Macht eines solchen war früher sehr bedeutend, er befahl auf Seereisen wie im Kriege und entschied über Leben und Tod. Das Todesurtheil wurde nach Hertsheim durch Speeren oder Steinigen vollzogen, nach Kubary ertränkte man Frauen. Welche Vergehen die Todesstrafe nach sich zogen, ist nicht recht klar, da Mord z. B. kein Grund dafür war. Bestimmte Gesetze gab es eben nicht, und die Justiz und deren Ausführung hing ganz von der Willkür der Irodsche und deren jeweiligen Machtstellung ab. So war kurz vor meiner Ankunft auf Namurik ein Ehebrecher erschlagen worden, obwohl diese Sünde sonst sehr häufig begangen wurde und ungestraft blieb. Aber die christliche Partei wollte

ein biblisches Urtheil vollziehen, und der Mann sollte eigentlich gesteinigt werden. Als dem »Könige« von Arno in Folge einer Krankheit das Kopfhaar ausging, mussten alle Männer seinem Beispiele folgen und sich scheeren. Ein Ebon-Häuptling, der auf Dschalut einem betrunkenen weissen Schiffsführer einen goldenen Ring gestohlen hatte, wurde zur Lieferung von Holz verurtheilt. Wäre es ein Kajur gewesen, so hätte er wahrscheinlich die Ohren lassen müssen, denn Abschneiden der Ohren oder vielmehr der künstlich verlängerten Lappen scheint eine beliebte Strafe gewesen zu sein. Sie wurde noch 1878 auf Dschalut an einem Eingeborenen vollstreckt, der einen Weissen blutig geschlagen hatte und eigentlich aufgehängt werden sollte. Aber als ein »beach-comber« (bummelnder weisser Händler) dem »König« Kabua ohne allen Grund ein blaues Auge schlug, erkannten die Weissen nur auf Verbannung.

Auf Arno lernte ich übrigens einen weissen Händler kennen, dem in verdächtiger Weise der rechte Ohrappen fehlte, erfuhr aber den Grund nicht. Wie Kabua seinerzeit noch Ohren abschnitt, tödtete der gefürchtete Kaibuke (der Ende der Siebzigerjahre starb) auf Ebon mit eigener Hand; ja sein Neffe, ebenfalls Irodsch, speerte zwei seiner Frauen. Von der äusserlichen Unterwürfigkeit, wie sie z. B. Kaibuke gegenüber herrschte, dem sich seine Unterthanen nur in demüthiger Haltung nahen durften, war bei Kabua nicht mehr die Rede. Der »Oberhäuptling und Herr von Ralik«, wie er im deutschen Verträge euphonistisch genannt wird, genoss wenig Autorität und hatte höchstens auf Ebon, auf den übrigen Inseln kaum Einfluss. Auf Dschalut bestand zwar noch die alte Feudalwirthschaft, aber auch hier gelang es Kabua nicht immer, die nöthige Anzahl Arbeiter für die Weissen zu stellen. Es war viel, als er beim Baue eines Steindammes aus Korallstücken 30 Männer, 40 Frauen und 20 Kinder für circa eine Woche zusammenbrachte, für die er täglich einen »Bum« (d. h. ein Tabatieregewehr, damals dort im Werthe von 40 Mark) erhielt. Bald musste aber pro Kopf täglich ein Schiffszwieback beigelegt werden, weil Kabua sonst die Leute nicht ernähren konnte. Uebrigens gehörte Kabua die meiste Copra, soweit dieselbe nicht heimlich verkauft wurde, bei grossen Fischfängen erhielt er den Löwenantheil, er vermiethte seine Kajur auf Schiffe und zog deren Lohn ein, kurzum machte es ziemlich ebenso wie sein College auf Aur zu Chamisso's Zeit, der nach Weggang des »Rurik« alles vertheilte Eisen einforderte. Wegen ein paar Stückchen Eisen gab sich Kabua freilich keine Mühe, aber umsomehr war er dahinter, den Verdienst der Mädchen in blanken Dollars einzuheimen, denn diese »sittsamen, keuschen, bekehrten« Mädchen waren oft sehr begehrt, und er schlug zuweilen mehr aus ihnen heraus, als aus seinen Matrosen. Der »König« hielt es daher nicht unter seiner Würde, nächtlicherweile die Hütten zu revidiren, ob die Eine oder Andere vielleicht fehle, und beanspruchte in einem solchen Falle den üblichen, je nach dem Range der Schiffsleute von 1—3 Dollar variirenden Obulus für sich.

Äusserlich kennzeichnet sich der Häuptlingsrang durch einige auf die Backen tätowirte Längsstriche; nach Chamisso damals durch einen Bandstreif von *Pandanus*-Blatt um den Hals.

Namentausch findet noch, aber nur zwischen Eingeborenen statt; Weisse geben sich nicht mehr damit ab.

Begrüssung ist jetzt fast allgemein das durch die Mission eingeführte Handgeben. Die Begrüssungsformel »jokwejuk« entspricht ungefähr unserem »ich liebe Dich«. Freunde pflegen sich beim Wiedersehen zu umarmen und mit der Nase zu berühren, was »medschenmä« heisst, aber nicht blos, wie Chamisso sagt, unter Ehegatten üblich ist. Nach Harnsheim gibt es noch eine andere Liebkosung oder Ausdruck der Zärtlichkeit durch Berühren mit der Zunge (nicht unser Küssen), »lagomedschi« genannt.

Tauschmittel (Geld). Vermuthlich waren *Spondylus*-Scheibchen (»Aaht«) früher das eigentliche Eingeborenengeld. Im Uebrigen wurden hauptsächlich Nahrungsmittel, Matten und andere Erzeugnisse vertauscht, wie dies zum Theil jetzt noch stattfindet. Schon in den Siebzigerjahren bezogen die christlichen Eboniten alle Matten, Faserröcke, Fischhaken, Leinen etc. von den betriebsameren Bewohnern der nördlichen Inseln. Auf Dschalut war es zu meiner Zeit noch ähnlich, aber hier bereits wie auf anderen Inseln mit Handelsstationen Silbermünze, und zwar der chilenische Dollar (zu circa 3.60 Mark) eingeführt. Der Taglohn betrug 25 Cents (= circa 1 Mark) pro Tag, aber die durch die Mission mehr gebildeten Eboniten waren in dringenden Fällen, z. B. Löschen und Laden eines Schiffes, mit einem Dollar pro Tag kaum zufrieden.

Verbot (emó = tabu) besteht für gewisse Fälle und wird von den Häuptlingen angeordnet. Zur Zeit meines Besuches auf Arno war z. B. keine Cocosnuss zu haben. Als Tabuzeichen wird ein Cocosblatt der ganzen Länge nach, mit den Enden der Blattfiedern zusammengeknotet, um den Stamm geflochten, ganz in der Weise, wie es fast überall, auch in Melanesien geschieht, was allein schon das Erklettern sehr erschwert.

2. Stellung der Frauen.

Bei Besprechung der Stände ist bereits der durch Geburt bedingten hervorragenden Stellung der Häuptlingsfrauen gedacht worden, deren Wort unter Umständen auch für die Beschlüsse der Männer nicht ohne Einfluss ist. Schon Chamisso erwähnt einer Häuptlingsfrau auf Maloelab, die in besonders hohem Ansehen stand und auch Kotzebue gedenkt dieser »Königin«. Niedere Männer sollen mit einer Irodschfrau eigentlich nicht sprechen, und früher mussten alle Männer der zwei obersten Classen die Insel verlassen, wenn der Irodsch-lablab diese verliess. Da die Reisen mit Canus und meist zu mehreren geschehen, so folgten ja ohnehin die meisten Männer dem Häuptlinge. Aber auch die Frauen nehmen an Seefahrten wie am Kriege theil. Die Behandlung der Frauen ist im Ganzen eine gute, wenn sie auch der Willkür des Mannes ausgesetzt sind. Dass Mädchen durchaus freien Verkehr mit Männern pflegen und damit häufig schon vor erlangter Pubertät anfangen, ist schon im Vorhergehenden erwähnt worden. Deshalb finden auch bei der ersten Menstruation keine besonderen Feste statt, aber während der Periode haben Frauen und Mädchen in einer etwas abgesonderten, eigens dazu erbauten Hütte (»Dschukwen«) zu wohnen, wie dies nach Kubary auch auf Yap Sitte ist.

Besondere Heiratsgebräuche gibt es nicht, als dass den Eltern der Braut Geschenke gemacht werden; auch war früher für den niederen Stand die Einwilligung der Irodsche nothwendig. Die Ehen, für die Kajur laut Satzung monogamisch, sind ziemlich lax und ziemlich nahe Blutsverwandschaft kein Hinderniss, denn beim Tode eines Irodsch muss der Bruder die hinterlassenen Witwen heiraten. Ehebruch ist von beiden Seiten nicht selten, war aber nur, wenn mit einer Häuptlingsfrau begangen, todeswürdig, ein Fall, der aber wohl nur selten vorkam. Aber der Irodsch hatte seine Frau dem ebenbürtigen Gaste während dessen Anwesenheit zu überlassen und konnte dem Kajur die Frau wegnehmen; der letztere durfte aber keine geschiedene Frau der höheren Stände heiraten oder überhaupt Umgang mit ihr pflegen. Ehescheidung ist häufig; gefällt dem Manne die Frau nicht, so schickt er sie einfach ihren Angehörigen zurück. Weisse, mit Eingeborenen verheiratete Händler pflegten es ebenso zu machen, auch wenn die Ehe durch einen farbigen Missionär eingesegnet und schriftlich beglaubigt war. Frauen, die ihrem Manne mehrere Kinder schenkten, durften nicht verstossen werden und mit ihrem Manne essen, wie Kotzebue schon die gemeinschaftlichen Mahlzeiten beider Geschlechter

erwähnt. Meist halten sich aber die Weiber gesondert und hocken z. B. bei Ankunft von Canus in Gruppen für sich beisammen am Strande.

Die früheren Gebräuche bei Geburten waren damals schon stark in der Abnahme begriffen. Die Entbindung fand früher in einer besonderen Hütte unter Hilfe alter Frauen statt; zum Abschneiden des Nabelstranges bediente man sich einer scharfen Muschel. Gleich nach der Geburt wurde das Kind in dem natürlich lauen Regenwasser gewaschen, dann mit Cocosöl eingerieben und auf eine feine Matte gebettet; die Verwandtschaft und Freundschaft kam, um das Neugeborene anzusehen. Zugleich zündete man in der Hütte ein Feuer an, das drei Wochen lang, die Zeit, welche die Wöchnerin zu verweilen hatte, unterhalten wurde. Dieses Feuer sollte die bösen Geister fernhalten und wurde von einem Drikanan, Zeichendeuter oder Weissager, unter Hersagen von Segenssprüchen langsam mit Wasser ausgelöscht. Die Mutter durfte während der drei Wochen, mit Ausnahme gewisser Fische, Alles essen, aber während eines Monats keinen Umgang mit dem Manne pflegen. Wenn nach Ablauf der drei Wochen die Mutter mit dem Kinde nach ihrem Hause heimkehrte, fand grosser Tanz statt, zuweilen an mehreren Tagen, respective Abenden. Mit der Namensgebung war keinerlei Festlichkeit, kein Pathenwesen verbunden. Die Eltern gaben den Namen, wie es ihnen gerade einfiel, mit Vorliebe den einer hervorragenden Person. So nannte Launa, ein Irodsch von Kwajelein, seinen Sohn Ledschebuggi, nach einem alten bekannten Manne, ohne dass letzterer davon Mittheilung erhielt. Kinder werden wie bei allen Eingeborenen lange Zeit, oft bis ins dritte oder vierte Jahr gesäugt,¹⁾ ausserdem mit Cocosmilch, Palmsaft, später Arrowrootmehl aufgezogen. Uneheliche Kinder und deren Mütter trifft selbstredend nicht der geringste Tadel, da solche Fälle ja keine seltenen sind. Ohnehin kein fruchtbares Geschlecht, sterben ausserdem eine Menge Kinder während der Zahnperiode, wie überhaupt in den ersten Lebensjahren, so dass das Gesetz, welches einer Mutter nicht mehr als drei Kinder erlaubt, um Ueberbevölkerung vorzubeugen, wenn überhaupt jemals existirend, sehr unnöthig gewesen sein würde. Der Kindesmord, wie ihn Chamisso, nur auf Kadu's Zeugniß, in alle Lehrbücher einführte, darf daher mit aller Bestimmtheit bestritten und die Ehre der Marshallaner muss in dieser Richtung wieder hergestellt werden. Kabua war beim Tode seines kleinen Sohnes wie geknickt und weinte tagelang; dasselbe Gefühl und Kinderliebe findet sich aber bei dem geringsten Kajur. Selbstredend wachsen Kinder ohne jede Erziehung auf und haben ihren freien Willen, betragen sich aber sehr gut.

3. Vergnügungen.

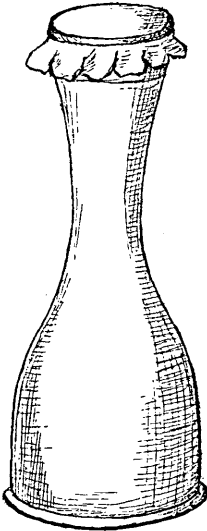
So bedürftig und schweigsam die Marshallaner für gewöhnlich auch sind, um so lebendiger und beweglicher werden sie, sobald es sich um Lustbarkeiten, Feste (»goje-goi«) handelt. Weniger lärmend als auf den Gilberts, zeichnen sich diese Feste auch dadurch vorthellhaft aus, dass sie ohne Trunkenheit, Zank und Schlägerei durchaus friedlich verlaufen. Aber Musik wird natürlich gemacht, wenigstens Lärm geschlagen, und dazu bedient man sich hauptsächlich der:

Adscha (Nr. 599, 1 Stück, Fig. 17), Trommel; 66 Cm. lang, aus einem Stück leichten Holzes vom »Gning«-Baum gefertigt, in Form einer sanduhrähnlichen hohlen Röhre, das obere schmälere Ende (19 Cm. Diameter) mit der Kehlhaut (nach Anderen

¹⁾ Für »Milch« gibt Chamisso nach Kadu wieder einmal das Wort »Tall« der Uleaisprache an; im Marshallanischen heisst aber »Milch«: Dren in ningening = Kinderwasser.

Magenhaut) einer Haiart »Berro« bespannt. Dschalut. (Vgl. Abbild. Choris: Pl. II, Fig. 6; Hernsheim: »Beitrag etc.«, S. 95, und »Südsee-Erinnerungen«, S. 86; Finsch: Westermann's Monatshefte, 1887, S. 498, Fig. 3.)

Fig. 17.



Trommel.
Dschalut.

Die Trommel der Marshall-Inseln (und von Ponapé) bildet einen eigenen Typus und unterscheidet sich von der melanesischen (vgl. Taf. [13], Fig. 1) sehr erheblich durch die Ungleichheit der beiden Enden, von denen das untere breiter ist, und dadurch, dass sie keinen Henkel hat. Obwohl stets ganz glatt und ohne jede Verzierung in Schnitzerei, durch welche sich die melanesischen Trommeln oft als wahre Kunstwerke auszeichnen, gehören die Trommeln der Marshalls doch mit zu den hervorragenden Erzeugnissen des Eingeborenenfleisses. Das isolirte Vorkommen dieses Schlaginstrumentes gerade in diesem centralsten Theile Mikronesiens (sowie nur noch auf Ponapé) ist ethnologisch ein ganz besonders interessantes und zeigt die spontane Entstehung gewisser Geräthe und Gebräuche an den entferntesten Localitäten. Die marshallanische Trommel schliesst sich in der Form zunächst der melanesischen (Neu-Guinea etc.) an, aber gleiche Lärminstrumente sind auch weit über Polynesien verbreitet. So verzeichnet Wilkes von Fakaafu der Tockelau-Gruppe ausser einer trogformigen Trommel, die sich zunächst der ähnlichen auf Fidschi und Tonga und weiter den grossen in Melanesien (Taf. [3], Fig. 8) anschliesst, eine kleinere. Dieselbe besteht aus einer ausgehöhlten, mit Haifischhaut überzogenen Holzröhre und wird nicht mit den

Händen, sondern zwei hölzernen Schlägeln geschlagen. Sehr ähnlich waren die Trommeln der alten Samoaner und Hawaier, die Wilkes noch 1841 in Gebrauch sah. Die Hawaier benutzten eine kleine Trommel aus einer Cocosnussschale, mit Haifischhaut überzogen, die mit einem hölzernen Schlägel geschlagen wurde (Choris: Pl. XI, Fig. 4 und 5 und Pl. XII). Ausser zum Taktschlagen dienen Trommeln auch anderen Zwecken. So erwähnt Kotzebue, dass die Bewohner von Otdia bei der Ankunft der Corvette die Trommeln rührten, »auf diese Art die Götter um Hilfe anrufen« und »dass diese religiöse (!) Handlung die ganze Nacht dauerte«. Selbstredend handelte es sich nur um Allarmiren und um sich gegenseitig Muth zu machen.

Ausschliessend von Frauen benutzt wird der:

Dimuggemuk (Nr. 588, 1 Stück, Taf. V [22], Fig. 11), Taktschlägel, 19 Cm. lang; kegelförmiges, rundes (wie gedrechseltes) Stück Hartholz (Mangrove, »Kinet«). Dschalut.

Ich erhielt nur noch wenige solcher alten Stücke, darunter eines, in welches einige Vertiefungen mit Blei ausgeschlagen waren, um das Gewicht zu erhöhen. Diese Taktschlägel werden bei gewissen Gesangsvorstellungen der Mädchen und Frauen benutzt, um durch gegenseitiges Anschlagen der Hölzer helle Töne hervorzubringen, welche zur rhythmischen Begleitung dienen. Aehnliche Taktschlägel aus Bambu finden sich auf Neu-Britannien (I, S. [28]); die hawaiischen Frauen bedienten sich kurzer Stöckchen. In derselben Weise wurden früher von den Männern runde, circa 1 M. lange Tanzstöcke aus Eisenholz (Mangrove) benutzt, die aber damals bereits, wie die Taktschlägel der Frauen, durch gewöhnliche unbearbeitete Knüppel und Holzstücke ersetzt waren.

Ein anderes sehr eigenthümliches Schlaginstrument der alten Hawaier, aus einem in der Mitte ausgeschnittenen Stück Bambu (Choris: Pl. XI, Fig. 9 und 10) erinnert an

ähnliche Geräthe zum Taktschlagen in Melanesien (Neu-Guinea II, S. [122] und [254]) und auf Samoa (Wilkes II, S. 134). Wie diese primitiven Instrumente in Polynesien bereits der Vergangenheit angehören, so wird dies auch bald auf den Marshalls der Fall sein. Zu meiner Zeit (1879) waren Trommeln auf Dschalut noch ziemlich vertreten, und ihre dumpfen Töne, die an entferntes Dreschen erinnern, konnte man oft hören. Die Trommel diente damals nur zum Taktschlagen bei Begleitung der Gesänge zu den pantomimischen und gymnastischen Vorstellungen, den sogenannten Tänzen, und wird nur vom weiblichen Geschlecht bedient. Die auf der Erde sitzende Trommlerin legt das Instrument mit dem vorderen Ende auf ihren Schoß und bearbeitet das Fell mit den Fingern beider Hände (vgl. Choris: Pl. XVI und XIX). Auf Seereisen werden Trommeln ebenfalls mitgenommen und bei Abfahrt wie Ankunft von den Weibern darauf Lärm geschlagen.

»Dschilil«, die bekannte Muscheltrompete aus *Tritonium tritonis*, war damals noch in Gebrauch, wie immer nur zum Signalblasen. Dafür ist sie bei Seereisen unentbehrlich, um die Canus während der Nacht zusammenzuhalten. Jeremia, der farbige Missionär auf Dschalut, blies freilich oft ziemlich erfolglos nach seinen Bekehrten, obwohl der Ton, ähnlich dem Brunfthirische, sehr weit hörbar ist. Abbildungen der Muscheltrompete: Choris, Pl. II, Fig. 5 (ungenau); Finsch, Westermann's Monatshefte, 1887, S. 449, Fig. 4.

Gesang und Tanz, nach der alten Weise, hatten sich, trotz des Dagegeneifers der Mission, noch damals in voller Blüthe erhalten und wurden bei jeder passenden Gelegenheit ausgeübt, besonders bei der Ankunft von Canus. Selbstredend handelt es sich nicht um Tanz in unserem Sinne, sondern um Vorstellungen, die Chamisso sehr passend mit »sitzende Liedertnze« bezeichnet. In der Hauptsache sind es Bewegungen der Arme, Verdrehen der Augen, seltener Trippeln der Beine, wobei gesungen, respective geschrien und mit Trommeln, Stcken und Händen Takt geschlagen wird. Beide Geschlechter haben ihre eigenen Vorstellungen, die indess insofern gemeinschaftlich sind, als die Frauen stets das Singen und Lrmmachen besorgen, also gleichsam die Kapelle bilden. »E-b« wird nur von Weibern vorgetragen. Sie sitzen dabei in zwei Reihen einander gegenüber, zwischen sich eine Schlafmatte ausgebreitet, und halten in jeder Hand einen der vorher erwähnten Taktschlägel (»Dimuggemuk«). Ein Anfangs leiser, dann immer lauter und rascher tönender Gesang wird durch entsprechendes Anschlagen der Hölzer gegeneinander, wie auf die Matte begleitet und endet mit einem gellenden Schrei. Die Bewegungen und das Klappern mit den Hölzern ist sehr wechselvoll, nicht minder die Verdrehungen des Kopfes und namentlich der Augen, welche manche der Vortragenden am Schlusse jeder Vorstellung in der unnatrlichsten Weise zu verdrehen wissen. Bei diesem »E-b« sah ich übrigens kleine, kaum sechs Jahre alte Mädchen mitwirken, die ihre Sache so gut als Erwachsene machten. Ähnliche Vorstellungen beschreibt Wilkes von Samoa, wobei die Mädchen ebenfalls mit Stckchen auf einer Matte und mit Händeklatschen den Takt schlugen.

Sehr beliebt sind die Gesangsvorstellungen (»Elulu« = Gesang), welche meist Häuptlinge zum Besten geben und bei denen Kabua selbst häufig mitwirkte. Die Vortragenden, selten mehr als drei, sind glänzend mit Cocosöl eingerieben und besonders geschmückt mit Kopfbinden aus Muscheln (Taf. [22], Fig. 1 und 2), Blumenkränzen, Halsbändern und Federschmuck an Armen und Daumen, zuweilen im Haar (vgl. die unter Schmuck beschriebenen Gegenstände). Auf ausgebreiteten Matten sitzend und mit einer Matte so bedeckt, dass der ganze Körper frei bleibt, besteht die ganze Kunst in eigenartigen, wie durch einen Krampf hervorgebrachten Verdrehungen des Ober-

körpers und ganz besonders der Arme und Augen, wobei leise eine eintönige Strophe gesungen wird. Diese Verzerrungen, Verdrehungen und Zuckungen müssen sehr anstrengend sein, denn die Darsteller gerathen gewaltig in Schweiss, den ihnen sorgsame Frauenhände am Ende jeder Tour abwischen. Die im Halbkreise um die Vortragenden sitzende weibliche Einwohnerschaft begleitet die Vorstellung mit Gesang, zu welchem Frauen mit Trommeln, die übrigen mit Händeklatschen den Takt schlagen. Der Gesang beginnt wie immer leise und langsam und endet in immer schnellerem Tempo in einem gellenden, grässlichen Schrei. Die in der »Gartenlaube« (1886, S. 37) nach meinen Skizzen entworfene Abbildung einer solchen Vorstellung ist durch künstlerische Freiheiten in den Details vielfach verfehlt, gibt aber immerhin eine gute Vorstellung. Eine durchaus exacte Vorlage übergab ich seinerzeit dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum, die zu einem Wandgemälde, die Marshall-Insulaner darstellend, dienen sollte.

»Gjöräng« heisst eine Aufführung der Männer, die, bei Weitem am wirkungsvollsten, auch für europäische Augen ungemein interessant und anziehend wirkt, aber schon damals kaum mehr stattfand. Die Theilnehmer stehen sich dabei in zwei Reihen oder gruppenweise gegenüber und schlagen mit längeren Stöcken den Takt zum Gesange, der ausserdem von der Weiberkapelle mit Trommelschlag und Händeklatschen begleitet wird. Der »Gjöräng« ist reich an wechsellvollen Touren; bald schlängeln sich die Theilnehmer wie bei unserer Polonaise, oder gerathen wie in wildem Kampfe durcheinander, oder einzelne produciren sich im Solo, wobei jeder durch zitternde Bewegungen des Oberkörpers und der Arme, die bis in die Fingerspitzen zu vibriren scheinen, nicht minder durch krampfhaftes Augenverdrehen und Trippeln der Beine zu excelliren sucht. Dabei wird von den Theilnehmern bald gedämpft, bald schrill und miss-tönend gesungen, und der Chor der Männer wechselt zuweilen mit dem der Weiber ab.

Die Theilnehmer des »Gjöräng« kleiden sich übrigens, soweit als möglich, in den feinsten Kriegsstaat, denn die ganze Vorstellung ist in der That Imitation eines Kampfes. Ein eigentlicher Kriegstanz ist es nicht, denn bei Gelegenheit der Kriegs-unruhen auf Dschalut wurde der »Gjöräng« nicht aufgeführt, wie an demselben nicht blos Männer, sondern auch kleine, kaum zwölfjährige Knaben theilnahmen. Diese Vorstellung ist übrigens sehr anstrengend und die Theilnehmer am Schlusse derselben wie in Schweiss gebadet.

Kotzebue beschreibt (»Neue Reise«, S. 178) solche Tanzaufführungen, die im Wesentlichen mit den heutigen übereinstimmen; nur wurde die Muscheltrompete dabei geblasen, weil die Aufführung eben eine »Schlacht« darstellen sollte. Wenn Kotzebue in einer anderen Vorstellung (S. 182), bei welcher Mädchen mitwirkten, eine »Vermählungsceremonie« zu erkennen glaubte, so ist dies eine phantasievolle Deutung, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Solche Schmachtszenen kennen die Eingeborenen nicht; dagegen entspricht ihren sinnlichen Anschauungen eine lascive Vorstellung der Mädchen (»Rumm« genannt), welche aus Rücksicht auf die Mission damals nur unter besonders günstigen Verhältnissen zu sehen war und bisher unbeschrieben blieb. Die ausführenden Mädchen trugen als einzige Bekleidung eine Matte, von der ein Zipfel zwischen den Beinen durchgezogen, mit einem Strick um die Hüften befestigt war, liessen aber im Laufe der Vorstellung auch diese Hülle fallen und erschienen dann völlig nackt. Die sowohl sitzend als stehend, einzeln oder zu Mehreren vorgeführte Production bestand, ausser dem bekannten Augenverdrehen unter Begleitung von Gesang und Händeklatschen durch eine Damenkapelle, hauptsächlich in einer vibrirenden Bewegung der unteren Bauchpartie, Wackeln mit dem Gesäss, also einer Imitation des Coitus, wobei auch die Bewegung des Mannes zur Darstellung kam.

Ohne Zweifel wurden diese Vorstellungen schon von Chamisso's »züchtigen, keuschen, sittigen Jungfrauen« aufgeführt, und damals blieb es wohl nicht bloß bei der Pantomime. Ähnliche ziemlich unanständige »Tänze« beschreibt Wilkes von Samoa (II, S. 134).

Wie die Gesänge (»Elulu«) nicht musikalisch, so sind die Worte zu denselben nicht poetisch, sondern behandeln in ermüdender Wiederholung gewisse Strophen die gewöhnlichsten Vorkommnisse. Kotzebue und Chamisso¹⁾ geben bereits Proben davon, und ich kann ein paar weitere hinzufügen. Ein Gesang, den ich auf Arno hörte, bezog sich nur auf Cocosnüsse. »Copra wird gemacht« sangen die Männer, »bringen in Coprahaus« die Weiber u. s. w. Eine andere Weise handelte nur vom Tabak: »Gib uns Tabak — wir verlangen sehr — wo ist er geblieben — der so weit — der Tabak, Tabak« u. s. w. Den nichtssagenden Text solcher Gesänge theilt auch Hensheim mit (»Marshall-Sprache«, S. 32 und »Südsee-Erinnerungen«, S. 86).

Besondere Häuser zum Abhalten von Tanzvorstellungen gibt es auf den Marshalls nicht, aber auf Arno sah ich vor dem Hause des Königs einen sorgsam geebneten und mit weissem Korallsand bestreuten Tanzplatz. Die Vorstellungen fangen manchmal schon früh an und dauern fast den ganzen Tag, finden aber der Hitze wegen vorzugsweise gegen Abend oder noch lieber bei Mondenschein statt, dauern aber nicht Nächte lang, sondern enden, wie ich oft notirte, meist gegen Mitternacht. Für die ausserordentliche körperliche Anstrengung ist dies auch hinreichend.

Tanzschmuck ist im Vorhergehenden (S. [389]) erwähnt und im Nachfolgenden unter »Schmuck« eingehend beschrieben.

Spiele sind mir nicht bekannt geworden.

4. Fehden und Krieg.

Obwohl nicht sehr kriegerisch, haben die Marshallaner doch von jeher Streit untereinander gehabt und in Folge dessen Kriege geführt, die nicht selten Eroberungen galten. Schon Chamisso musste mit innigem Bedauern diese Thatsache zugeben. Denn Lamari, der Irodsch-lablab über Aur, Maloelab und Wotsche, wollte seine Feinde von Madschuru, Arno und Milli unter Latete angreifen und war bereits so schlau, sich von dem mächtigen Fremden mit dem Kriegsschiffe Hilfe zu erbitten. Capitän von Kotzebue gab ihm denn auch etliche Lanzen und Enterhaken, wofür er als Gegengabe sechs Rollen präservirten *Pandanus* erhielt. Die neuen Waffen hatten dann auch den Krieg in sechs Tagen beendet, von mehreren Hundert waren aber nur fünf gefallen. Als von Kotzebue 1824 zum zweiten Male die Marshalls besuchte, fand er Wotsche wiederum im Kriegaufbruch, veranlasst durch Streitigkeiten von Häuptlingen, denen dann ja die niederen Stände Heerfolge leisten mussten. Chamisso hatte übrigens nicht Gelegenheit Kämpfen beizuwohnen, und seine einzige Quelle ist, wie so häufig, Kadu. Darnach ergibt sich, dass schon damals die Frauen mit in den Streit zogen, trommelten, Steine warfen, die Kämpfenden zu trennen versuchten, dass aber die Schlachten im Ganzen wenig blutige waren. Allerdings sollten in einem früheren Kriege 20 Krieger gefallen sein, aber die neuliche Schlacht auf Tabual (Atoll Aur) hatte nur vierein das Leben gekostet. Damals scheinen auch zwischen Ratak und Ralik Kriege stattgefunden zu haben, denn ein alter Mann des Ailuk-Atoll zeigte eine Wundnarbe, die er auf Ralik erhalten haben wollte. Ich selbst erinnere mich kaum, Marshallaner mit Wundmalen

1) Die in Band II, S. 112 mitgetheilten »Lieder von Radak« sind dichterische Uebertragungen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen.

gesehen zu haben, machte aber den grossen Krieg auf Dschalut mit, den ich a. a. O.¹⁾ ausführlicher beschrieben habe, so dass ich aus Erfahrung mitsprechen darf. Dabei gab es nun zwar keine blutigen, aber um so lächerlichere Szenen, und von Tapferkeit und Heldenthaten konnte überhaupt keine Rede sein. Die Ursache des Krieges war ein unbedeutendes Stück Land auf Dschabwor, das der Irodsch-lablab Kabua diesmal nicht einem Weissen, sondern einem schwarzen Wirthe »black Tom« verkauft hatte und das sein Bruder Loiak beanspruchte. Darauf zog sich der letztere, auch ein Irodsch, mit seinen Leuten auf eine andere Insel des Dschalut-Atoll zurück, und Kabua rüstete, um dem Angriff tapfer standzuhalten. Da erschien er, wie seine Mannen denn allesammt, im Nationalcostüm, es wurde viel getrommelt, gemimt, Augen verdreht und alle alten Waffen, Speere, Walspaten etc. hervorgesucht. Endlich nahte die feindliche Flotte, 20 Canus stark, Kabua musterte sein Heer, Alles in Allem 85 Krieger, Greise, Krüppel und Knaben inbegriffen, und zog dem Feinde, mit Spencer-Riffle und Lanze bewaffnet, muthig entgegen; die tapferen Weiber mit. Sie trugen in Körbchen Lebensmittel, Cocosnüsse, aber auch Steine und »pain-killer«, eine amerikanische Universalmedicin, die sich bei den Eingeborenen bereits eingeführt hatte. Loiak landete mit seinen Truppen, etwa 150 Köpfe stark, die Weiber inbegriffen, aber Kabua durfte ihn nach Kriegsgebrauch noch nicht angreifen, da sein eigentliches Gebiet noch nicht verletzt war. In bewundernswerther Eile errichtete man aber eine Schanze, 4—5 Fuss hoch und ebenso breit, aus Korallsteinen, über die ganze Breite der Insel, an dieser Stelle allerdings nur ein paar hundert Schritt, denn dieses Verschanzen scheint ein eigenthümlicher Zug in der Kriegsführung der Marshallaner zu sein. Trotz Wachposten durften Soldaten des Feindes ruhig passiren, um ihre Weiber zu besuchen und bei dem weissen Händler Pulver und Blei zu kaufen. Abends beim Schein der Feuer, wenn die Weiber mit Trommeln und Gesang einen Höllenlärm machten, wurde aber viel und scharf geschossen, blindlings in das Dunkel der Nacht hinein, um den Feind zu schrecken und den eigenen Muth zu stärken. Aber bei aller der Schiesserei gab es keinen Verwundeten, und als beide Theile erschöpft waren, keine Patronen (à 20 Pf.) mehr auf Credit erhielten, nichts mehr zu leben hatten, da wurde, allerdings erst nach Monaten, Friede geschlossen. Kabua trat seine Domäne wieder an, fand auf den Inseln, wo Loiak gehaust hatte, zwar die Cocospalmen noch vor, aber keine Nüsse, denn diese hatte sein Gegner bereits in Form von Copra an die weissen Händler verkauft. Nach Chamisso wurden schon damals die Palmen aller Früchte beraubt (nach Kotzebue sogar die Palmen vernichtet?) und überdies die etwaigen männlichen Gefangenen erschlagen, aber »der Sieger nahm den Namen seines erschlagenen Feindes« an — sofern er ihn wusste.

Jedenfalls waren vor Einführung von Feuerwaffen die Kriege blutiger. Dies beweist das Nachspiel, welches der eben geschilderte Krieg später auf den zwei nördlichsten Inseln der Ralikkette, Rongerik und Rongelap, fand, die Kabua, respective Loiak gehörten. Kaum hatten die Eingeborenen dieser Inseln von dem Kriege auf Dschalut Kunde erhalten, als sie übereinander herfielen und ohne Feuerwaffen Kämpfe führten, wobei mehrere gefallen sein sollen.

Auf Arno sah ich auch gewaltige Schanzbauten in der Nähe des Königshauses, denn eben war erst ein zweijähriger Krieg beendet, in welchem auch viel Pulver verschossen, aber nur drei Leute verwundet wurden, obwohl beide Parteien oft an 900 Krieger, inclusive Frauen und Kinder, ins Feld stellten.

Seekriege, d. h. mit Canuflotten, wurden nicht geführt.

1) »Gartenlaube«, 1881, S. 700—703.

Streit unter Eingeborenen der gewöhnlichen Classen findet im Ganzen selten, höchstens in der Betrunktheit statt und verläuft meist ohne blutige Köpfe. Die Raufbolde werden gewöhnlich von ihren Weibern oder Angehörigen festgehalten, bis sie sich in gegenseitigen Schmähungen ausgeschrien haben. Es geht also bei Weitem friedlicher zu als auf den Gilberts.

5. Waffen.

Wie wir eben gesehen haben, waren die Eingeborenen bereits reichlich mit Feuer-
gewehren versorgt, und die Dschaluter standen damals (1879) im Uebergangsstadium
von den gewöhnlichen Percussionsgewehren (»Bu« genannt) zu Hinterladern, wovon
die 1871 den Mobilgarden abgenommenen Tabatièregewehre damals zuerst eingeführt
wurden. Erst während der Kriegsunruhen kamen die alten eingeborenen Waffen zum
Vorschein, die sich übrigens auf den nördlichen Inseln noch allgemein erhalten hatten
und, soweit ich mich unterrichten konnte, nur in Wurfspieren und Schleuder bestan-
den. Chamisso erwähnt noch von Ratak einen »an beiden Enden zugespitzten Stab
(»Gilibilip«¹⁾), der, im Bogen geschleudert, wie der Durchmesser eines rollenden Rades,
sich in der Luft schwingt und mit dem Ende, womit er vorne fällt, sich einbohrt«. Diese
Kampfwurfstöcke habe ich nicht mehr gesehen, vermuthet aber, dass sie mit den
Tanzstöcken (S. [388]) identisch sind, wie solche ja auf den Carolinen (Ruk) auch gleich-
zeitig als Waffe und Tanzgeräth dienen.

Charakteristisch für die Waffen des Marshall-Archipel ist die äusserst seltene Ver-
wendung von Haifischzähnen als Material zur Bewehrung. Chamisso erhielt auf Meschit
»ein kurzes, zweischneidig mit Haifischzähnen besetztes Schwert« (Choris, Pl. II, Fig. 1),
bemerkt aber ausdrücklich, dass er nur dies eine sah. Wahrscheinlich stammte es von
einem verschlagenen »Repith-Urur« (Gilbert, s. S. [339] Anm.) her, die ja auf den Mar-
shalls meist erschlagen wurden. Haifischzahnschwerter sind also unter die gebräuch-
lichen Waffen der Marshallaner nicht aufzunehmen, dagegen wohl aber mit Haifisch-
zähnen besetzte Speere, die aber nach den Abbildungen bei Choris sehr erheblich von
den gleichartigen Waffen der Gilbert-Insulaner abweichen. Die Spitze des einen Speeres
(Pl. II, Fig. 3) ist nämlich mit sehr wenigen Haifischzähnen (im Ganzen 6) bewehrt, zeigt
ausserdem aber auch ins Holz eingeschnitzte Widerhaken; der andere Speer (Fig. 4) hat
eine Doppelspitze, die jederseits mit 10—12 Haifischzähnen besetzt ist. Ich möchte
daher bezweifeln, dass der über 3 M. lange, ganz in der Gilbertweise mit Haifischzähnen
bewehrte Speer, welchen ich auf Dschalut unter dem Namen »Rairat« oder »Raddirat«
erhielt, wirklich auf den Marshalls gemacht wurde. Dieselben Zweifel gelten in Bezug
auf die Echtheit des mit Haifischzähnen besetzten Speeres, den Hernsheim in der Hand
von Kubu (»Südsee-Erinnerungen«, Taf. 9) abbildet. Dieser Speer ist allerdings nach
Marshallmanier in zierlichem Muster mit *Pandanus*-Geflecht umspinnen, allein diese
Verzierung ist wohl erst später auf Dschalut gemacht worden. Wie ich unter den
Waffen der Eingeborenen noch Walspaten aus der Zeit des Walfischfanges sah, so
mochten sich auch Waffen der Gilbert-Insulaner erhalten haben, die gar nicht so selten
auf die Marshalls verschlagen wurden. Vermuthlich existiren auf Ratak noch heute
Exemplare jener Waffe, die durch Kotzebue zuerst eingeführt wurde, nämlich eiserne
Beile, deren Klingen die Eingeborenen auf lange Stöcke steckten und als Streitäxte be-
nutzten. Dies erinnert an die ähnlich entstandene moderne Waffe in Neu-Britannien
(I, S. [24], Taf. 4, Fig. 10).

1) Das Wort findet sich, wie so viele, nicht bei Hernsheim, dagegen »Gilikelik« = Dorn.

Häufiger als mit Haifischzähnen besetzte Speere waren jedenfalls solche mit Rochenstachel (Choris, Pl. VIII, mit drei Stacheln), wie sie ähnlich auch auf den Gilberts und auf Samoa vorkamen. Von Otoo (Paumotu) erwähnt Wilkes Speere (einfache, 6—7 Fuss lange Stöcke), an der Spitze mit dem Unterkiefer eines Delphins bewehrt (I, S. 322, Abbild.).

Ich erhielt auf den Marshalls keine Speere mit Rochenstacheln, sondern nur gewöhnliche, d. h. schlanke, an beiden Seiten zugespitzte, 2 bis fast 3 M. lange Stöcke aus Holz der Cocospalme, wie die folgende Nummer:

Mari (Nr. 705, 1 Stück) Wurfspeer aus Palmholz. Dschalut.

Eine feinere Sorte ist:

Mari (Nr. 704, 1 Stück), wie vorher, aber der Speer bis auf ein jederseits circa 50 Cm. langes Ende dicht mit hellem *Pandanus*-Blatt und schwarzgefärbtem *Hibiscus*-Bast in zierlichem Schachbrettmuster umspannen, die einzige Verzierung, welche mir bei Marshallspeeren vorkam.

Eine andere Sorte:

Bobug (Taf. II [19], Fig. 1, Spitzenthail), Wurfspeer, 2·25 M. lang, rund, aus Eisenholz (*Mangrove*), mit einer in sieben abgesetzten Kerben geschnitzten Spitze, gehört der Vergangenheit an, und ich erhielt davon nur noch ein Stück.

Sehr abweichend sind die Widerhaken an der Spitze des von Choris (Pl. II, Fig. 2) abgebildeten Marshallspeeres.

Die **Schleuder** (»Buat«), wie sie damals wahrscheinlich noch auf den nördlichen Inseln, auf Dschalut aber bereits nicht mehr gebraucht wurde, ist eigenthümlich und wesentlich von der der Carolinen verschieden. Das Polster, auf welches der Stein gelegt wird, besteht aus einem viereckigen Stückchen Mattengeflecht aus *Pandanus*-Blattfaser, an welches zwei Stricke befestigt sind. Die Proben, welche mir im Steinwerfen mit der Schleuder vorgeführt wurden, bekundeten keine grosse Fertigkeit, wie dies schon Chamisso erwähnt. Dagegen verstand man sehr geschickt mit der Hand Steine (Koralltrümmer) zu werfen und practicirte dies früher auch im Kriege.

6. Bestattung.

Die widerlichen Gebräuche der Gilbert-Insulaner in der Behandlung Verstorbener finden auf den Marshalls nicht statt, ebensowenig eine Verehrung der Schädel durch Aufbewahren derselben, wodurch sich die Bewohner beider Archipele, auch in dieser Beziehung wesentlich unterscheiden. Die frühere Bestattungsweise hatte durch den christlichen Einfluss an den Missionsplätzen zum Theil schon Einbusse erlitten, aber ich erhielt noch eingehende Kunde durch Kabua und einem Häuptling des Atoll Kwajalein. Beim Tode eines Häuptlings oder Angesehenen erhob sich zunächst ein grosses Geklage, hauptsächlich seitens der Weiber, dann fanden einen ganzen Tag und eine Nacht, oft zwei Tage lang Gesang- und Tanzaufführungen statt. Es waren dies aber keine besonderen, sondern dieselben wie sie im Vorhergehenden (S. [388]), namentlich unter »Elulu« beschrieben sind. In den Gesängen feierten weise Männer (Drikanan) das Leben und die Thaten des Verstorbenen, der übrigens nicht in Parade ausgestellt war. Inzwischen hatten Männer (sechs Männer!) das circa 3 Fuss tiefe Grab (»Uliej«: Kubary; »Lüp«: Hernsheim) gegraben, bei dem harten Grund und Boden ein mühsames Stück Arbeit. Die Leiche wird (aber nicht in »sitzender Stellung«, wie Chamisso sagt) in dicke Schlafmatten (Nr. 196) eingeschnürt und so ins Grab gelegt, dass der mit zwei Matten besonders bedeckte Kopf nach Sonnenuntergang liegt, mit dem Antlitz sich also nach Osten

wendet. Als Gaben erhält der Todte einen Bastrock (Ihn), zwei Matten und sonstigen Schmuck, jetzt häufig auch eine wollene Decke, mit ins Grab. Die nächsten Anverwandten, besonders der Bruder des Verstorbenen werden bei der Gelegenheit von Allen beschenkt. Das Grab wird von den (sechs) Männern mit Sand gefüllt, ein flacher Hügel aus Koralltrümmern aufgeschüttet, mit einer Einfassung von auf die hohe Kante gestellten Korallplatten. Zuweilen verwendet man auch kurze Stöckchen als Einfriedung und steckt am Kopfende des Grabes ein altes Ruder in die Erde, manchmal ein zweites am Fussende, wie ich dies beim Grabe des Königs auf Arno sah. Die (sechs) Todtengräber mussten drei Wochen lang am Grabe Wache und ein Feuer unterhalten, vermuthlich um böse Geister zu verscheuchen, und wurden während der Zeit gepflegt. Vornehme Frauen wurden ganz in derselben Weise wie Männer bestattet, aber mit Wenigbemittelten der niederen Stände machte man, wie überall, nicht viel Umstände, und begrub sie entweder in weniger tiefen Gräbern oder übergab sie (nach HERNSHEIM) in eine Matte gebunden, dem Meere. Nach CHAMISSE bezeichnete »ein eingepflanzter Stab mit ringförmigen Einschnitten das Grab der Kinder, die nicht leben durften«, also ein Kindergrab, wie ich es aber nicht zu sehen bekam. Der nur nominell bekehrte KABUA kaufte für sein gestorbenes, circa zwei Jahre altes Söhnchen eine lackirte chinesische Kiste mit Schloss als Sarg, in welchem die kleine Leiche mit reichen Geschenken von Baumwollenstoff u. s. w. noch lange über der Erde stehen blieb.

Die Gräber sind übrigens, um dies noch zu erwähnen, nicht in und bei den Häusern, wie auf den Gilberts, sondern abseits, meist an versteckteren Plätzen unter Cocospalmen angelegt, was mit der Geisterfurcht zusammenhängt. Auch werden keine Cocospalmen bei Gräbern gepflanzt, wie dies sonst, z. B. in Melanesien (II, S. [252]) Brauch ist.

7. Geister- und Aberglaube.

Durch die Mission ist zwar gar Manches im inneren Geistesleben der Eingeborenen verändert worden, aber selbst sogenannte Christen — »Dri-anitsch« (»Dri« = Knochen, Mensch; »anitsch« = Geist, Seele) hielten noch am alten Geisterglauben fest, und das wird wohl noch lange so bleiben. Werden doch auf Hawaii noch heutigen Tages im Stillen altheidnische Gebräuche gepflegt, und selbst bei uns haben sich Anklänge daran zum Theil in etwas veränderter Weise erhalten.

Die Marshallaner haben keine Religion, keine Priester, wohl aber existirt ein ziemlich roher Fetischismus, und es gibt Drikanan (»Dri« = Knochen, Mensch und »kanan« = weissagen), also Weissager, die aber keine bestimmte Zunft bilden, indess früher beim Volk sehr einflussreich gewesen zu sein scheinen. Das Wort »Jageach«, wie es CHAMISSE für »Gott« auf Ratak übersetzt, ist wenigstens auf Ralik unbekannt. Auch kann nicht von der »Verehrung eines unsichtbaren Gottes im Himmel« die Rede sein, sondern nur von Geistern (»Anitsch«), und deren gab und gibt es eine ganze Menge, höhere und niedere, ja jeder wird nach seinem Tode »Anitsch«. Damit ist aber nicht ein Glauben an ewiges Leben, Jenseits, nach christlicher Auffassung gedacht, sondern ein gewisses Geisterleben im Verbande mit der bestehenden Welt, im engbegrenzten geistigen Horizont des Marshallaners. Es gibt Menschen, welche die Geister, namentlich bei Nacht, hören, ja dieselben sehen und ganz wie unsere Spiritisten mit ihnen sprechen können; aber das sind deswegen nicht immer »Drikanan«. Bei Gelegenheit des Krieges auf Dschalut consultirte KABUA seinen »Anitsch«, der ihm den Sieg versicherte. Es gibt auch böse Geister, Gespenster (»Dschiteb«), weshalb die Gräber gewisser Verstorbener vermieden werden und Geisterfurcht herrscht. Ein Theil der geringfügigen

Opfergaben, meist Stückchen Cocosnuss, wird daher aus Furcht gebracht, wie die (S. [387]) erwähnten Feuer aus diesem Grunde angezündet werden. Götzenbilder irgendwelcher Art gibt es nicht, aber man betrachtet gewisse Stellen, Steine, Bäume, selbst Fische als den Sitz des Anitsch, ohne dieselben besonders zu verehren oder gar mit dem Begriff unseres »heilig« zu betrachten. Nicht einmal »tabu« ist mit solchen Stellen verbunden, denn schon Chamisso erwähnt, dass ein mit vier Balken eingefasster Platz um ein solche »heilige Cocospalme«, vermuthlich eine Grabstätte, unbehindert betreten werden durfte. Kabua zeigte mir die Stelle, wo früher ein alter Baumstumpf stand, der als grosser Anitsch galt. Hernsheim liess ihn unbewusst weghauen, aber die Eingeborenen waren deswegen nicht im Mindesten beleidigt. Auf Ebon gibt es einen anderen Stumpf eines alten »Bingebing«-Baumes, der aber noch etwas grünt, »Dscholobang« genannt, welcher ebenfalls Sitz eines Anitsch ist; die Leute pflegen kleine Steine dort niederzulegen. Auf dem Atoll Namo ist der grosse Stein »Luadonmul«, nach Kabua ein wirklicher Stein und kein Korallfels, nur für Irodsche; doch blieb es unausgemacht, ob Sitz nur für die Anitsche der Häuptlinge, oder ob blos für die letzteren zugänglich, denn es ist schwer, über Derartiges von Eingeborenen klare Auskunft zu erlangen. Sie sind schwerer von Begriffen als Ostiaken oder Samojeden. Auch auf Dschabwor des Dschalut-Atoll gibt es Steine »Ladschibundao«, die als Sitz von Geistern gelten; es war aber nicht auszumachen, ob diese Anitsch nicht blos als Aufenthalt Verstorbener, also von Seelen gelten. Auch Anitsch in Gestalt von Fischen sind bekannt, sie zeigen sich aber nur sehr selten, oft erst nach Jahren. Wer den grossen Fisch-Anitsch zuerst sieht, ruft »Ladschibunda-ó« und Alle eilen in Canus so schnell als möglich zur Stelle. Nach diesem Fische und der Anzahl kleiner, die mit ihm schwimmen (also wohl eine Art Hai), wird geweissagt, wie dies aber geschieht und zu welchem Zweck, davon wusste Kabua nichts.

Opferplätze waren aber solche Anitsch-Bäume, Steine u. dgl. nicht, doch werden in anderer Weise bei gewissen Gelegenheiten bescheidene Opfer gebracht. So gilt ein gewisser Platz im Hause, meist hinter dem Kopfende des Lagers, als »Anitsch-Stelle«, nach der man eigentlich nicht blicken darf und wohin man beim Beginn der Mahlzeit rückwärts einen Bissen wirft. Den begleitenden Spruch »Giedin Anis mne jeo« hat Chamisso wohl nur nach dem Gehör geschrieben, er muss nach Hernsheim »Kidschin (der Bissen) Anitsch (für den Geist) idschu« lauten. Bei dem »idschu« (»hier«) wird dabei mit dem Bissen nach der Stelle gedeutet, wo Anitsch helfen soll. Hat jemand z. B. Kopfschmerz, so hält er mit der Linken erst den Bissen an die schmerzende Stelle und wirft ihn dann hinter sich; bei Regenmangel deutet man mit dem Bissen nach den Wolken. Die Weissager (Drikanan) spielen bei solchen wichtigen Gelegenheiten selbstverständlich eine bedeutende Rolle, wie alle solche Leute, die ja auch bei uns noch nicht ganz verschwunden sind. Der »Drikanan« ist kein Wind- und Regenmacher, er weisst nur den angeblichen Ausgang wichtiger Ereignisse und Vorgänge, wie Krieg und Friedensschliessen, Canufahrten, Dürre oder Regen, Krankheiten u. dgl. Zuweilen zog er sich deshalb wohl ein paar Tage fastend in seine Hütte zurück (denn Tempel gibt es nicht) und liess sich schliesslich in Cocosnüssen und Lebensmitteln gut bezahlen, während der Anitsch leer ausging. Denn »feierliche Opfer, bei denen man dem Gotte Früchte weihte«, wie dies Chamisso nach Kadu berichtet, fanden nicht statt. Die Geschichte von dem »blinden Gotte« auf Bigar hat ebenfalls keine andere Autorität als die Kadu's und ist mit Vorsicht aufzunehmen.

Kabua erzählte auch von einem grossen Feste oder vielmehr Esserei, die früher alljährlich im Juli auf Dschabwor stattfand, wie es scheint in Verbindung mit dem

Anitschglauben, aber das Warum und Wie blieb unklar. Seitdem ist dieses Fest nach dem christlichen Ebon verlegt worden, und dahin begeben sich dann die Männer auch vom Atoll Dschalut.

Heilkunde als solche existirt natürlich nicht, aber es gibt Aerzte (»Driuno«, von »Dri« = Knochen, Mensch und »uno« Farbe, Medicin), die aber nicht mehr verstehen als Blutlassen, mittelst Hauteinschnitten, ausserdem warmes Wasser (»Dren-buil) innerlich verordnen, wie bei Wunden Umschläge von frischen Blättern. Massage wird in ähnlicher Weise wie auf den Gilberts (S. [317]) practicirt, häufig von alten Weibern, die wie bei uns noch auch hier kurpfuschen. Ich sah aber auch eine Zahnoperation, die allerdings in recht primitiver Weise vor sich ging. Ein hohler Zahn sollte entfernt werden. Der Patient legte sich flach auf die Erde, nahm eine Nuss zwischen die Zähne, um den Mund offen zu halten, und liess sich nun mit einem Holzstifte und Klopfer in etwa 20 Schlägen ohne Zeichen des Schmerzes die kranken Wurzeln herausmeisseln. Eigentliches Besprechen von Krankheiten scheint man nicht zu kennen, die »Drikanan« weisagen nur den muthmasslichen Ausgang und bedienen sich dabei zuweilen eines Orakels. Streifen von *Pandanus*-Blatt werden zusammengefaltet und je nach der Länge des letzten Stückes der Verlauf der Krankheit gedeutet. Ist z. B. das letzte Blattstück von gleicher Länge mit den vorhergehenden Umbiegungen, so gilt dies als günstiges Omen.

Im Hause des kurz vorher verstorbenen Königs auf Arno waren als Memento ein getrockneter fliegender Fisch, ein paar Streifen *Pandanus*-Blatt, in welche etwas eingewickelt war, und eine Flasche aufgehangen, wahrscheinlich im Zusammenhange mit »Anitschglauben«. Die Flasche hatte Medicin enthalten von einem weissen Händler und »Doctor med.«, seines Zeichens Barbier, den ein Schiff von S. Francisco mitbrachte, um den König zu heilen. Handelte es sich doch um eine Schiffsladung Copra als Honorar für glücklichen Erfolg, welche die Firma wie der »Doctor« indess nicht einheimsen konnten. Chamisso erwähnt übrigens auch bereits ähnlicher Andenken (gedörrte Fischköpfe, unreife Cocosnüsse, Streifen *Pandanus*-Blatt), die in Häusern von Häuptlingen aufgehangen waren.

Wie alle Kanaken, denen irgend etwas fehlt, gleichviel was es sein mag, bedienen sich auch die Marshallaner beim geringsten Unwohlsein eines Stockes zum Gehen.

Krankheiten sind übrigens im Ganzen selten, nach Hearn wird eine Art Influenza zuweilen verhängnissvoll. Syphilis ist schon lange durch den Schiffsverkehr eingeführt, bisher ohne verheerenden Einfluss.

III. Bedürfnisse und Arbeit.

(Materielles und wirthschaftliches Leben.)

1. Ernährung und Kost.

a) Pflanzenkost.

Von ebenso ärmlicher Bodenbeschaffenheit als die Inseln des Gilbert-Archipels, sind die Verhältnisse der Nahrung und Ernährung auch auf den Marshalls fast genau dieselben und fast ebenso kümmerliche. Wenn auch nicht gerade Hungersnoth, so herrscht doch zuweilen Mangel, wie z. B. zur Zeit meines Besuches auf Arno. Ein Sturm hatte die Brotfruchternte grossentheils und dadurch eine Hilfsquelle vernichtet, die sich nur schwer ersetzen liess. Die Cocosnüsse waren noch nicht reif, die Bevölkerung daher auf *Pandanus* angewiesen und auch dieser nur knapp vorhanden. Solche

kärgliche Perioden sind von jeher vorgekommen und mit die Ursache des Canuverkehrs der Inseln untereinander, deren Bewohner auf den gegenseitigen Austausch zum Theil angewiesen sind.

Mit der neuen Aera der Copraausfuhr im Grossen, womit den Eingeborenen ein wesentlicher Theil ihrer bisherigen Nahrung entzogen wurde, musste daher durch Import Ersatz geschafft werden, wie dies schon lange auf Dschalut und Ebon der Fall ist. Hier haben sich die Eingeborenen bereits an fremde Nährstoffe gewöhnt, unter denen Reis und Schiffszwieback (Biscuit) obenanstehen.

Die natürlichen Hilfsquellen sind übrigens dieselben als auf den Gilberts und beschränken sich wie dort auf einige wenige Producte, doch kommt Brotfrucht etwas häufiger vor. Aber »Bob«, die Frucht des Schraubenbaumes (*Pandanus odoratissimus*), liefert den Haupttheil der Ernährung. Die Eingeborenen unterscheiden nach den Früchten neun verschiedene (nach Chamisso 20!) Arten oder Varietäten, die nicht cultivirt werden, sondern wild wachsen und Allgemeingut sind. Für gewöhnlich werden die einzelnen Fruchtkerne ausgesaugt, aber zur eigentlichen Erntezeit eine Conserve bereitet, ähnlich dem »Teduai« (S. 51 [319]) der Gilberts. Die Bevölkerung des ganzen Dorfes betheiligt sich an dieser wichtigen Arbeit, und es herrscht freudige Betriebsamkeit, wie in der Ernte bei uns. Aber irgend eine Feier oder ein Fest zum Danke der »Götter« findet nicht statt, auch keine Tanzereien. Die Bereitung dieser Conserve »Dschenäguwe in Bob« ist folgende: Es wird eine grosse Grube (circa 10 Fuss lang, 4—5 Fuss tief und ebenso breit) gegraben, mit Korallplatten ausgelegt und in der Grube ein lebhaftes Feuer unterhalten, welches die Steine backofenartig erhitzt. Inzwischen sind die schweren Bobfrüchte gesammelt und in die einzelnen Fruchtkerne (abgeb. Choris, Pl. VI) getheilt worden, mit denen man die erhitzte Grube ausfüllt, abwechselnd eine Schicht Fruchtkerne auf eine Lage Blätter. Ist die Grube nahezu voll, so bedeckt man sie mit einer Blätterschicht, schüttet dann heissen Sand und heisse Korallsteine darauf und lässt die ganze Masse an zwei Tage zur Abkühlung stehen. Die Hitze hat den hochgelben, zähen Zuckersaft erweicht, der nun mittelst Schaben und Reiben vollends gewonnen wird. Mädchen und Kinder tragen die Fruchtkerne körbeweise den Männern zu, welche, vor einem Holzgestell knieend, mit Messern oder auf rauen Korallsteinen schaben und reiben, wobei Alles monotone Weisen singt. Der Saft wird nun auf Holzgestellen an der Sonne in Form flacher Kuchen getrocknet und dann in lange runde Rollen gepresst, die in *Pandanus*-Blätter eingepackt und sorgfältig in Cocosstricke eingeschnürt werden, wie dies die folgende Nummer zeigt:

Dschenäguwe (Nr. 98, 1 Stück) Modell einer Rolle mit Conserve, wie sie in den Handel kommt. (Abbild. Finsch in: Westermann's Monatshefte, 1887, S. 498, Fig. 2.)

Diese Dschenäguwe-Rollen haben gewöhnlich eine Länge von einem Meter, bei 16 Cm. Durchmesser und wiegen, wenn ich nicht irre, 20—30 Pfund. Das Pfund kostete damals circa 20 Pfennige; aber das Product wurde, wie schon zu Chamisso's Zeit, der es »Mogan« (?) nennt, als sehr werthvoll betrachtet, und die Eingeborenen hatten selbst nicht genug. Die braune, schneidbare Masse schmeckt sehr angenehm süss, wie Feigen, mit einem Beigeschmack von Datteln, und hält sich, wie man sagt, selbst ein paar Jahre lang. Bob-Conserve bildet daher keine tägliche Nahrung, sondern dient hauptsächlich als Proviant bei Seereisen; auch beschenken sich Häuptlinge gegenseitig damit.

In Zeiten von Mangel wird der Bob-Conserve auch geraspelte Rinde von *Pandanus* zugesetzt und so eine Dauerwaare bereitet, welche »Tikaka« heisst, und mit Wasser

zu einem Teig geknetet, in flachen Kuchen geröstet wird. Dies ist die »Speise aus gefaultem und pulverisirtem Cocosholz«, welche Kotzebue und Chamisso erwähnen.

Die Cocospalme (Ni) wird angebaut, doch geschah damals wenig in dieser Cultur. Nach Chamisso sollen nach den Nüssen 10 (!) verschiedene Arten oder Varietäten unterschieden werden, aber mir ist nur eine Art vorgekommen, ausser den merkwürdigen kleinen Nüssen von Udschae, hier »Bir« genannt, deren Kern (Berungar) nicht verhärtet, wovon aber auch nur eine kleine Anzahl Bäume dort wachsen. Takaru, Palm-saft (nicht »*Pandanus*-Saft«, wie Kotzebue meint) verstehen die Marshallaner auch abzupfen, aber das geschieht wohl nur selten, und von Bereitung von Syrup daraus oder dem berüchtigten, berauschenden sauren Toddy habe ich nichts erfahren. Die Marshallaner konnten damals genügend Schnaps (Hamburger Gin) kaufen und besaßen früher, wie die Gilbert-Insulaner, kein Berauschungsmittel.

»Mä« (Brotfrucht oder Jackfrucht, kenntlich abgebildet: Choris, Pl. VII) kommt nach Chamisso in zwei Arten (*Artocarpus incisca* und *integrifolia*) vor, aber überall recht spärlich und im Ganzen nur auf elf Inseln. Früchte mit Kernen (Kwelle), die geröstet wie Maronen schmecken, sind selten. Ueberhaupt ist die Qualität der hiesigen Brotfrucht gering; sie schmeckt in der gewöhnlichen Zubereitung, d. h. in der heissen Asche geröstet, ähnlich wie Kartoffeln. Aus Brotfrucht wird aber auch eine Dauernahrung bereitet, die mehr Volksnahrung ist als die obige aus *Pandanus*. Man schält die reife Brotfrucht; schneidet sie in Stücke, lässt sie ein paar Tage in Salzwasser wässern, stampft sie dann und verwahrt die säuerliche Masse, mit Brotfruchtbaumblättern (Bulik) zugedeckt, an einem schattigen Orte. Die weiche Masse wird dann durchgeknetet, nach Verlauf einer Woche zum zweiten Male und ist dann als die unter dem Namen »Piru« bekannte und beliebte, für unseren Geschmack aber fast ungeniessbare Nahrung fertig. Man verwahrt dieselbe in einer mit Korallsteinen und Blättern ausgelegten Grube oder in Körben aus Palmblatt, aus welchen der tägliche Bedarf geholt wird, oder verpackt sie in derselben Weise wie Bob in grosse, schwere, eingeschnürte Rollen, »Dschenäguwe in Mä« genannt, die sich mehrere (5—6) Monate halten sollen. Für einige wenige Inseln, wie z. B. Udschae, ist Piru ein Ausfuhrartikel.

»Mogemog« heisst ein aus den Knollen einer Taro- oder Arum-Art gewonnenes Mehl, welches von jeher von den nördlichen Inseln nach den südlichen vertauscht wurde. Es wird mit Wasser zusammen gerührt in Cocosschalen zu einem Brei gekocht oder mit geschabter Cocosnuss und bildet eine Lieblingsspeise. Nach Chamisso wird Mogemog aus *Tacca pinnatifida* hergestellt; ausserdem aber auch drei Arten Pfeilwurz (*Arum esculentum*, *sagittifolium* und *macrorrhizon*) cultivirt. Diese liefern wohl das bei den Eingeborenen »Iradsch« genannte Arrowroot. Nach meinen Erkundigungen erzeugen nur acht Inseln (Madschuru, Bikini, Kwajalein, Udschae, Namerik, Ailinglablab, Aur und Maloelab) mässige Quantitäten Arrowroot. Aur führt circa 1000 Pfund jährlich aus; das Pfund kostete damals circa 4 Pfennige, ein Handel, bei dem sich auch Weisse beteiligten. In grossem Massstabe ist Taro auch früher nicht angebaut worden.

Noch interessanter als die Herkunft dieser Knollengewächse würde es sein, sicheren Nachweis darüber zu erhalten, woher die Eingeborenen die Banane (Käberang) bekamen, da dies zugleich einen Hinweis auf die eigene Herkunft geben könnte. Chamisso sah auf Kaben (Atoll Maloelab) einen Bananenbaum, anscheinend frisch gepflanzt, auf Aur einige Bäume mit Früchten. Seitdem pflanzt man auf Madschuru, Namerik und Ebon Bananen, überall in bescheidener Zahl und auf diesen Inseln, wie es scheint, erst durch Weisse eingeführt. Dasselbe gilt für den Melonenbaum (*Carica papaya*), »Kinapu« der Eingeborenen (Hernsheim »Momeapple« Fig.: S. 55 Baum, 59 Frucht,

61 Blatt, 63 und 65 Blüthe), der bei bescheideneren Ansprüchen besser gedeiht als die Banane. Aber auch diese Frucht ist für die Ernährung der Eingeborenen ohne jeden Werth geblieben, wie Alles, was der philanthropische Eifer Chamisso's seinerzeit in dieser Richtung mit unendlicher Geduld und Ausdauer anstrebte. Ueberall, wo Chamisso landete, legte er Gärten an und steckte Samen nützlicher Tropengewächse von den hawaiischen Inseln, in deren Cultur sein Freund Kadu die Eingeborenen unterwies. Alle diese Mühen waren vergebens; die ungeheuren Mengen Kerne von Melonen, Wassermelonen u. s. w. hatten nicht eine Frucht gezeitigt. Als v. Kotzebue sieben Jahre später die Inseln wieder besuchte, fand er nur auf Wotsche noch den von ihm eingeführten Yams cultivirt, aber seitdem ist diese Nutzpflanze wieder verschwunden. Die Reben des Weinstockes rankten bis in die Wipfel der Bäume, aber sie waren abgestorben. Die geringe Regenmenge, der allgemeine Wassermangel und das Fehlen von Humus machen eben jede Cultur von Nutzpflanzen unmöglich. Freilich gediehen bei Hernsheim's Station auf Dschabwor Melonen, Gurken, Radieschen und zum Theil Bohnen gut, aber auf einer dichten Schicht trefflichen Bodens, der von Ponapé und Kuschai mitgebracht war, und unter der Pflege eines chinesischen Gärtners, der genug mit Giessen zu thun hatte. Uebrigens haben diese tropischen Melonen wenig Aroma und Zierblumen (wie Nelken und Rosen) keinen Duft. Ohne viele Mühe gedeihen an günstigen Stellen Tomaten, spanischer Pfeffer und unter besonderer Pflege auch Feigen und eine Art Orange (*Dodonaea viscosa*), letztere z. B. sehr beschränkt auf Ebon.

Tabak ist das einzige erst durch Weisse eingeführte Reizmittel, das den Eingeborenen bald unentbehrlich wurde. Trotz des strengen Verbotes der Mission raucht Kind wie Greis, und zwar in Thonpfeifen, auch Cigaretten in einer Hülle von Bananenblatt. Stangentabak ist aber nicht in der Weise Scheidemünze als auf den Gilberts (S. 52 [320]), da jeder in Geld bezahlt sein will.

b) Fleischkost.

Die menschenfreundliche Mission Chamisso's beschenkte die Inseln zuerst mit Hausthieren: Schweine, Ziegen, Hunde,¹⁾ Katzen, denn nur auf einigen Inseln (Wotsche, Maloelab) fand man das Haushuhn bereits verwildert vor. Nur auf Udirik wurden Hühner zuweilen gegessen; sonst hielt man hie und da bei den Hütten einen Hahn (Kaku) sorgsam angebunden, nach Chamisso nur der Federn wegen. Jetzt ist das Eingeborenen-Huhn schon dermassen mit anderen eingeführten vermischt, dass sich die ursprüngliche Race nicht mehr erkennen lässt; und doch wäre dies interessant gewesen, weil gerade das Huhn für die Herkunft der Eingeborenen vielleicht Winke hätte geben können. Jedenfalls ist es mitgebracht worden, und zwar aus dem Westen. Zahme Reiher (*Ardea sacra*) sah ich, wie zu Chamisso's Zeiten, gelegentlich bei den Hütten. Gegenwärtig werden auf einigen wenigen Inseln Hühner gehalten, auf Milli und Ebon sogar Enten (»Rak«, »Jejak«), und zwar Bisamenten (*Cairinia moschata*). Aber die Eingeborenen essen dieselben ebensowenig als Eier (»Lip in lolo« = Hühnereier, »Lip in Jejak« = Enteneier) und verkaufen das Geflügel lieber an Fremde, wie dies die weissen Händler thun. Auf Rongerik und Lae sollen viel Hühner zu haben sein.

Mit den durch den »Rurik« eingeführten Hausthieren ging es übrigens wie mit den Culturgewächsen: auf Wotsche hatten sich nur verwilderte Katzen (Keru-Kidscherik = Rattenthier) erhalten, zur Verminderung der Ratten aber nicht geholfen. Alle übrigen Thiere waren eingegangen, wie dies bei dem Mangel an Frischwasser nicht anders sein

¹⁾ Chamisso irrt übrigens, wenn er meint, dass der Name des Hundes auf Ratak bekannt gewesen sei. »Giru« oder richtiger »Keru« bedeutet nur »Thier«.

kann. Hernsheim liess auf einer sehr versprechenden Insel der Dschalut-Atolls ebenfalls Ziegen aussetzen; wir fanden nach kurzer Zeit nur noch die Skelete. Gegenwärtig werden daher nur Schweine (Keru = Thier oder Bik = dem englischen Pig) in beschränkter Zahl an einigen Handels- und Missionsstationen gehalten, für Schiffsbedarf. Denn die Eingeborenen geben nichts um Fleisch und essen lieber Cocosnüsse, das einzige Futter für Schweine, welches die Inseln bieten. Auf Namurik, wo die Banane zahlreicher angebaut wird, gab man deshalb die Schweinezucht auf. Schafe lassen sich nicht halten, da das einheimische schlechte Schlinggras durchaus ungenügend zur Ernährung ist.

Die Ratte (»Kidscherik«), eine wissenschaftlich nicht untersuchte Art, die ich unter Anderem auf der unbewohnten Insel Dagelab auf Bäumen beobachtete, wo sie Vögeln (*Anous stolidus*) und deren Eiern nachstellte, wird nicht gegessen. Chamisso berichtet von Wotsche und Udirik das Gegentheil. Hier sollen die Frauen Ratten essen, aber er sah dies nicht selbst. Auch die eigenthümliche Art des Rattenfanges (nach Kadu), mittelst Feuergruben, ist mindestens sehr zweifelhaft und der weiteren Bestätigung bedürftig.

Nach Chamisso unternahmen die Rataker früher Reisen nach dem unbewohnten Bigar, um hier während einer gewissen Periode Vögel und Schildkröten zu fangen, deren Fleisch an der Sonne zu trocknen und als Vorrath mit heimzunehmen. Das dürfte jetzt wohl aufgehört haben, denn Schildkröten (»Wun«) sind bereits so selten, dass sie gar nicht als Nahrung in Betracht kommen. Hinsichtlich der Vögel kann es sich nur um wenige oceanische Arten (*Anous stolidus*, *Sula fusca*, vielleicht *Tachypetes*) gehandelt haben, die vermuthlich hier Brutplätze haben, so dass die Eingeborenen Junge in grösserer Anzahl erlangen konnten. Ich erhielt auf Dschalut einige Male lebende Vögel (»Gäguk« *Numenius uropygialis*; »Giri« *Actitis incanus*; »Äna« *Ardea sacra*, weiss; »Kabad« *Ardea sacra*, schieferfarben; »Käar-lab« *Sterna Bergii*; »Käar« *Sterna melanaachen*; »Dscheggar« *Anous melanogenys*), die offenbar in Schlingen gefangen waren, aber als Nahrung keine Bedeutung hatten. Knaben verstanden in Schlingen an einem Stöckchen sehr geschickt Eidechsen zu fangen, lediglich aber nur um mir ihre Beute zu verkaufen, denn gegessen wurden dieselben nicht.

2. Fischerei und Geräth.

Die Marshallaner scheinen nie eifrige und geschickte Fischer gewesen zu sein, denn Kotzebue bemerkt schon von ihnen: »Es ist auffallend, dass sie den Fischfang so ganz vernachlässigen«. Zu meiner Zeit war es noch ganz ebenso und von eigentlicher Fischerei nicht die Rede. Die wenigen Bewohner der nördlichen Inseln des Atolls brachten zuweilen mässige Quantitäten Fische zum Verkauf, aber die Eingeborenen von Dschabwor, der Hauptinsel des Dschalut-Atolls, freuten sich, wenn sie für eigenen Bedarf einige Fische erlangen konnten, die ihnen nur bei gewissen Gelegenheiten massenhaft zur Beute fielen. Dynamitpatronen waren sehr begehrt, und ich habe mit einer solchen Hunderte von *Dules argenteus* und einer *Mulloides*-Art tödten sehen, was freilich nicht in zu tiefem Wasser geschehen darf, denn den anscheinend unverletzten Fischen ist die Schwimmblase zersprengt, so dass sie sinken und deshalb tauchend herausgefischt werden müssen. Die Eingeborenen betheiligen sich daher gern bei diesem meist von Weissen betriebenen Fischfange, wobei sie nicht leer auszugehen pflegen, da sie einen guten Theil der Beute unterschlagen.

Chamisso irrt übrigens, wenn er die Lagune arm an Fischen nennt, oder es liegt hier nur eine zufällige Beobachtung zu Grunde. Gewöhnlich sieht man viel Fische, von

Bord eines ankernden Schiffes zuweilen erstaunliche Mengen, die ein farbenprächtiges Schauspiel gewähren. Aber diese herrlichen Fische beissen nicht gut und sind, wie wir im Nachfolgenden sehen werden, zum Theil sehr giftig, eine nicht eben angenehme Eigenthümlichkeit der Fische gerade des Marshallmeeres.

Netzfischerei und Fischnetze habe ich weder auf Dschalut, noch sonst auf den Marshalls gesehen, ebensowenig Haifischfang, da diese Fische, wenn ich nicht irre, überhaupt verschmäht werden. Chamisso verzeichnet in seinem Vocabular das Wort »Kabuil« für Fischnetz, Hernsheim »Ok«.

Hakenfischerei wurde wenig mehr und dann meist mit eisernen Haken betrieben, und zwar in der Weise wie beim Makrelenfange, d. h. man lässt den Haken hinter einem schnellsegelnden Canu laufen, so dass er bald etwas unter Wasser geht oder lustig auf den Wellen hüpfet. Lebender Köder wird nicht benutzt, denn einmal lockt der Silberglanz des Perlmutterhakens die Fische an, oder man befestigt ein Stück weisses Zeug, helles *Pandanus*-Blatt oder Büschel *Hibiscus*-Bast am Haken als Köder, der je nach der Fischart verschieden ist. Zum Fange grosser Makrelen¹⁾ wird ein Streif frischen *Pandanus*-Blattes in der Weise angebunden, dass jederseits ein (circa 16 Cm. langes) Ende flügelartig absteht. Diese Enden sollen die Flügel eines fliegenden Fisches (*Exocoetus*) imitiren, welcher von jenen Makrelen mit Vorliebe gejagt wird.

Angelfischerei in unserem Sinne ist, wie überall in der Südsee, unbekannt und erst mit der Einführung europäischer Angelhaken in Mode gekommen.

Fischhaken nach der alten Weise wurden damals auf Dschalut nicht mehr gemacht, man bezog sie von dem benachbarten Namurik und Madschuru oder den nördlichen Inseln, wo sie seitdem wohl auch sehr abgenommen haben dürften.

Gät (Nr. 149, 1 Stück), Schaft zu einem Fischhaken in Bearbeitung. Dschalut. Aus dem Schlosstheil der Perlmuttermuschel (*Meleagrina margaritifera*) gearbeitet, circa 115 Mm. lang und in der Form mit dem folgenden Stück übereinstimmend, aber ohne Bohrloch. Dagegen ist an dem einen Ende jederseits ein Randvorsprung ausgearbeitet, wohl zur Befestigung der Fangleine. Die Randkerben am entgegengesetzten Ende, welche zur Befestigung des Hakens mittelst Bindfaden dienen (vgl. Edge-Partington, Taf. 177, Fig. 10), fehlen an diesem Stücke noch. Derartige Schaftstücke, meist, aber nicht ausschliessend, von Perlmutter, bilden den Haupttheil eines Fischhakens, wie ihn das folgende Stück zeigt:

Gät (Nr. 150, 1 Stück), Fischhaken (Taf. III [20], Fig. 1) aus Perlmutter (*a*) mit Fanghaken aus Knochen (*b*) und Köderbüschel (*c*). Dschalut.

Das Perlmutterchaftstück hat auf der flachen Rückseite eine Breite von 22 Mm. (Fig. 1*d*) und ist an der Basis durchbohrt, um die Fangleine zu befestigen. Der sehr sauber aus Spermwalzahn (Cachelot) gearbeitete Fanghaken (*b*) ist gegen die Basis zu mit einem Bohrloch versehen, durch welches der feine Bindfaden (Art Zwirn) gezogen ist, welcher den Fanghaken mit dem Schaft verbindet und der durch zwei Randkerben des Schaftes grössere Festigkeit erhält. Das Faserbüschel (*c*) am Ende besteht aus 20 Mm. breiten und 50 Mm. langen Streifen hellen *Hibiscus*-Bastes und dient als Köder.

Der aus Spermwalzahn gearbeitete Fanghaken dieses Stückes deutet auf das hohe Alter desselben hin. Gewöhnlich ist der Fanghaken aus Perlmutter, zuweilen mit einem

¹⁾ Es sind dies die Bonite (*Thynnus pelamys* L.), bis 3 Fuss lang, und Albacore (*Thynnus gerino* Lacep.), die bis 6 Fuss lang werden soll, welche am häufigsten am Haken gefangen werden und auch uns, wenn auch nicht allzu häufig, zur Beute wurden. Ein 80 Cm. langes Exemplar der letzteren Art wog 9 Kilo.

Widerhaken an der Innenseite (wie Edge-Partington, Taf. 177, Fig. 9), aber auch aus Schildpatt (Kat. M. G. S. 270, Nr. 856). Ganz aus Schildpatt gearbeitete Fischhaken, wie sie hier (Nr. 855) erwähnt werden (»mit Angabe: Mulgrave-Insel eingegangen«), sind mir auf den Marshalls nicht vorgekommen. Chamisso erwähnt »sehr kleine Fischangeln« von Ratak, ohne sie zu beschreiben, was bedauert werden muss. Zu meiner Zeit pflegte man übrigens mit Vorliebe starke eiserne Angelhaken an den Perlmutter-schaft zu befestigen, um sich dadurch viel Mühe und Arbeit zu ersparen. Die im Kat. M. G. (S. 66, Nr. 1467) beschriebene »Fischangel« von »Neu-Britannien« gehört jedenfalls hierher und war wohl durch Tausch von den Marshalls nach dort gelangt.

Besonders eigenthümliche Formen von Fischhaken aus der alten Zeit sind die folgenden:

Gät, Fischhaken (Taf. III [20], Fig. 13) aus Walfischknochen (wohl Unterkiefer vom Spermwal). Dschalut. Ich erhielt nur das eine Exemplar für das Berliner Museum.

Fischhaken (Nr. 151, 1 Stück, Taf. III [20], Fig. 12) zum Fange fliegender Fische aus Cocosnussschale. Dschalut. Eine höchst originelle und wie es scheint den Marshalls eigenthümliche Form von Fischhaken, deren Bekanntschaft und Anfertigung ich einem alten Eingeborenen verdankte. Diese Haken wurden in der Mitte an einem langen Bindfaden befestigt und in grösserer Anzahl derart an das schnellsegelnde Canu befestigt, dass sie auf den Wellen hüpfend demselben folgten, um fliegende Fische (»Dschodscho«) zum Beissen zu veranlassen. Ob man sich dabei eines besonderen Köders bediente, ist mir nicht bekannt geworden, da diese Art Fischerei¹⁾ nicht mehr betrieben wurde. Fischhaken aus Cocosnussschale erwähnt Kubary von den Mortlocks, aber ohne jede Beschreibung.

Riffischerei, und zwar vorzugsweise auf dem Innenriff der Lagune, lieferte die meisten kleinen Erträge des täglichen Bedarfs, hauptsächlich in Schalthieren, wurde aber nicht mit Hamen wie auf den Gilberts (S. 56 [324]) betrieben. Häufig beobachtete ich dagegen Fischspeeren, eine Beschäftigung, die so recht dem trägen Charakter der Eingeborenen entspricht, indem sie wenig Mühe, aber viel Zeit erfordert. Das Geräth besteht in einem Stocke, an welchem ein spitzgefeilter Draht als Spitze befestigt ist, mag früher wohl aber besser construiert gewesen sein (vgl. I, S. [26]). Diese Fischereimethode lieferte gewöhnlich herzlich wenig, um so ertragreicher waren dagegen die Resultate des Massenfanges bei Gelegenheit des periodischen Erscheinens gewisser Fischarten. Es sind dies eine kleine (circa 6—7 Cm. lange) Häringsart (*Clupea*), ähnlich der Sardine, eine andere *Clupea*-Art, so gross oder grösser als unser Hering und ganz besonders eine circa 60 Cm. lange Makrelenart (wahrscheinlich *Thynnus thunnina* Cuv.),²⁾ die jede für sich zu gewissen Zeiten in die Lagunen kommen, um zu laichen. Sie schwimmen dann in ungeheurer Menge in so dichten Schaaren fast an der Oberfläche des Wassers, dass sie wie ein dunkler Fleck aussehen, der von kräuselnden Wellen bewegt wird. Zuweilen erhält dieser Fleck plötzliches Leben, wenn die ganze Masse

1) Hernsheim beschreibt (»Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln«, S. 45) dieselbe mit folgenden kurzen Worten: »Zum Fange des fliegenden Fisches wird in dunklen Nächten eine grosse Fackel auf einem schnellsegelnden Canoe abgebrannt. Die Fische fliegen nach dem hellen Schein und fallen entweder, gegen das Segel stossend, in das Canoe oder werden mit einem eigens geformten langstielligen kleinen Netze sehr geschickt aufgefangen.« Chamisso sagt vom Fange fliegender Fische nur: »Die Rataker stellen ihnen Nachts bei Feuerschein nach.«

2) Wahrscheinlich ist dies der »yellow-tail« (Gelbschwanz), dessen Fang Hernsheim in ähnlicher Weise (l. c., S. 46) beschreibt, aber nicht der »yellow-tail« der englischen Seefahrer. Letztere Art ist *Coryphaena equisetis* L., die Dorade und der »Delphin« der Schiffer.

wie mit einem Schlage hoch aus dem Wasser schnellt. Ich habe nicht erfahren, ob die Eingeborenen die Laichzeit dieser Fische kennen, aber beobachtet, dass zu gewissen Zeiten aus dem Wipfel einer Cocospalme Ausguck auf die Lagune gehalten wird. Zeigt sich ein Schwarm Fische, so ruft ein gewaltiges Freudengeschrei alle Dorfbewohner zusammen. Nicht selten werden in aller Eile ein paar Canus zu Wasser gebracht, die sich bemühen, die Fischschaar nach dem Ufer zu dirigiren. Ein zwischen beiden Fahrzeugen ausgespannter, auf dem Wasser schwimmender Strick leistet diese Treiberdienste und jagt den Fischschwarm allmählig in das seichtere Wasser des Riffs, wo es zunächst gilt, die Beute am Entweichen zu hindern. Vermuthlich bediente man sich dafür früher Netze, jetzt geschieht dies in primitiverer Weise. Zunächst genügt ein langes Tau, das von einer Anzahl Männer im weiten Bogen gehalten wird, die durch Schlagen aufs Wasser die Fische zurückschrecken, bis genügend Palmblätter herbeigeschleppt sind, um den immer enger gezogenen Halbkreis vollends zu schliessen. Inzwischen ist mit der Ebbe das Riff ziemlich abgelaufen, und nun beginnt der allgemeine Fang und Schlächtereie, wobei sich unter ungeheurem Geschrei und Lärmen Alles, vom Kinde bis zum Greise, Männlein wie Weiblein theilnimmt. Statt in Hamen werden die Fische in schnell gefertigten flachen Körben, Matten, Taschen, von Vielen auch nur mit der Hand gefangen, gespeert, kurzum Jeder sucht so viel einzuheimsen als möglich, um sich einmal an Fischen recht satt essen zu können. Solche Gelegenheiten, wo Tausende kleiner Sardinen oder Hunderte grosser Makrelen auf einmal gefangen werden, sind aber selten und daher ein besonderer Festtag der Insulaner.

Der oben beschriebene Massenfang findet sich übrigens in ähnlicher Weise allenthalben in der Südsee wieder, und an manchen Orten werden die Fische hinter eigens gebaute Dämme getrieben und hier bis zur Ebbezeit zurückgehalten. Die Samoaner suchten einen in dichter Masse schwimmenden Schwarm Zugfische mit Canus zu umzingeln und mit einem grossen Senknetze zu fangen.

Die **Reusen**, welche man damals in beschränkter Weise zum Fischfange benutzte, sind ganz verschieden von den auf den Gilberts (S. 56 [324]) gebräuchlichen und ähneln in der Form einer langen Röhre, aus Stäben mit Bast zusammengebunden, mehr unseren Aalkörben. Sie scheinen wegen der engen inneren Oeffnung auch hauptsächlich für Aale bestimmt, wie ich solche, zum Theil kolossal grosse, darin fangen sah.

Fischwehre, d. h. Dämme aus Korallsteinen, welche Fische bei sinkender Ebbe zurückhalten, sind mir auf den Marshalls nur sehr vereinzelt vorgekommen.

3. Zubereitung und Geräth.

Rösten ersetzt, wie auf den Gilberts, unser Kochen und heisst »Umum« (von »Um« = grosses Feuer), wenn auf Feuer erhitzten Steinen, oder »Kwanjen«, wenn auf glimmenden Kohlen, meist Hüllen oder Schalen der Cocospalme. Beide Methoden werden, ausser bei Brotfrucht, eigentlich nur bei Fischen (Iek) angewendet und bei Krustenthieren, die übrigens selten sind, denn ich erhielt nur wenige Male Exemplare einer grossen Languste. Kleinere Fische, z. B. die oben erwähnten Sardinen, werden meist roh gegessen, ebenso Schalthiere, die übrigens weniger Volksnahrung sind als auf den Gilberts. Grössere Fische legt man, ungeschuppt und meist unausgenommen, in ein Blatt gehüllt auf heisse Steine oder direct in die Asche und verzehrt sie halbgar oder zum Theil angebrannt. Ich habe aber auch gesehen, dass grössere Fische aufgeschnitten wurden, doch nahm man nur die Eingeweide heraus und liess Rogen wie Leber darin. Ich glaubte die häufigen Fälle von Vergiftungen nach Genuss von Fischen auf

diese primitive Zubereitung zurückführen zu müssen, denn wir kennen bei uns ja auch gewisse Fische (z. B. die Barbe), deren Rogen bei manchen Personen Vergiftungserscheinungen hervorbringt. Meine Tagebücher verzeichnen von den Marshalls aber so viele Fälle von Vergiftungen an Fischen, unter so verschiedenen Umständen, dass nicht die Zubereitung allein die Schuld tragen kann. Da vorkommenden Falls von dem betreffenden giftigen Fische sich nur noch Reste finden, so ist meist kaum die Gattung zu bestimmen. Und diese war so verschieden wie die Zubereitungsweise. Ich habe Leute an Genuss von gerösteten Aalen, der oben (S. 147 [403]) erwähnten trefflichen Makrele erkranken sehen, wie an gedörrtem Haifischfleisch (S. 57 [325]) *Chaetodon* u. A. Die Krankheitserscheinungen waren nicht nach der Fischgattung, sondern individuell sehr verschieden. Von Personen, welche von demselben Fische und ungefähr gleich viel gegessen hatten, empfanden manche nur geringes Unbehagen, andere erkrankten bedenklich, einzelne starben, zuweilen erst nach mehreren Tagen. Das Schlimmste ist, dass die Eingeborenen häufig selbst keine Kenntniss haben, ob ein Fisch giftig ist oder nicht; der Eine sagt: Er ist gut; der Andere: Man soll ihn jedenfalls wegwerfen. Ein solcher Streit entstand einst wegen eines grossen, eben frisch gefangenen *Serranus* (ich glaube *hexagonathus*) zwischen zwei Häuptlingen, schliesslich mochte ihn Niemand versuchen; ich auch nicht und der schöne Fisch wurde weggeworfen. Und das war gewiss sehr gut, denn Capitän Witt, der sonst gern übertreibt, sagt von den Fischen des Marshallmeeres nicht mit Unrecht: »Dreiviertel sind giftig!« An den Handelsstationen hält man gewöhnlich ein Brechmittel bereit, da Fälle von Vergiftung an Fischen, wie erwähnt, sehr häufig vorkommen. Unschädlich sind, ausser den oben (S. 147 [403]) erwähnten Arten, besonders *Theutis rostrata*, *Naseus Vlamingii*, *N. lituratus*, *Acanthurus hepaticus*, *Mulloides*, *Dules*, *Mesoprion* und einige andere Arten, davon die ersten vier Species sogar nach unserem Geschmack recht gut, aber die Zahl der unschädlichen Arten ist im Ganzen sehr gering und das Tropenmeer auch in dieser Richtung ein recht armes.

Erwähnt mag noch sein, dass die Eingeborenen bei grossen Fischfängen (S. 148 [404]) auch das Räuchern verstehen; die Waare hält sich aber nicht lange, denn **Salz** kennt man nicht.

Hinsichtlich des **Essens** wäre noch zu bemerken, dass die Marshallaner, wie fast alle Eingeborenen, keine regelmässigen Mahlzeiten innehalten. »Es liegt ganz beim Essbaren,« meinte ein alter Häuptling, womit er sagen wollte: »Es wird gegessen, wenn etwas da ist!« Ueberfluss herrscht freilich nie; sollte er durch irgend eine günstige Gelegenheit gerade einmal vorhanden sein, dann isst jeder so viel er kann. Vorräthe bleiben daher nicht lange erhalten, die Folge davon sind knappe Zeiten für das Gros der Bevölkerung.

Küchengeräth ist auch hier kaum nöthig, und das Wenige aus früherer Zeit war fast verschwunden. Aber eiserne Töpfe und Kessel hatten sich bereits, wenigstens auf Dschalut, eingeführt, denn man fing ja schon an Reis zu kochen. Uebrigens liegen meist bei allen Händlerstationen so viel leere Blechgefässe und Flaschen umher, dass sich die Eingeborenen mühe- und kostenlos mit allerlei nutzbaren Gefässen und Geschirr versehen können.

Feuerreiben verstand man zu meiner Zeit noch auf Dschalut, und ich konnte die dazu nöthigen Hölzer (Jetgitschek, von »Jet« = Reiben und »gitschek« = Feuer) noch erlangen. Sie bestehen aus einem Stück weichen Holzes, von einem hohen Strauch, »Wud« genannt, das mit einer Längsrille versehen ist, auf welchem gerieben wird, und einem kürzeren zugespitzten Stück Holz (»Dscholog«), mit dem gerieben wird. Die Methode des Feuererzeugens ist ganz wie die in Neu-Britannien gebräuchliche (I, S. [20],

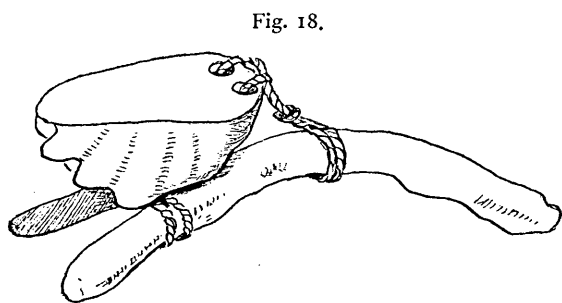
Taf. IV [2], Fig. 9 und 10) und wie auf den Salomons (Guppy: »Solomons«, S. 65). Bei schnellem Hin- und Herreiben in der Rille bildet sich ein feiner Mulm, der bald anfängt zu glimmen und mittelst Anblasen zu Feuer angefacht wird, wozu circa fünf bis sechs Minuten erforderlich sind. Schon damals verstanden jüngere Leute nicht mehr die Kunst, Feuer zu reiben, da Streichhölzer, namentlich schwedische, bereits einen begehrten Täuschartikel bildeten.

Ein Hilfsgeräth zum Feueranmachen ist der:

Drell (Nr. 116, 1 Stück), Fächer, aus *Pandanus*-Blatt geflochten. Dschalut.

Diese Fächer werden auch aus *Cocospalmblatt*, und zwar dem Spitzentheil desselben, ziemlich roh geflochten (wie Choris: Pl. II, Fig. 7). Bei anderen bildet die Basis der Fiedern oder ein Theil der Blattrippe den Stiel. Die Form ist dann blattförmig, unten breit, nach der Spitze sanft gerundet zugespitzt (ganz wie die Abbildung bei Guppy: »Solomons«, S. 63, Treasury-Isl.). Manche Fächer von den Marshalls sind sehr zierliche Flechtarbeiten aus *Pandanus* mit schwarzgemusterter Randkante (vgl. Kat. M. G., S. 274, Ebon) und dienen mehr zum Staate. Der hauptsächlichste Zweck der hiesigen Fächer besteht aber darin, glimmende Kohlen anzufachen.

Schaber. Chamisso erwähnt solche als »aus Perlmutter geschnittene Messer« (»Bogebok«), wie wir sie bereits aus Melanesien (II, S. [198]) kennen. Aber die ohnehin sehr seltene Perlschale wurde nicht mehr verwendet, dafür erhielt man ja eventuell Eisen. Auch leistet ein Stück Cocosnussschale gute Dienste.



Schaber aus *Cassis*.
Dschalut.

Ein sehr interessantes Schabergeräth (Fig. 18) heisst »Dschibug-bug« (= Fass) und ist aus *Cassis cornuta*¹⁾ (»Wüëgang«) verfertigt. Die Basis der Muschel wird abgeschliffen, so dass dieselbe eine Schale bildet, welche mittelst Bindfaden auf einem flachen Dreibein, aus einem gabeligen Wurzelstück von *Pandanus*, befestigt wird. Ich erhielt auf Dschalut noch zwei solche Stücke, die hier schon der Vergangenheit angehörten, aber auf den nördlichen

Inseln noch in Gebrauch sein mögen. Gut abgebildet als »Speisebereitungsschüssel« in: Internat. Archiv für Ethnographie, Bd. I, 1888, S. 67, und hier als das »einzige Hausgeräth« bezeichnet.

Stampfer für Brotfrucht lernte ich nicht mehr kennen. Man benutzte einfach passliche Stücke Korallen, wie sie sich im Trümmergestein des Strandes ohne Mühe finden lassen.

Essgeräth. Löffel sind mir nicht vorgekommen. Aber Kotzebue erwähnt hölzerne, die durch Kadu, nach seiner Bekanntschaft mit Europäern, eingeführt waren, inzwischen wohl aber wieder abgekommen sind. Zum Essen genügen eben die Finger, als Teller Blätter (meist vom Brotfruchtbaum) oder flache Körbchen aus Cocosblatt, auf denen auch Speisen servirt werden, wie dies schon zu Kotzebue's Zeit der Fall war. Schalen von *Tridacna gigas* und Riesenmiesmuschel (*Pinna nigra*), »Dol« (= Berg)

¹⁾ Nach Kubary werden auf Mortlock grosse Schalen dieser Muschel als Kochgeschirr benutzt (Kat. M. G., S. 328 und 377).

genannt, werden auch auf den Marshalls als Schüsseln, kleinere Exemplare der letzteren als Teller benutzt. Die grösste dieser *Pinna*-Schalen, welche ich erhielt, mass 50 Cm. in der Länge, 29 Cm. in der Breite. Früher verfertigte man auch aus Brotfruchtbaum hölzerne Essgefässe, die weit sorgfältiger als die der Gilbert-Inseln gearbeitet sind, von Chamisso aber nicht erwähnt werden.

Eine solche Holzschüssel, welche ich auf Milli erhielt, und für die man beiläufig bemerkt 6 Mark! forderte, ähnelt in der flachen kahnförmigen, an beiden Enden spitzen Form, am meisten ähnlichen Gefässen von den Carolinen (wie »Senjavin-Reise«, Pl. 29, Fig. 12), ist aber schmaler, 80 Cm. lang und nur 24 Cm. breit.

Als Trinkgefäss wird, wie üblich, eine halbdurchschnittene Cocosnussschale (»Lat«) benutzt.

Als **Wassergefässe** sah ich auf Milli ziemlich grosse, aber roh aus Brotfruchtbaum gezimmerte Tröge zum Auffangen von Regenwasser, sonst nur die übliche:

Midjirong (Nr. 69, 1 Stück), Cocosnussschale (»Boka«) als Wasserbehälter. Jaluit.

Solche Cocosnussschalen sind meist mit einem Bindfaden zum Tragen oder Aufhängen versehen, oder weitmaschig in ein Netz von Cocosschnur eingestrickt (wie »Senjavin-Reise«, Pl. 29, Fig. 18) und die Oeffnung mit einem Stöpsel aus aufgerolltem *Pandanus*-Blatt verschlossen. Ich erhielt auch vier solche Cocosnuss-Wassergefässe, die in einem länglichen Korb aus Geflecht von Cocosfaser als Behälter standen, ganz wie Choris (Pl. II, Fig. 8) einen solchen Korb mit sechs Cocosgefässen darstellt. Von verzierten Cocosnüssen bekam ich nur eine einzige, mit ziemlich unbedeutender Gravirung, die wohl noch aus früherer Zeit herstammte.

Ausser frischen noch grünen Nüssen bilden mit Wasser gefüllte Cocosnussschalen den Trinkvorrath für Canus auf Seereisen und werden in grosser Menge mitgenommen.

4. Wohnstätten.

Die Baukunst der Marshallaner unterscheidet sich durchaus von der der Gilbert-Insulaner und steht auf einer bedeutend niedrigeren Stufe; auch gibt es keine besonderen grossen Gemeindehäuser und keine zusammenhängenden grösseren Siedelungen. Die stets am Innenrande der Lagune, meist unter Cocospalmen gebauten Wohnstätten liegen sehr zerstreut und verdienen nicht die Bezeichnung Dorf. Dasselbe gilt für die liederlich und sehr kunstlos gebauten Häuser, eigentlich nur niedrige Schuppen, die höchstens den Namen Hütte verdienen. Ein solches Haus (»Im«) besteht im Wesentlichen aus einem auf circa 3—4 Fuss hohen Pfählen ruhenden, an den Giebelseiten sanft abgeschrägten Dache, etwa 25—30 Fuss lang, 10—12 Fuss breit und 10 Fuss hoch. Die Seiten sind meist offen oder haben an drei Seiten Wände (»Dudal«) aus Mattengeflecht von Palmblatt; aus gleichem Material sind an beiden Längsseiten drei bis vier Abtheilungen errichtet, welche als Lagerstätten (Babu) dienen. Das Material zu den Häusern sind meist unbehauene Stämme von *Pandanus*, mittelst Strick aus Cocosnussfaser zusammengebunden, zum Dach, »Duling«,¹⁾ trockene *Pandanus*-Blätter. Die 4—7 Fuss langen Blätter werden an der 8—10 Cm. breiten Basis 40 Cm. lang umgeschlagen und, so dass ein Blatt das andere deckt, über circa 4 Fuss lange Stäbe aus gespaltenen *Pandanus* oder *Hibiscus* befestigt. Es geschieht dies mittelst der dünnen, runden, circa 80 Cm. langen, sehr haltbaren Reiser, welche die Rippe der einzelnen Blattfiedern des Blattes der Cocospalme liefern. Ein Knochenpfriemen (Fig. 21) dient zum Durch-

¹⁾ Nach Hernsheim; nach Kubary »Katak«. Letzteres Wort heisst aber nach Hernsheim »lehren«.

stechen der Blätter, unterhalb des Längsstabes, so dass der umgeschlagene Endtheil jedes Blattes, wie die letzteren unter sich mit den Rippenstäbchen verbunden, circa 4 Fuss lange Blätterlagen bilden, zu welchen je circa 20 Blätter erforderlich sind. Die Anfertigung dieser Blätterlagen ist hauptsächlich Frauenarbeit, das Dachdecken selbst besorgen die Männer. Mit Ausnahme des Rüstbalkens und der Giebelbalken, besteht das ganze Sparrenwerk aus ziemlich dünnen Stecken und Stäben, die mit Stricken zusammengebunden werden. Beim Eindecken wird, wie überall, unten angefangen und die erste Blätterlage mit Strick festgebunden, circa 10 Cm. darüber folgt die zweite und so eine nach der anderen. Die Dachdecker stehen innen, um die einzelnen Blätterlagen festzubinden, die ihnen von aussen zugereicht werden. Erhebt sich das Dach höher, als ein Mann greifen kann, so dient ein an zwei Stricken befestigter Balken als Gerüst, und man reicht die Blätterlagen an langen Stöcken hinauf. Die Firste des Daches wird mit groben Matten aus Palmblatt oder letzteren bedeckt, um den Regen besser abzuhalten, gegen den diese Dächer überhaupt guten Schutz gewähren, denn sie dienen ja eigentlich nur als Unterschlupf bei schlechtem Wetter und für die Nacht. Die von Choris (Pl. XIV und XIX) abgebildeten Hütten entsprechen der Wirklichkeit, weniger die Darstellungen des Inneren (Choris, Pl. XVI, und in Kotzebue's Reise), welche viel zu geräumig sind. Sie zeigen aber einen durchgehenden Bodenraum, ähnlich wie auf den Gilberts, den ich nicht mehr beobachtete. Es gab im Inneren der Hütte nur Stellagen aus Balken, welche zum Aufbewahren der wenigen Habseligkeiten dienten. Die Diele der Hütte ist meist mit feinem weissen Korallgeröll bedeckt, als Feuerstelle dient eine mit Korallsteinen ausgelegte Grube. Dieselbe liegt zuweilen am vorderen offenen Eingange der Hütte, meist aber etwas abseits, häufig mit einem Dache überdeckt und heisst dann »Bellak«, soviel als Kochhaus. Eine besondere Art kleiner elender Hütten (»Dschukwen«) als Aufenthalt der Frauen und Mädchen während ihrer Periode erwähnte ich bereits (S. 130 [386]). Unverheirathete junge Männer pflegen in einer besonderen Hütte gemeinschaftlich zu nächtigen, ebenso sperrte Kabua die Mädchen zusammen ein, damit sie ihm nicht in der Nacht wegschleichen und somit eigenen Verdienst machen konnten.

Die elenden Hütten und deren schmutzige Umgebung, voll verfaulender Cocos-hülsen, Blätter etc., wie sie Kubary von dem christlichen Ebon beschreibt, finden sich genau in derselben liederlichen Manier auch auf Dschabwor. Aber auf anderen heidnischen Inseln des Dschalut-Atolls, wie auf Milli und Arno, sah es bei Weitem reinlicher und besser aus; hier war die Umgebung der Hütten planirt und meist mit weissem Korallgrus bestreut.

König Kabua besass auf Dschabwor übrigens ein Bretterhaus und sogar einige Möbel (Tisch und Stühle).

In der Nähe der Hütten findet sich gewöhnlich ein Wassertümpel, meist ein künstlich gegrabenes Loch, in welchem sich Regenwasser (»Dren in wut«) sammelt oder bei Fluth Wasser von unten eindringt. Es ist meist recht schlecht, aber das einzige Trinkwasser für die Eingeborenen. Zuweilen sind diese Wassertümpel mit Korallsteinen ausgemauert, an Plätzen, wo Schweine gehalten werden, wohl auch mit einer Art Zaun eingefriedigt, damit die Thiere nicht so leicht hineinfallen und ertrinken können.

5. Hausrath.

Dem ärmlichen Aeusseren der Hütte entspricht das Innere, denn von eigentlichem Hausrath kann kaum die Rede sein. Auf Querstangen oder an solchen aufgehangen

finden sich Körbe mit Brotfrucht (»Piru«), *Pandanus*, Material zu Flechtarbeiten, Flechtbretter, Hutformen, Cocosnüsse zu Wasser etc., hie und da eine alte Harpune oder lange Stöcke. Letztere erwiesen sich als Speere (S. 138 [394], dienten aber im Frieden dazu, um die Rattennester im Blätterdache zu zerstören. Leere Blechgefässe und Flaschen gab es in jeder Hütte, bei Reicheren meist ein oder die andere verschliessbare Holzkiste (»Dibedib«), als Zeichen der vorgeschrittenen Civilisation.

Die Abtheilungen zum Schlafen sind meist mit trockenen *Pandanus*-Blättern bedeckt, welche als Bett (»Babu« = liegen) dienen, während zwei dünne *Pandanus*-Stämme, der Länge nach auf den Erdboden gelegt, als gemeinschaftliches Kopfkissen benutzt werden. Es gibt aber auch solche primitive Kopfunterlagen für nur eine Person, wie das folgende Stück:

Bitt (Nr. 99, 1 Stück), Kopfkissen; Abschnitt von einem von der Rinde entblössten und geglätteten runden Stammstück vom *Pandanus*-Baum, 45 Cm. lang, 10 Cm. im Durchmesser. Dschalut.

Die grossen, schön geflochtenen *Pandanus*-Matten, wie sie auf den Gilberts (S. 63 [331]) zum Schlafen verwendet werden, verfertigt man auf den Marshalls nicht, dagegen aber gewöhnliche Matten zu gleichem Zwecke oder zum Daraufsitzen. Die gewöhnlichsten aus dem Blatt der Cocospalme (»Kimed«) heissen »Dschinai«, bessere aus *Pandanus*-Blatt heissen »Dschebegoa«, nicht »Mang«, wie Chamisso schreibt, da letzteres Wort nur das Material bezeichnet. Die feinste und wie es scheint für die Marshalls eigenthümliche Sorte repräsentirt das folgende Stück:

Dschägi (Nr. 196, 1 Stück), Schlafmatte aus *Pandanus*-Blatt. Dschalut.

Derartige Matten werden aus den Rippenstücken alter *Pandanus*-Blätter verfertigt und sind nicht geflochten, sondern in eigenthümlicher Manier mittelst durchgesteckter *Pandanus*-Streifen zusammengenäht. Eine solche Matte besteht aus zwei je circa 111 M. langen und 60 Cm. breiten Stücken, die an der einen Längsseite zusammengeflochten sind, und jedes Stück wiederum aus einer Doppellage von *Pandanus*-Blatt, so dass im Ganzen vier Blattlagen herauskommen, wodurch die Matte ziemlich dick und etwas weich wird.

In voller Originalität haben sich noch erhalten:

Ieb (Nr. 104, 105, 2 Stück), grosse Körbe, aus Cocospalmblatt geflochten. Dschalut.

Die gewöhnlichen Tragkörbe aus gleichem Material, dreiseitig, mit einem Henkel, oder flach und muldenförmig (ähnlich: Journ. M. G., Heft IV, Taf. 4, Fig. 16 von Pelau) mit einer Handhabe an jedem Ende, sind meist so flüchtig gemacht, dass sie nach kurzem Gebrauch meist weggeworfen werden. Einen gewöhnlichen Handkorb bildet Choris ab (Pl. II, Fig. 9).

Im Uebrigen ist die Anfertigung der Körbe ganz so wie auf den Gilberts (S. 64 [332]), ebenso die Benutzung derselben. In Körben werden z. B. auch die Cocoschalen getragen, in welchen man Wasser holt.

Statt der kleinen hübschen Deckelkörbe (S. 65 [333]), welche auf den Marshalls nicht gemacht werden, flicht man viereckige oder längliche flache Taschen (»Traau«), die zuweilen in hübschen Mustern in Braun und Schwarz, wie die Bekleidungsmatten (Taf. IV [21], Fig. 4), benäht sind. Eine solche Tasche, »Korb eines Fischers«, bildet Edge-Partington (Taf. 177, Fig. 8) ab. Jetzt werden nur noch selten so hübsche Taschen für solche Zwecke verfertigt, und ich erhielt nur einige kleine »Büchertaschen« (»Boju in Buk«), in welchen die getauften Insulaner ihre Fiebel mit zur Kirche tragen. Solche Taschen verzeichnet der Kat. M. G. (S. 273 und 274) von Ebon.

6. Werkzeug.

Aexte. Wenn es mir auf den Marshall-Inseln auch nicht mehr gelang, eine vollständige Eingeborenenaxt zu erlangen, mit denen es schon damals für immer vorbei war, so bekam ich wenigstens die beiden Haupttheile einer solchen:

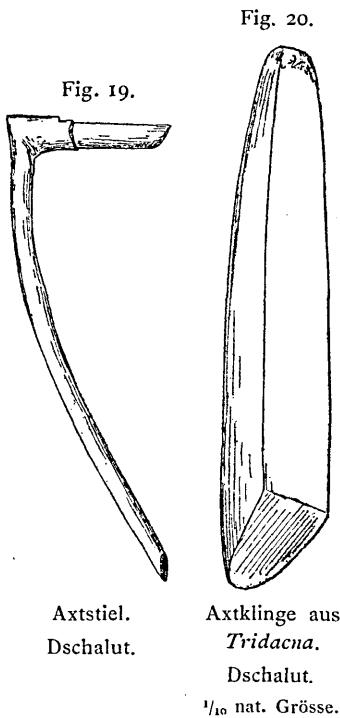


Fig. 19.
Axtstiel.
Dschalut.

Fig. 20.
Axtklinge aus
Tridacna.
Dschalut.
 $\frac{1}{10}$ nat. Grösse.

Axtstiel (Fig. 19) aus einem knieförmigen, natürlich gebogenen Aststück, an dessen flacher Vorderseite, in ähnlicher Weise wie bei den Carolinen-Aexten (Fig. 39) mittelst feiner Schnur aus Cocosnussfaser die:

Axtklinge (»Mälla«, Fig. 20) festgebunden wurde. Letztere ist aus »Medjenor«, dem Schlosstheil von *Tridacna gigas* geschliffen. Ich erhielt davon im Ganzen nur zwei Exemplare und ein Fragment auf Dschalut. Die grösste Klinge misst 20 Cm. in der Länge und 9 Cm. in der Breite und stimmt in der Form ganz mit *Tridacna*-Klingen von Kuschai überein. Das andere Exemplar von Dschalut ist 14 Cm. lang und 55 Mm. breit und gehört zu der dreiseitigen hohen Form (Fig. 20), wie sie ähnlich auch auf Kuschai und ganz so auf Nukur vorkam. Die Schneiden dieser Klingen sind wie gewöhnlich so stumpf, dass man kaum begreift, wie die Eingeborenen damit etwas schaffen konnten.

Sonderbarer Weise gedenkt Chamisso dieses wichtigsten und interessantesten Werkzeuges der Marshallaner nur mit den kurzen Worten bei *Chama (Tridacna) gigas*: »es werden auch Schneidewerkzeuge daraus gefertigt«, sagt aber an anderer Stelle: »Die Schätze unserer Freunde bestanden in wenigen zum Schleifen des Eisens brauchbaren Steinen, die das Meer auf ihre Riffe ausgeworfen, jene auf Schiffstrümmern, diese im Wurzelgeflecht ausgerissener Bäume.« Ueber die angeblich im Treibholz angeführten Steine habe ich mich schon (S. 66 [334]) ausgesprochen, bezweifle aber keineswegs, dass die Eingeborenen bereits aus Schiffstrümmern Eisen kannten. Der Name dafür »Mäl« ist derselbe, als für Muscheläxte, eiserne Aexte, Band-eisen etc., bezeichnet aber nicht eigentlich »Eisen«. Chamisso sah selbst am Strande ein angetriebenes Stück Holz¹⁾, in welchem einige Nägel steckten; solche Eisentheile dürften sich aber in den wenigsten Fällen zu Aexten geeignet haben. Chamisso scheint übrigens keine Muscheläxte gesehen zu haben, denn er sagt ausdrücklich: »Wir trafen bei den Eingeborenen, das Holz zu bearbeiten, keine anderen Werkzeuge an als das auf diesem Wege gewonnene kostbare Metall.« Aber Kotzebue, der übrigens eine eiserne Axt erwähnt, sagt, »dass die Böte nur mit Korallsteinen und Muscheln bearbeitet werden«. Der Mann auf dem Bilde von Choris (Pl. XVI rechts, bei Kotzebue links) scheint mit einer Eingeborenenaxt an einem Brette zu hantiren. Nach Eingeborenenmaxime ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass die schlaun Insulaner ihren neuen

¹⁾ Nach Chamisso »Gaithoga«, »Flössholz«, d. h. Treibholz »Gaimed«; Stein »Ragha«; Schleifstein »Ragaloll«; Nagel oder Meissel »Miré«, alles Worte, die wohl von Kadu herrühren und sich bei Hemsheim entweder gar nicht oder doch ganz verschieden finden. So heisst: »Rag« oder »Rak« Süden; »Ra« dagegen ein angetriebenes Brett oder Balken; »Alal« Baumstamm; »Oar« Stein (d. h. Korallfels); »Top« Schleifstein; »Dschedil« Meissel.

Freunden gegenüber die kostbaren Muscheläxte verheimlichten, denn dass letztere vorhanden waren, unterliegt keinem Zweifel. Auch auf den Marshalls gab es eine Zeit, wo keine Schiffstrümmer anspülen konnten, die ja ohnehin nur ein seltener Zufall brachte.

Eine interessante Uebergangsform von der Eingeborenenmuschelaxt zu der eiserne ist das folgende Stück:

Mälla oder »Mel« (Nr. 119, 1 Stück), Axt; an einem Holzstiel der alten Form (Fig. 19) ist ein Stemmeisen mittelst Cocosfaserschnur als Klinge festgebunden. Dschalut.

Derartige Aexte, ein Typus, der sich beim ersten Verkehr zwischen Eingeborenen und Weissen überall in derselben Weise entwickelt, waren noch sehr beliebt. Wo ich auch mit unberührten Naturmenschen der Steinzeit zusammenkam, immer wurden Stücke Flacheisen (Hobeisen oder selbst nur Bandeisen von einer Kiste) fertigen europäischen Beilen bei Weitem vorgezogen, und zwar aus praktischen Gründen (vgl. »Samoa-fahrten«, S. 63, 315 und 345). Solche Eisenstücke werden ganz in der Weise wie die Stein- oder Muschelklingen an den Holzstielen eigener Arbeit festgebunden. Es entsteht dadurch ein Geräth, das in der Form (mit der Schneide quer zum Stiel gestellt) am meisten dem Texel unserer Schiffszimmerleute ähnelt und der Handhabung und den Zwecken des Eingeborenen am besten entspricht. Auf der Colonialausstellung in London war es mir interessant, unter den malayischen Schmiedearbeiten der Straits-Settlements Aexte zu sehen, deren flache, lange Eisenklingen ganz in der Weise der Südsee-Eingeborenen am Holzstiele mittelst gespaltenem Rottang befestigt waren.

Sonstige Werkzeuge eigener Arbeit waren bereits fast so selten, als die alten Aexte; ich konnte aber noch einige der wichtigsten Stücke retten; darunter den alten Schlägel oder Hammer, wie er früher zum Canubau gebraucht wurde, und eine der wichtigsten Geräthe dafür.

Luit (Nr. 40, 41, 2 Stück), Hammer aus Eisenholz. Dschalut.

Die eine Form ist blattförmig an beiden Seiten abgeflacht, das Ende stumpf zugespitzt, die Basis zu einem rundlichen, kurzen Handgriff verlängert, circa 32 Cm. lang (wie Finsch: Westermann's Monatshefte 1887, S. 504, Fig. 9). Die zweite Form ist mehr birnförmig, rund (wie Finsch: Verhandl. der Anthropol. Gesellsch. Berlin, 1887, S. 26, Fig. 7); übrigens sind beide Formen nicht constant, sondern jedes Stück zeigt kleine Abweichungen.

Bohrer. Die eigenthümlichste Sorte ist der »Dribal«, eine Art Drillbohrer, aus einem geraden Stock bestehend, in dessen Mitte eine runde Holzscheibe befestigt ist und der mittelst zweier Schnüre in quirlende Bewegung gesetzt wird, ganz in ähnlicher Weise wie der Drillbohrer der Uhrmacher. Als Spitze wurde früher in Ermangelung von Steinen ein Haifischzahn oder ein aus *Tridacna* geschliffener Stift benützt, sofern man nicht aus Schiffstrümmern einen eisernen Nagel erlangen konnte. Solche Drillbohrer dienten besonders zum Bohren von Löchern in die *Spondylus*-Scheibchen, Abbildungen bei Finsch in: Westermann, 1887, S. 503, Fig. 8 und Verhandl. der Anthropol. Gesellsch., S. 26, Fig. 8, sowie Wilkes, V, S. 17, und zwar von Fakafo der Tockelau-Gruppe. Genau dieselbe Construction von Bohrern haben wir bereits von der Südostküste Neu-Guineas (II, S. [114]) kennen gelernt. Es verdient bemerkt zu werden, dass ein ganz gleiches Geräth, aber ohne Steinspitze oder dergleichen, von den Irokesen Canadas zum Feuerreiben benützt wird, so dass dieselbe Erfindung von den entferntesten Localitäten zu verzeichnen ist (vgl. Hough: »the methods of fire-making« in: Report of the National Museum Washington for 1890, Fig. 54).

»Aurak« hiess ein Bohrer, aus der Spitze eines Schalenfragments einer *Pteroceras*-Art (wohl *lambis*), um Löcher in Holz vorzubohren, die durch Einschlagen eines Stiftes

oder Keiles von Hartholz dann erweitert wurden. Wie diese Geräthe jetzt wohl nicht mehr zu erlangen sein dürften, so erhielt ich schon damals keine Raspel mehr, die ehemals ganz wie auf den Gilberts (S. 66 [334]) aus Rochenhaut gefertigt wurde und »Lä« hiess.

Eine andere Art Feile »Delal« war aus dem flachgeschliffenen Griffel eines Seeigels (*Acrocladia trigonaria*) gefertigt und diente zu feineren Arbeiten (s. Tätowirinstrumente). Ein ähnliches Werkzeug erwähnt Wilkes als »Bohrer« von Fidschi.

Pfriemen. Das einzige hierher gehörige Geräth, welches ich erhielt waren:

Fig. 21.



Pfriemen aus Knochen.

Dschalut.

Circa $\frac{1}{4}$ natürl. Grösse.

Ii-inat (Nr. 44, 1 Stück),
Pfriemen (Fig. 21) aus Knochen,
32 Cm. lang; zum Dachdecken
benutzt (S. 152 [408]). Dschalut.

Das Material dazu ist der:

Unterkiefer eines Delphins, *Phocaena spec.* (Nr. 45, 1 Stück), dessen Basistheil zu einer schiefen Spitze angeschliffen wird.

Pfriemen aus Menschenknochen habe ich auf den Marshalls nicht gesehen, sie mögen aber auch vorgekommen sein.

7. Flechtereie und Seilerei.

Die Flechtarbeiten der Marshall-Inseln sind insofern verschieden von denen der Gilberts, als sie meist Bekleidungszwecken dienen, und erhalten durch die zum Theil sehr kunstreiche Verzierung in zweifarbigen Mustern, die aufgenäht (gestickt) werden, einen besonders eigenartigen Charakter (vgl. Taf. IV [21], Fig. 3 und 4).

Das Material zu Flechtarbeiten ist das gewöhnliche:

Mang (Nr. 193, 1 Stück), Probe von zubereitetem *Pandanus*-Blatt. Dschalut.

Die Zubereitung alter *Pandanus*-Blätter besteht in Trocknen und Klopfen; dann schneidet man breite Streifen, die zu Rollen »Jeljit« gewickelt, bis zum Gebrauch aufgehoben werden. Aus diesem Material verfertigt man Segel und gröbere Matten; zu feineren Flechtarbeiten kommen nur junge *Pandanus*-Blätter »Manginej« zur Verwendung, die man über Feuer trocknet, dann klopft und schliesslich zwischen den Händen reibt, um sie vollends geschmeidig und biegsam zu machen. Diese *Pandanus*-Streifen sind von verschiedener heller Färbung (gelblich bis graulich), werden aber nicht als solche gebleicht, sondern erst die fertig geflochtenen Matten, was durch wiederholtes Einweichen und Trocknen geschieht. Darnach beginnt die Arbeit des Einstickens der Muster.

Zum Schlagen von *Pandanus*-Blatt bedient man sich einfach passlicher Rollstücke von Koralltrümmergestein, wie sie sich am Strande so leicht finden lassen. Ich sah eine alte Frau mit einem solchen natürlichen Schlägel arbeiten, der die Form eines künstlichen hatte und wie mit einem Handgriff versehen aussah. Die ganze Mattenflechtereie »Eet« sammt der Zubereitung und dem Färben des Materiales ist ausschliesslich Arbeit des weiblichen Geschlechtes.

Als Material für das braune Muster der Matten verwendet man:

»Aaat«, den braunen Bast einer Kriechpflanze (nach Chamisso *Triumphetta procumbens* Forst.: »aus der Familie der Linden«), die überall auf Sand wächst, sowie den Bast des »Lao« (Law)-Strauches (*Hibiscus populneus*).

Die Zubereitung des letzteren, eines auch vielfach zu feineren Stricken verwendeten Materiales, geschieht auf folgende Weise. Man legt den abgehauenen Stamm circa eine Woche in Salzwasser, wodurch sich die Rinde (»Gill«, auch = Haut) löst, welche dann nicht selten mit den Zähnen abgerissen wird. Durch Klopfen mit einem Stück Holz oder Stein entfernt man dann die äussere Rinde und erhält somit den eigentlichen Bast, wie die folgende Nummer:

Gill (Nr. 201, 1 Probe), zubereiteter *Hibiscus*-Bast, wie er zum Benähen der Matten verwendet wird. Dschalut.

Dieser Bast wird zum Theil auch veredelt, denn die Marshallaner verstehen die ersten Anfänge der Kunst des **Färbens**, und zwar mit:

Dschong (Nr. 203, 1 Stück), längliche schmale Frucht (angeblich der Blütenkolben von Eisenholz = Mangrove). Dschalut.

Diese Frucht wird mittelst eines geschärften Scherbens einer Cocosnussschale geschabt und gekocht, wozu man sich früher Cocosschalen oder grosser Muscheln (z. B. *Cassis*) als Gefäss bediente. In den Absud werden die präparirten *Hibiscus*-Baststreifen gelegt und durch Trocknen im Schatten schwarz (»kilmed«) gefärbt. Werden die Baststreifen im Sonnenschein getrocknet, so entsteht keine schwarze, sondern nur eine rothbraune (lohfarbene) Färbung, wie mir wenigstens von den Eingeborenen versichert wurde.

Gill-kilmed (Nr. 200, 1 Probe), schwarz gefärbter *Hibiscus*-Bast, zum Benähen der Matten, in circa 55 Mm. breiten, papierdünnen Streifen. Dschalut.

Eine dritte Sorte, zu dem gleichen Zweck benutzt, heisst »Gill-emear« (gelb) und ist hell bastfarben.

Ein anderer Färbestoff heisst »Ninn« und wurde als die Rinde von der Wurzel eines Baumes (? Mangrove) bezeichnet. Sie wird abgeschabt und gekocht, bis eine rothe breiartige Masse entsteht, welche ebenfalls einen lohfarbenen Ton (»emerrar« = roth¹⁾) erzeugt. Das Berliner Museum besitzt auch diesen Färbestoff durch mich, sammt der Cocosschale, die als Gefäss diente.

Zum Aufnähen der dickeren Randstreifen des Musters (vgl. Taf. IV [21], Fig. 4 a) wird verwendet:

Örr (Nr. 202, 1 Probe), sehr feiner, sauber gedrehter dünner Faden. Dschalut.

Das Material dazu ist die Faser einer »Armé« oder »Armiu« genannten Pflanze, nach Chamisso »Aromä«, »ein zu der Familie der Nesseln (*Boehmeria*) gehöriger Strauch, der nur auf feuchtem Grunde wächst und manchen Inseln fehlt, so z. B. Udirik und Ailiu, die ihren Bedarf von Ligip beziehen«. Dieses Material ist sehr haltbar und wurde besonders zu Fischleinen verwendet, die man jetzt meist bei weissen Händlern kauft.

1) Die zahlreichen Prüfungen über Farbensinn, respective Farbenbegriffe, welche ich bei Naturvölkern vornahm, zeigten auch bei den Marshallanern eine nach unseren Begriffen sehr mässige Entwicklung, sowie individuell verschiedene Auffassungen, die ja auch bei uns nicht selten sind. Im Allgemeinen unterschied man folgende Farben: »emudj« = weiss; »kilmed« = schwarz, womit aber auch das Grün des Gelaubes bezeichnet wurde; »maroro« = blau und grün, welche Farben meist gar nicht unterschieden werden; »emerrar« (= trocken) = roth, d. h. lohfarben, aber auch das zarte Roth der Koralle (*Stylaster*) und violett, für Roth übrigens auch: »kilmir« und »beroro«, indess ohne präzise Begriffe; denn ein Eingeborener bezeichnete die braune Farbe seiner Haut als »beroro« oder »bororo«; »emear« = gelb, womit auch nicht eigentliches Gelb, sondern eine lichte Bastfarbe bezeichnet wird. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Farbensinn der Gilbert Insulaner: »erraro« = schwarz; »mainaina« = weiss; »uraura« = roth, aber eigentlich braun und »maua« = grün und blau.

Geräthschaften zu Flechtarbeiten sind ungefähr dieselben, als auf den Gilberts. Zum Spalten (Schlitzen) von *Pandanus*-Blatt und *Hibiscus*-Bast benutzt man jetzt ein Stückchen Blech, früher aber Splitter einer Muschel (*Pinna vexillum*), »Djebörr« genannt. Zum Flechten selbst dient ein:

Tiginiët (Nr. 189, 1 Stück), Flechtbrett aus Holz des Brotfruchtbaumes. Dschalut.

Entsprechend den kleineren Arbeiten ist dies unentbehrliche Geräth auf den Marshall-Inseln von geringerer Grösse, namentlich kürzer, von länglich-viereckiger Form, sanft gebogen (also die eine Seite concav, die andere convex). Gewöhnliche Grösse: 37 Cm. lang, 21 Cm. breit und 30 Mm. dick.

Zum Benähen (Sticken) der Matten bediente man sich früher Nadeln »Jän« von Bein (anscheinend schmale, spitze Knochen gewisser Fische), wovon ich noch einige (bis 24 Cm. lang) erhielt, jetzt allgemein eingeführter kupferner Nadeln.

In Folge der Anfertigung moderner Hüte ist ein weiteres Flechtgeräth nothwendig geworden, welches man früher nicht kannte:

Managedscham (Nr. 269, 1 Stück), Hutform aus Eisenholz. Dschalut.

Ein rundes, niedriges Stück Holz, das in der Form einem Hut ohne Krämpfe entspricht, über welchem der obere Theil des Hutes geflochten wird.

Seilerei und Stricke. Die als Material zu feineren Bindfaden benutzten Faserstoffe: Adata (*Hibiscus*-Bast) und Armé (*Boehmeria*-Faser) sind bereits auf der vorhergehenden Seite erwähnt worden. Es ist also hier nur noch der

Bueje (Nr. 135, 1 Probe), zubereiteten Cocosfaser zu gedenken, welche das Hauptmaterial für Seilerei liefert.

Die Faserhülle (»Bäo«¹⁾ der Cocosnuss wird in grossen Längsstücken abgeschält, diese in Süsswasser geweicht und dann mittelst Klopfen von den holzigen Bestandtheilen gereinigt, so dass sich die einzelnen Fasern lösen. Dieselben sind nicht sehr lang (25 bis 27 Cm.,) aber je nach der Bearbeitung zum Theil sehr fein und liefern das Material zu dem weit über die Südsee unter dem Namen »Cair« bekannten Garn.

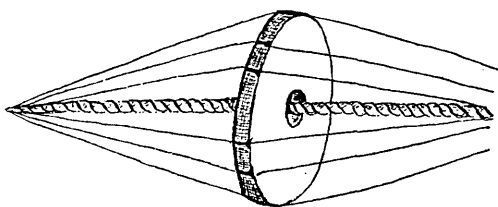
Als Geräth zur Zubereitung der Cocosnussfaser dient ein Schlägel (»Rängäng«), der aus einem einfachen runden (circa 40 Cm. langen) Knüppel aus Eisenholz besteht, ein plumper Hammer (= S. [155]) oder auch nur ein handliches Stück Korallrollstein.

Die gewöhnlichste Sorte Stricke ist die folgende:

Kwall (Nr. 136, 1 Probe), Strick aus Cocosfaser. Arno.

Diese gewöhnlich zum Hausbau verwendete Sorte wurde damals kaum mehr auf Dschalut (und Ebon) gefertigt und meist von den betriebsameren nördlichen Inseln bezogen, hier auch durch Schiffe mitgebracht. Aber aus solchen Stricken sah ich auf Dschalut noch dicke Taue für Canubedarf drehen (»bidebit« = Seil drehen) und damit eine der primitivsten Formen der Reepschlägerei kennen, wie sie auch in diesem abgelegenen Winkel der Welt bald verschwunden sein dürfte.

Fig. 22.



Scheibe zum Taudrehen.

Dschalut.

Als einziges Seilereigeräth diente eine runde hölzerne Drehscheibe (Fig. 22, von circa 32 Cm. Durchmesser), in der Mitte mit einem runden Loch, am Rande mit

¹⁾ Chamisso schreibt »Aë«, was aber nach Hensheim »schwimmen« heisst.

neun Kerbeinschnitten versehen. Durch das Loch dieser Scheibe lief ein starkes, circa vier Finger dickes Tau von 20 Schritt Länge, das mit dem einen Ende an einer Cocospalme festgeknüpft war, während das andere, um eine zweite Palme gezogen, von einem Manne straff gehalten wurde. Neun dünne Stricke, (wie der obige Nr. 136), an dem einen Ende mit dem Haupttau an der ersten Cocospalme befestigt, zogen sich durch die Kerbeinschnitte der Scheibe und wurden am anderen Ende, (hier noch in grosse dicke Knäuel aufgerollt), von ebenso vielen Männern gehalten und bedient. Indem nun ein Mann die Scheibe stramm nach rechts drehte, hatten die übrigen Leute darauf zu achten, dass sich die neun dünnen Stricke gleichmässig abwickelten und ohne zu drillen auf das mittelste Haupttau aufwickelten. In dieser Weise entstand ein treffliches, sehr sauber gedrehtes Schiffstau, zu dessen Anfertigung allerdings elf Männer nothwendig waren.

8. Fahrzeuge und Verkehr.

Die bewundernswertheste und grossartigste Leistung des Gewerbefleisses der Marshallaner ist ihre Geschicklichkeit im Bau seetüchtiger Fahrzeuge; die letzteren sind deswegen aber noch keineswegs die allerbesten der Südseevölker, wie gewöhnlich angenommen wird. Sie stehen jedenfalls in Technik und kunstvoller Ausführung weit hinter den grossen, zuweilen zweimastigen Fahrzeugen in Melanesien zurück (vgl. II, S. [169] und [191]), unter denen die Doppelcanus von Fidschi die erste Stelle einnehmen. Wilkes mass ein solches von über 100 Fuss Länge, das 200 Personen trug. Auch die gefälligen und schönen Fahrzeuge der Gilbert-Insulaner sind den marshallanischen voll auf ebenbürtig, besonders wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten, die mit dem Mangel passenden Bauholzes verbunden sind, berücksichtigt.

Die Marshallaner besitzen besseres Material in dem ziemlich weichen und leicht zu bearbeitenden Holze des Brotfruchtbaumes, aus dem die Fahrzeuge gebaut werden, denn Treibholz und Schiffstrümmern können bei ihrer Seltenheit doch immer nur untergeordnet in Betracht kommen.

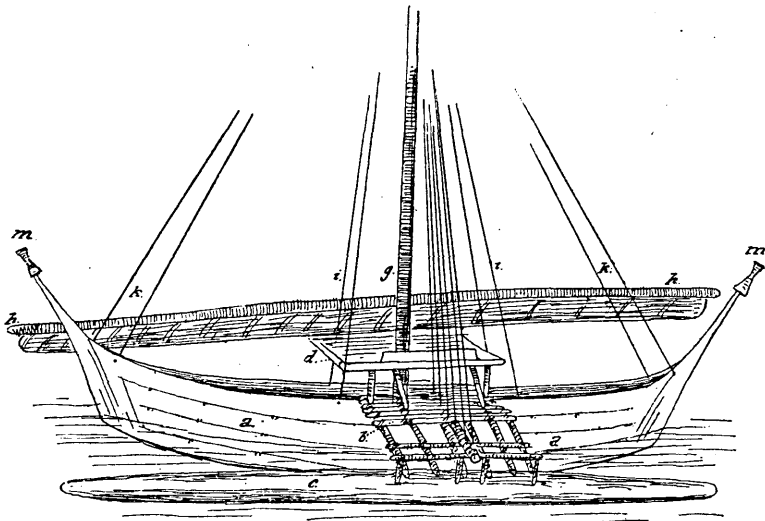
Das Marshall-Canu »U-a« (»O-a«: Chamisso; »Wa«:¹⁾ Hernsheim) gehört zu dem weitverbreiteten Typus eingeborener Schiffsbaukunst, bei welchem der Haupttheil des Fahrzeuges aus einem grossen Kielstücke besteht. Das letztere wird aus einem passenden Stamme vom Brotfruchtbaum gezimmert, respective ausgehöhlt, und ist massgebend für die Grösse des Fahrzeuges. Dem unterseits spitzen Kielstück wird vorne und hinten ein in eine lange Spitze (Schnabel) auslaufendes, vorderseits scharfes Bugstück angesetzt und diese wiederum mit dem Kiel durch Seitenborde verbunden, Planken oder Brettstücke, deren Grösse sehr verschieden ist und sich nach dem vorhandenen Holz und dessen Verwendbarkeit richtet. Gewöhnlich werden die flachen Wurzelstreben des Brotfruchtbaumes zu Seitenborden verarbeitet, die aber nur selten nach unseren Begriffen Bretter sind.

1) Nächst »Niu« = Cocosnuss, wohl das am weitesten über Oceanien und Melanesien verbreitetste Wort: »Waa«: Hawaii; »Vá-a«: Samoa; »Vaa«: Uluti, Carolinen; »Ua (Wa)«: Marshalls, Mortlock; »Wa«: Doreh, Neu-Guinea; »Waag«: Kunschai; »Waga«: Louisiade, Hayter-Insel; »Vaka«: Tonga, Maori; Südcap, Neu-Guinea; »Wakha«: Nukuor; »Wage«: Milne-Bay, Neu-Guinea; »Vanaka«: Port Moresby, Neu-Guinea; »A Vange«: Blanche-Bai, Neu-Britannien; »Wanja«: Rook-Insel; »Wonga«: Astrolabe-Bai, Neu-Guinea; »Uang«: Finsch-Hafen, Neu-Guinea; »Uän«: Bilibili, Astrolabe-Bai; »Wem«: Ostcap, Neu-Guinea; »Wuar«: Ponapé, und schliesslich malayisch »Prau« oder »Pra-hu«. Sehr abweichend sind dagegen: »Tambul«: Neu-Irland; »Obuna«: Salomons (Bougainville); »Amlai«: Pelau; »Mu«: Yap; »Baurua« (aber auch »Toa«): Gilberts.

Nach Kotzebue waren die nur kleinen Canus, ohne Mast und Segel, von Meschid »aus lauter kleinen Brettchen zusammengeflickt«, also ganz wie dies auf den Gilberts geschieht, wahrscheinlich wegen Mangel an Brotfruchtbaum. Die Abbildung von Choris (Radak, Pl. IV) zeigt ein solches kleines Canu von Meschid.

Charakteristisch, aber nicht eigenthümlich für die Marshall-Canus ist die Ungleichheit der Seiten. Während die dem Ausleger zugekehrte Seite sich sanft bauchig rundet, also convex gearbeitet ist, verläuft die entgegengesetzte fast gerade (vgl. Fig. 24). Ohne diese ingeniose Einrichtung würde das Fahrzeug in Folge des einseitigen, weit abstehenden Auslegers nicht gerade, sondern in grossen Bogen laufen. Die einzelnen Theile des Canus sind mittelst Bohrlöchern und Stricken aus Cocosfaser zusammengebunden; zum Dichten werden Streifen *Pandanus*-Blatt zwischen die einzelnen Holztheile gelegt. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob die Fugen auch noch mit Harz

Fig. 23.



Segelcanu von den Marshall-Inseln, Seitenansicht.

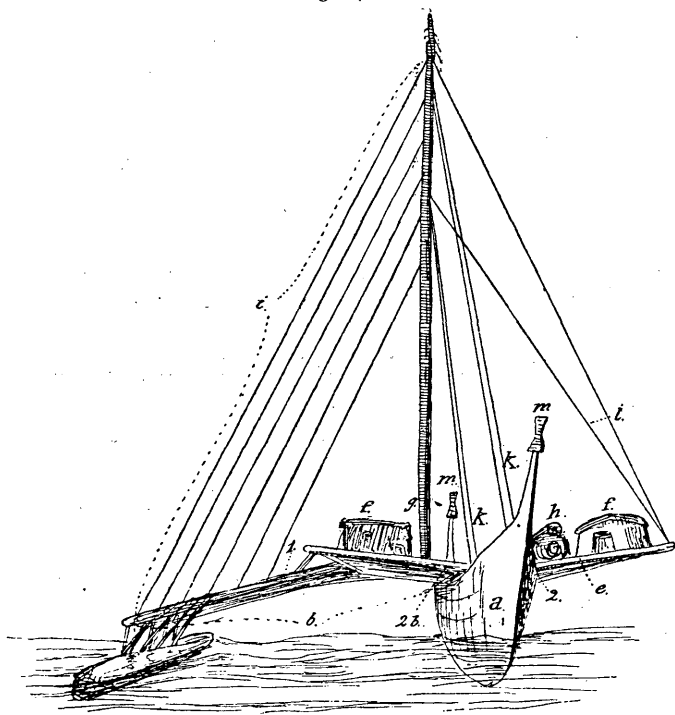
Dschalut.

(»Ijur«) verschmiert werden, was ja der Brotfruchtbaum liefert. Das Canu trägt ein sehr schweres Auslegergeschirr mit einem schweren Auslegerbalken (Balancier) von der Länge des Kiels, der in eigenthümlicher Weise mit den sechs Querhölzern verbunden ist. Ueber die etwas höhere Mitte des Fahrzeuges läuft eine breite Plattform (»Bedak«, »Hängeboden«: Chamisso) aus Brettern, welche an der dem Ausleger gegenständigen Seite (»Rong«), wie beim centralcarolinischen Canu, ansehnlich weit übersteht und zuweilen so gross ist, dass an jeder Seite eine kleine Hütte errichtet werden kann. Sie wird aus *Pandanus*-Blatt gebaut und ist gross genug, um 5—6 Personen dicht zusammengedrängt nothdürftige Unterkunft zu gewähren. Das Canu führt einen Mast und ein grosses lateinisches Segel, das mit zwei Bäumen oder Raaen (»Rodschak«), meist aus Rippen des Blattes der Cocospalme bestehend, gespannt werden kann. Das Segel (»Wudschela«) wird aus circa 18 Cm. breiten Streifen von Mattengeflecht (»Irr in Wudschela«) aus *Pandanus*-Blatt zusammengenäht; ein solcher Streifen ist zuweilen 200 Fuss lang, und zu einem grossen Segel gehören 700 Fuss Mattenstreif. Als Ruder

(»Dschebwe«) dient ein langer Riemen, der in einer Schlinge aus Tauwerk befestigt ist. Anker (»Kauliklik«) sind mir nicht erinnerlich, mögen aber vorhanden sein. Gewöhnlich sind die Canus vorne am Schnabel mit einem Tau an einer Palme befestigt und werden bei Nichtgebrauch auf den Strand geholt, aber nicht in besonderen Schuppen untergebracht. Verzierungen sind keine anderen angebracht als Büschel zerschlissener schwarzer Federn (vom Fregattvogel) an der Mastspitze, den Haupttauen, welche den Mast halten, und am Ende des unteren Baumes oder Raae. Die Spitze jedes Buges zielt zuweilen eine Schnitzerei in Form eines Uhlanelhelmes. Diese Verzierung (»Bellik«), aus Holz geschnitzt oder Korbgeflecht, schwarz oder weiss bemalt, zuweilen mit Federbüschel geschmückt, ist ganz besonders charakteristisch für die Canus der Marshallinsulaner, findet sich aber nur an grossen und grösseren Canus. Abbildungen solcher geben Choris (Pl. XI: von der Seite und von vorne, XII: Grundriss und XIV: unter Segel) und Kotzebue (S. 80) immerhin kenntlich, wennauch nicht in allen Einzelheiten correct. Durchaus richtig sind dagegen die nach meinen photographischen Aufnahmen gezeichneten Bilder von Dschalut-Canus in »Westermann's Monatshefte«, 1887, S. 492, 493, 496 und 497 (vgl. auch Hensheim, »Sprache der Marshall-Inseln«, S. 97, 99 und 101, und »Südsee-Erinnerungen«, Taf. 7 und S. 92).

Die beigegebenen Skizzen Fig. 23: Seitenansicht und Fig. 24: Vorderansicht (nach photographischen Aufnahmen von mir) werden besser als die ausführlichste Beschreibung zur genaueren Kenntniss beitragen und uns zugleich mit den einzelnen Theilen der Canus bekannt machen.

Fig. 24.



Segelcanu von den Marshall-Inseln, Vorderansicht.
Dschalut.

	A	B
	Maasse	
a, a »U-a«, Rumpf oder eigentlicher Schiffskörper, Kiellänge	4'24	—
Grösste Länge von Spitze zu Spitze	5'28	5'60
» Breite in der Mitte	0'55	0'58
» Höhe	0'77	—
b »Ere«, Auslegergerüst und sechs Querhölzer, Länge derselben	3'32	3'68
c »Kubak«, Auslegerbalken, Länge	4'34	—
d »Bedak«, Plattform an der Auslegerseite, Länge	3'30	—

	A	B
	Maasse	
<i>e</i> »Rong«, Plattform, entgegengesetzte, ragt über	1'30	0'96
<i>f, f</i> »Billebil«, kleine Hütten (ein oder zwei)	—	—
<i>g</i> »Gidschu«, Mast, Höhe	4'97	6'24
— »Rodscha«, unterer Baum (Raae), Länge	5'56	7'46
'oberer » » »	5'56	—
<i>h</i> »Wudschela«, Segel (aufgerollt), Länge	5'28	—
<i>i</i> »Do Kubak«, Tau vom Mast zum Ausleger	—	—
<i>k</i> »Gäg«, Taue zum Segelhissen	—	—
<i>l</i> »Man«, zwei Taue	—	—
<i>m</i> »Bellick«, Verzierung der Bugspitzen	—	—

Die in Tabelle A gegebenen Masse (denen ich in B die von Chamisso — Reise, I, S. 242 — notirten beifüge) sind die eines mittelgrossen Canu, wie dieselben am häufigsten vorkommen. Es gibt aber auch, wie bereits erwähnt, kleinere, ohne Mast und Segel und ansehnlich viel grössere. Chamisso notirt 38 Fuss (über 12 M.) Länge für das grösste Canu, was richtig ist, Hensheim sogar 50 Fuss (= 16 Meter), wohl nur nach Schätzung und deshalb reichlich überschätzt. Ein Canu wie das der Mass-tabelle A trägt 10—12 Personen, die gewöhnliche Zahl ist 6—10, für kleine noch weniger, für ganz grosse 15—20. Freilich habe ich auf letzteren zuweilen 30—40 Personen zusammen gesehen, aber die Hälfte davon waren Frauen und Kinder, und es handelte sich dann nur um eine Fahrt auf der Lagune. Bei der Schmalseite des Schiffskörpers, der eigentlich nur der Schwimmer für die Plattform ist, dient die letztere als Aufenthalt für die Passagiere, welche bei einer grösseren Anzahl hier dichtgedrängt wie die Heringe zusammenhocken.

Unter allen Fahrzeugen der Südsee stimmt übrigens das der Central-Carolinen (vgl. Choris, Pl. XVIII) am meisten mit dem der Marshalls überein und ist, abgesehen von gewissen geringeren Abweichungen, durchaus identisch in Bauart, Form und Takelung.

Canubau (»Digidik« = Holzhauen) war übrigens eine Kunst, die von Wenigen verstanden und geübt wurde, bildete also gewissermassen ein Gewerbe. Zu meiner Zeit gab es auf Dschalut nur noch ein paar alte Leute, die sich damit beschäftigten; grosse Fahrzeuge wurden aber nicht mehr gebaut. Die Zahl derselben war überhaupt nie eine bedeutende. Chamisso notirt von Airik, der grössten und volkreichsten von ihm besuchten Insel, sieben grosse Canus, ich von Dschalut etwa 33, von Ebon 13, von Milli 20. Seitdem dürfte sich die Zahl überall bedeutend vermindert haben, und ich freue mich, dass es mir noch gelang, ein seetüchtiges Marshall-Canu für das Berliner Museum zu retten, vermuthlich das einzige der Art, welches Sammlungen aufzuweisen haben.

Ein unentbehrliches Geräth bei allen Canufahrten bildet der Wasserschöpfer (»Limm«) aus Brotfruchtholz, länglich-oval, kahnförmig (circa 50 Cm. lang, 20 Cm. breit) mit ausgeschnitztem Griff an der Basis der Innenseite (vgl. Finsch: Westermann's Monatshefte, 1887, S. 495, Fig. 1). Bei der Undichtheit der Fugen lässt jedes Canu Wasser ein, so dass unaufhörlich ausgeschöpft werden muss, was übrigens bei gewöhnlichen Verhältnissen eine Person ohne Anstrengung zu bewältigen vermag.

Da das Segel nicht gerefft werden kann, so ist die Hantirung ziemlich umständlich. Der Mast steht nicht in der Mitte des Canus, sondern wird in die Höhlung einer mit Stricken festgebundenen Nabe auf der Plattform etwas über Bord der Auslegerseite (Leeseite) eingesetzt. Aehnliche Naben sind an jedem Ende (Schnabel) des Fahrzeuges

angebracht und dienen zum Einsetzen der beiden Bäume (Raaen, »Rodschak«), welche das Segel halten. Soll nun gewendet werden, so muss das Segel von einem Buge nach dem entgegengesetzten getragen und hier eingesetzt werden, zugleich auch der Steuermann seinen Platz entsprechend wechseln. Wie ich aus eigener Erfahrung weiss, schlägt das Manöver nicht immer ein, und das Einsegeln in eine Passage macht oft viele Mühe. Dass der Auslegerbalken das Canu nicht vor Umschlagen bewahrt, kann nicht oft genug wiederholt werden, da jedes Buch das Gegentheil versichert. Häufig hebt sich der Auslegerbalken bedenklich aus dem Wasser, ein paar Fuss mehr und das Fahrzeug geht über Kopf, wie ich wiederholt beobachtete und was schon Kotzebue erwähnt. Freilich wissen die Eingeborenen, ausgezeichnete Schwimmer wie alle Insulaner, das Fahrzeug aufzurichten und schliesslich wieder flott zu kriegen, ja bei ruhigem Wetter etwaige leichte Schäden mit Stricken schwimmend auszubessern, aber die Sache ist keineswegs so leicht, als gewöhnlich angenommen wird. Für das richtige Gleichgewicht sorgt übrigens die Schiffsgesellschaft selbst, denn bald klettern ein paar auf die Querhölzer, um den Auslegerbalken niederzudrücken, wenn derselbe zu hoch über Wasser kommt, oder auf die vorspringende Plattform, Alles gewohnheitsmässige Manöver, die sich ganz von selbst, ohne besonderes Commando vollziehen. Das letztere wird übrigens bei Seefahrten von erfahrenen Männern, meist Häuptlingen, geführt, die gewisse Zeichen geben.

Die Segelfähigkeit dieser Canus wird meist überschätzt; sie laufen vor dem Winde ungefähr so schnell als ein gutes Boot, beim Kreuzen vielleicht etwas besser, aber 4—6 Seemeilen in der Stunde ist wohl die höchste Leistung und Angaben darüber hinaus (12—20 engl. Seemeilen) reine Uebertreibungen. Canus von Ebon pflegten nach Dschalut (80 Seemeilen) in 18—36 Stunden heraufzukommen, was einer Geschwindigkeit von circa $4\frac{1}{2}$ Seemeilen, respective $2\frac{1}{2}$ Seemeilen (oder Knoten) in der Stunde entspricht, und ganz so verhielt es sich bezüglich der Reise von Udschae nach Dschalut (270 Seemeilen), wozu zwei Tage und eine Nacht erforderlich sind. Zuweilen dauerte die Reise von Dschalut nach Ebon aber auch zweimal 24 Stunden, doch liess sich nicht ausmachen, wie lange man auf Kili verweilte, denn der Kanaker hat es selten eilig.

Wir haben bereits einzelne Papuastämme auf Neu-Guinea als geschickte, wenn auch nicht kühne Seefahrer kennen gelernt, die zum Vertriebe ihrer Fabricate (Töpfe) oder des Tauschhandels wegen überhaupt ansehnliche Reisen unternehmen, und ähnliche Verhältnisse finden sich in der ganzen Südsee wieder. In hervorragender Weise sind aber gerade die Marshallaner zur Schifffahrt gedrängt, ohne welche ein Verkehr nicht einmal zwischen den Bewohnern des eigenen Atolls möglich wäre. Bei der Spärlichkeit des Ertrages, je nach dem Ausfall der Ernte, sind die Atolle wieder unter sich aufeinander angewiesen, und grössere Tausch- und Handelsreisen waren behufs Ernährung schon von jeher eine Nothwendigkeit. So mussten sich die Marshallaner zu geschickten Seefahrern ausbilden, die jedenfalls unter den Südseevölkern mit die hervorragendste Stelle einnehmen, wenn sie auch den Caroliniern nachstehen. Ihre Leistungen sind in der That staunenswerth, besonders wenn man bedenkt, dass ihre astronomischen und geographischen Kenntnisse äusserst gering sind, und dass sie kein einziges nautisches Hilfsmittel besitzen. Denn die berühmten »Seekarten« sind, wie ich schon wiederholt bemerkte, sicherlich kein solches, sondern höchstens als »Inselkarten«, »Medu in ailing« (»ailing« = Insel), zu betrachten. Eine solche »Karte« besteht aus einem Gestell von zusammengebundenen Stäbchen (gerade, quer, schief, selbst gebogen), an welche kleine Muschel (*Cypraea*, *Melampus*) oder Korallsteinchen festgebunden sind.

Letztere bedeuten die verschiedenen Atolle, während die Stäbchen, wie behauptet wird, die Richtung der Wellen oder die Dünung angeben sollen, die je nach der Jahreszeit wechselt. Leider hat noch kein wissenschaftlicher Seemann, vielleicht überhaupt kein Weisser, je eine grössere Seereise mit einem Marshall-Canu gemacht, um den Werth dieser »Karten« zu prüfen, und so bleibt es bei gelehrten Deutungen, denn die Eingeborenen selbst wissen herzlich wenig über ihre Seekarten und deren Benützung mitzutheilen. Ich selbst habe solche Karten von den erfahrensten und befahrensten Eingeborenen machen und mir erklären lassen, und dabei kam nicht mehr heraus als die individuelle geographische Kenntniss über die Lage einiger Inseln. Der Mann kannte Dschalut, Kili, Namurik, Ebon, Milli, Ailinglablab, die ungefähr richtig gelegt waren, was aber darüber hinausging, erwies sich als total unrichtig. Ein Blick auf die von Hemsheim (Marshall-Sprache, S. 88, mit richtiger Lage der Inseln S. 89) gegebenen Skizzen und auf die (Kat. M. G., Taf. XXXII) abgebildeten fünf verschiedenen »Medu« wird Jeden überzeugen, dass von einem nautischen Hilfsmittel nicht die Rede sein kann, und Friedrichsen (Kat. M. G., S. 272) erklärt, »nach eingehendem Studium keine nur einigermaßen befriedigende Deutung geben zu können«. Fast scheint es, als wären diese »Inselkarten« überhaupt erst seit dem engeren Verkehr der Eingeborenen, und zwar Dschaluts mit weissen Seefahrern entstanden und vielleicht aus den Stricken hervorgegangen, die nach Gulik (wohl auf Ebon) »Seekarten« vorstellen sollten. Es sind dies Stricke, »welche, in bestimmten Knoten zusammengebunden, den Lauf der Strömungen bezeichnen« sollen, also jedenfalls noch primitiver als die »Seekarten« der Dschaluter aus Stäbchen. Kubary erwähnt von Ebon keine der beiden Formen, und wären sie ein altererbtes nautisches Hilfsmittel eigener Erfindung, so würde Kotzebue, der die Eingeborenen so viel über Seewesen ausfragte, ohne allen Zweifel schon damals einen »Medu« erhalten und darüber berichtet haben.

Mit der »astronomischen« Kenntniss der Marshallaner ist es auch nicht weit her, denn ich erfuhr auf Dschalut nur den Namen des Orion als »Lodde-lablab«.¹⁾ Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass, wie der Stand der Sonne bei Tage, so gewisse Sterne bei Nacht diese Seefahrer leiten. So haben die Dschaluter einen »Leitstern« für die Fahrt nach Milli, Madschuru, Namurik, und der »Dschabrog«, ein Stern (»Iju«), der nur in gewisser Zeit im Süden sichtbar ist, führt nach Ebon. Selbstredend kennt man die vier Himmelsrichtungen (für die, beiläufig bemerkt, Chamisso ganz falsche, vermuthlich carolinische Namen angibt) und rechnet nach Monden (»Alin«), aber die Begriffe Jahr und Jahreszeiten sind unbekannt, vielleicht mit Ausnahme von Sommer (»Rak« = Süden, nicht = Stein: Chamisso).

Navigation verstehen die Marshallaner also nicht, wohl aber sich innerhalb gewisser Grenzen von einem Atoll zum anderen zurechtzufinden, und das ist bei dem eigenthümlichen Charakter der letzteren allerdings schon recht schwierig. Wenn Papuas in Bezug auf die Entfernung ähnlich weite Reisen unternehmen (z. B. Woodlark—Trobriand: 90 Seemeilen oder Moeresby-Archipel—Woodlark: 130 Seemeilen), so haben sie immer hohe Berge als Landmarken und verlieren Land selten aus Sicht. Aber die Wipfel der Cocospalmen sind selbst vom Deck eines grösseren Schiffes (von 300 Tons) kaum weiter als 5, aus dem Mast vielleicht 8 Seemeilen weit sichtbar (vgl. Finsch: Westermann's Monatshefte, 1887, Abbild., S. 501); ein so niedriges Fahrzeug als ein Canu läuft daher Gefahr vorbeizusegeln, wie dies ja häufig passirt. Um dem vorzubeugen, haben die Marshallaner für weitere Seereisen besondere Navigationsregeln, und

¹⁾ Chamisso verzeichnet nur den Polarstern als »Lemannemann« (?).

diese sind einmal: mit möglichst viel Canus zugleich auszugehen und dann: eine bestimmte Segelordnung einzuhalten! Die Canus bleiben in Schweite, bei Nacht in Hörweite der Trommeln und Muscheltrompeten (S. 133 [389]) beieinander und bilden so eine oft viele Seemeilen lange Linie, innerhalb welcher es einem der Canus meist gelingt, Land zu sighten. Diese Regeln und die gerade für Seereisen in diesen Gewässern so wichtige Kenntniss der Monsune bilden die eigentliche Grundlage der Steuermannskunst der Marshallaner. Wenn noch heute in allen Büchern gesagt wird, »genaue Kenntniss des Archipels war Gemeingut aller Bewohner der Marshall-Inseln, der Männer wie der Frauen«, so sind dies Uebertreibungen, die nicht entfernt zutreffen. Wie nur Einzelne Canus zu bauen verstanden, so waren es wiederum nur Einzelne, welche bei weiteren Seereisen die Führung übernahmen. Solche Leute kennen ausser ihrem Heimatsatoll meist noch einige benachbarte und darüber hinaus vielleicht noch mehrere, letztere aber selten aus eigener Anschauung, sondern nach den Mittheilungen Anderer. So zeichnete Lagediak von Wotsche Kotzebue nicht allein die Inseln dieses Atolls auf, sondern wusste die Lage der meisten Inseln der Ratak-Kette anzugeben, die ein Häuptling von Maloelab aber unrichtig fand. Ein anderer Häuptling fügte die meisten Inseln der Ralik-Kette hinzu, auf welche Mittheilungen Kotzebue die seinem Reisewerke beigefügte Karte entwarf. Sie illustriert in schlagender Weise die Unkenntniss der Eingeborenen über ihr Inselreich, das kein Marshallaner in seinem ganzen Umfange nur annähernd richtig kennt, und es wäre Zeit, nicht immer aufs Neue die Mittheilungen Kotzebue's und Chamisso's zu wiederholen. Wie sich schon damals erfahrene Häuptlinge in der Lage und namentlich der Entfernung zwischen den einzelnen Inseln irrten, so verhielt es sich noch zu meiner Zeit. So verzeichnete ein Häuptling die Entfernung zwischen Ebon und Kwajalein mit Dschalut als fast gleich, obwohl die letztere Insel noch einmal so weit von Kwajalein entfernt liegt als Ebon, und ich könnte noch viele ähnliche Beispiele anführen. Wie anderwärts nur mit den Nachbarinseln verkehrt wird, so kamen auch die Dschaluter meist nicht über Ebon, Namurik und Madschuru hinaus und besuchten nur selten Milli oder die nördlichen Inseln Rongerik, Rongelab und Bikini. Der Verkehr zwischen beiden Inselketten war, wie von jeher, nur sehr unbedeutend, in Folge dessen auch die gegenseitige Kenntniss höchst mangelhaft. Die so nahen Gilbert-Inseln (nur 40 Seemeilen zu Süd) kannten die Marshallaner nur nach den auf ihre Inseln gelegentlich von dort verschlagenen Eingeborenen (»Repith-urur«, S. 71 [339]). Der umgekehrte Fall des Verschlagens von Marshallanern nach den Gilberts ist, wegen der herrschenden westlichen Strömung, dagegen nur höchst selten vorgekommen, und diese Leute konnten keine Kunde bringen, da sie nicht wiederkehrten.

Die weitverbreitete Ansicht, als durchkreuzten Canus beliebig den ganzen Archipel, also z. B. von Dschalut bis Bikini, circa 420 Seemeilen, in einer Tour, ist nicht richtig, denn in Wahrheit handelt es sich in der Regel um bei Weitem geringere Distanzen. Ist nach oft wochenlangem Warten ein günstiger Wind eingetreten, so segeln vielleicht mehrere Canus von Dschalut nach Ebon, vereinigen sich mit der hiesigen Flotte und steuern dann gemeinschaftlich nach dem Norden. Dabei wird vielleicht noch Namurik angelaufen, dann Ailinglablab, Kwajalein u. s. w., so dass das jeweilige nächste Ziel meist nicht sehr weit (25—80 Seemeilen) entfernt liegt, denn die weiteste Reise, welche von Dschalut, und zwar höchst selten direct unternommen wird, nach Milli, beträgt nur 120 Seemeilen. Rechnet man hinzu, dass sich von einer Insel zur anderen Canus anschliessen, die dann für diese Strecken die Führung übernehmen, so wird dies die famosen Fahrten der Marshallaner und ihre nautischen Kenntnisse ins richtige Licht stellen. Da öfters längerer Aufenthalt gemacht werden muss, schon wegen

Reparaturen an den Canus, so vergeht oft sehr lange Zeit, ehe die Flotte nach ihren respectiven Heimatshafen zurückkehrt.

Die grosse Sicherheit, mit der die Marshallaner, »die besten Seefahrer Mikronesiens, ihr fernes Endziel stets richtig zu finden wissen«, wie in allen Büchern zu lesen ist, bleibt jedenfalls eine recht bedenkliche, und ich würde Niemandem anrathen, sich einer Canuflotte anzuvertrauen. Denn geht es auch oft, vielleicht in der Regel gut, so findet gar häufig das Gegentheil statt, und wenn überhaupt, landen die Canus an weit entfernten Inseln. Eine durch plötzlichen Sturm verschlagene und zerstreute Flotte versucht allerdings den Rückweg zu finden, aber das ist ebenso schwer, als es für eines unserer Schiffe ohne Compass und nautische Hilfsmittel sein würde. Oft erreichen Canus selbst ein sehr nahes Ziel nicht, wovon schon Chamisso einen Fall anführt, indem die Flotte von Ailuk das nur circa 50 Seemeilen entfernte Reiseziel Meschid verfehlte. Dieses Verschlagenwerden¹⁾ gehört keineswegs zu den Seltenheiten und hat den Marshallanern mit zu dem unverdienten Rufe, die besten Seefahrer der Südsee zu sein, verholfen. Auf solchen unfreiwilligen Fahrten erreichten manche Canus, 1856 sogar eine ganze Flotte, Kuschai (360 Seemeilen), aber eben aus Zufall, denn selbstredend besitzen die Marshallaner kein Hilfsmittel, um die Lage dieser Insel festzustellen und dieselbe mit Verständniss zu suchen. Winden, namentlich aber Strömungen überlassen, ist es lediglich Glückssache, wenn sie irgendwo landen, wie dies wiederholt auf den Carolinen (1500 Seemeilen), ja auf Guam (über 1700 Seemeilen weit) geschehen ist. Ein paar höchst eclatante Fälle passirten während meines Aufenthaltes. Einige Häuptlinge wollten mit dem von ihnen gekauften kleinen Schuner »Lotus« (18 Tons), trotz der Warnung weisser Seefahrer, ohne fachkundige Führung von Dschalut nach Ebon (80 Seemeilen) fahren. Wie zu erwarten, verfehlten sie das Ziel, segelten Ebon vorbei und landeten nach einer Fahrt von etlichen 20 Tagen auf Faraulap, einer der westlichen Carolinen (circa 1500 Seemeilen). Der andere Fall betrifft eine vereinte Flotte von Milli und Ebon, 18 Canus stark, die von Dschalut nach Ebon segeln wollte, nach 25 tägigem Umherirren aber auf der Wetterseite von Namurik (65 Seemeilen westlich von Dschalut) aufs Riff lief, wobei neun Canus zerschellten; vier waren ohnehin spurlos verschwunden. Ueber diese interessanten authentischen Seefahrten habe ich genauen Bericht gegeben (in: Westermann's Monatshefte, 1887, S. 500, und Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellsch., 1887, S. 24), ebenso über eine andere unfreiwillige Seereise von neun Amboinesen, die nach 38 tägiger Irrfahrt 840 Seemeilen weit in der Torres-Strasse landeten, wo ich auf Thursday-Insel die Prau (übrigens ein sehr brauchbares Fahrzeug) sah und einen der Theilnehmer dieser Reise kennen lernte.

Den »Lotus«-Leuten hatte ein Sack Reis das Leben gefristet, von den Theilhabern der Canuflotte waren eine ansehnliche Zahl den Strapazen und an Hunger erlegen, denn die mitgeführten Vorräthe (einige Rollen Dschenäguwe, S. 142 [398]) sind sehr unbedeutend und reichen natürlich nicht lange aus. Fälle, wie sie Chamisso nach Aussagen Eingeborener wiedererzählt, wo Eingeborene acht und selbst neun (!!) Monate, davon fünf ohne frisches Wasser (!!), verschlagen umhertrieben, sollten daher ein- für allemal ins Reich der Fabel verwiesen und nicht immer aufs Neue citirt werden. Hierher

¹⁾ Vgl. auch Otto Sittig: »Ueber unfreiwillige Wanderungen im Grossen Ocean« in: Petermann's Mittheilungen, 1890, S. 161–166 und 185–188, Taf. 12. Eine dankenswerthe Zusammenstellung, die namentlich durch die beigegebene Karte der Windrichtungen und Strömungen übersichtliche Erklärung über die unfreiwilligen Fahrten (nicht Wanderungen) der Oceanier gibt. Leider ist das zuverlässige Material noch immer sehr unzureichend und einige authentische Fälle von Verschlagenwerden in dieser Arbeit unbeachtet geblieben.

gehört auch die famose fünftägige Reise einer Frau auf einem Bündel Cocos (?) von der unbekannten Insel »Bogha« nach Udirik (Chamisso II, S. 241), welche Sittig leider nochmals auftischt.

Sicherlich war Kadu von Uleai nach Aur (1680 Seemeilen weit) verschlagen worden, aber seine Zeitmasse haben, wie die jedes Eingeborenen, durchaus keinen Werth. Die Angabe, »dass mittelst Tauchen in Cocosschalen minder salziges Meerwasser aus grösseren Tiefen heraufgeholt wurde«, ist ebenso absurd, als dass sich Schiffbrüchige fünf Monate lang von den zufällig gefangenen Fischen ernähren könnten. Ueberdies würden vier Menschen ein Canu nicht acht Monate über Wasser zu halten vermögen, weil ja Tag und Nacht geschöpft werden muss, und schliesslich leistet kein Canu für so lange Zeit Seegang und Wellen Widerstand; es würde zerfallen. Schon nach jeder kürzeren Reise ist ein so gebrechliches Fahrzeug reparaturbedürftig. Lütke, der bereits die Zeitdauer von Kadus fabelhafter Seefahrt bezweifelt, sagt mit Recht, dieselbe würde bei acht Wochen schon merkwürdig genug sein.

Erfahrungen wie die der »Lotus«-Leute, hatten das Vertrauen der Eingeborenen zu ihren seemännischen Fähigkeiten natürlich bedeutend erschüttert. Schon 1879 wussten sie die Sicherheit europäischer Schiffsführung zu würdigen und zogen es vor, interinsulare Reisen mit »Wanbelli«, d. h. fremden Schiffen (von »Wa« = Canu und »Belli« = Fremder) zu machen, und bald wird es mit der Eingeborenen-Schiffahrtskunst auch hier vorbei sein.

9. Körperhülle und Putz.

A. Bekleidung.

Auf Dschalut (und Ebon) hatten sich damals zum Theil bereits europäische Kleider eingeführt, hauptsächlich in Folge des Einflusses der Mission. Männer pflegten das eine oder andere, meist geschenkte, Kleidungsstück zu tragen, kauften sich wohl auch einmal ein Hemd, während Häuptlinge nicht selten in Padjamas (Kittel und Hose) erschienen. Häuptlingsfrauen und Bekehrte überhaupt kleideten sich meist in jene langen taillenlosen Kattunröcke, die unter dem Namen »Nugenuk« bereits einen Handelsartikel bildeten (vgl. Zeitschr. für Ethnol., 1880, Taf. XI). Weniger Bemittelte blieben den alten Matten treu, denen häufig ein Kattunjäckchen hinzugefügt wurde. Auf den übrigen Inseln herrschte noch unverfälschte Nationaltracht, die selbst auf Dschalut bei Gelegenheit kriegerischer Ereignisse wieder zum Vorschein kam. Man sah damals alle Bekleidungsstadien, wie ich sie (»Gartenlaube«, 1881, S. 701) abgebildet und beschrieben habe.

Die eigentliche Tracht der Marshall-Insulaner ist bei beiden Geschlechtern verschieden und verdient unter allen Stämmen Mikronesiens mit am meisten die Bezeichnung »Bekleidung«. Die Sammlung enthält alle hierher gehörigen Stücke:

Ihn (Nr. 207, 1 Stück, Fig. 25 b), Faserrock für Männer, bestehend aus zwei dichten grossen Büscheln oder mehr Buschen, aus circa 1 M. langen, mehr oder minder fein zerschlissenen Fasern von *Hibiscus*-Bast, die an der Basis durch ein (circa 100 bis 140 Cm. langes und 9—12 Cm. breites) Band (Fig. 25 c) aus feinem *Pandanus*-Mattengeflecht verbunden sind. Dschalut. Das Band ist an der verbreiterten Basis häufig mit aufgenähtem schwarzen Muster verziert. Eine gute Abbildung des »Ihn« findet sich in: Journ. M. G., Heft I, 1873, Taf. 6, Fig. 8.

Das Material zu den Faserröcken (die Chamisso »Mudirdir« (!) nennt) ist »Aaat« und »Lao« (S. 156 [472]). Es gibt aber auch fast weisse, sehr feinfaserige Männerröcke

»Ihn jojo« genannt, wahrscheinlich aus »Armé« (S. 157 [413]) gefertigt, die früher nur von Häuptlingen getragen werden durften. Auf Dschalut (wie auf Ebon) machte man übrigens keine Ihn mehr, sondern bezog sie, wie die übrigen hieher gehörigen Stücke, von den nördlichen Inseln.

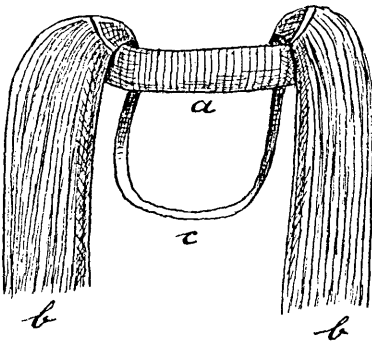
Zum Tragen des »Ihn« unumgänglich nothwendig ist der:

Kangr (Nr. 208, 1 Stück, Fig. 25 a), Gürtel aus *Pandanus*-Blatt. Dschalut.

Diese Gürtel bestehen aus einer grösseren Anzahl (20—30 und mehr) circa 6—9 Cm. breiter Streifen von *Pandanus*-Blatt (80—90 Cm. lang), die, aufeinander gelegt und an den Enden mit Bindfaden zusammengebunden, einen dicken Wulst bilden. (Vgl. die gute Abbildung in der oben citirten Abhandlung, Fig. 7.) Früher wurden diese Gürtel zuweilen mit hellen und dunklen *Pandanus*-Streifen in kunstvollem Muster umflochten (s. Hernsheim: »Beiträge«, Abbild. S. 87), wovon ich aber kein Exemplar mehr erhielt.

Der Gürtel (Kangr) dient dazu, um den Faserrock (Ihn) festzuhalten, wie dies die beigegebene Skizze (Textfig. 25) illustriert: *a* Kangr, *b* Ihn, dessen beide Faserbündel durch das Band *c* verbunden sind. Dieses Band wird zwischen den Beinen durchgezogen, so dass der Gürtel das eine Bündel des Ihn vorne, das andere hinten festhält. Indem man nun die Fasern sorgsam ausbreitet, bilden dieselben einen fast rings um den Leib schliessenden Rock, der bis oder über das Knie reicht, weit absteht und daher ganz luftig ist. (Abbildungen von Marshallanern mit dem »Ihn« bekleidet s. Choris: Pl. I und VIII; Journ. M. G., Heft I, Taf. 6, Fig. 4; Hernsheim: »Südsee-Erinnerungen«, Taf. 9 [Lagadschimi]; Finsch: »Gartenlaube«, 1881, S. 701; eine Schleppe, wie sie der Mann am Ruder auf dem Bilde von Kotzebue, S. 80, trägt, ist Phantasie.)

Fig. 25.



Bekleidung für Männer.
Dschalut.

Nach den Mittheilungen von Tetens und Kubary (Journ. M. G., Heft II, 1873) würde die Tracht der Männer auf Yap nur eine Wiederholung jener der Marshallaner sein. Wie (S. 16) beschrieben und (Taf. IV, Fig. 1) abgebildet, besteht dieselbe aus dem »Lit«, zwei langen Faserbüscheln aus dem Bast einer Malvacee, die ganz dem Ihn entsprechen und in derselben Weise befestigt werden, nur dass statt des »Kangr« ein Gürtel aus einem zusammengefalteten gewebten Zeugstreifen benutzt wird. Sonderbarer Weise gedenkt der Kat. M. G. des »Lit« nicht.

Unter dem »Ihn« wird häufig noch um den Leib als besonderer Schmuck getragen der:

Irik (Nr. 209, 1 Stück), Gürtelschnur. Arno. Dieselbe besteht aus einer dünnen Schnur aus Cocosnussfaser, welche mit sehr schmalen (nur 2 Mm. breiten) Streifen aus *Pandanus*-Blatt und kaum so breiten Streifen aus schwarzgefärbtem *Hibiscus*-Bast in der Weise äusserst kunstvoll umflochten ist, dass ein abwechselnd weisses und schwarzes zierliches Muster entsteht. (Das Muster von Nr. 209 stimmt vollkommen überein mit der oben citirten Taf. 6, Fig. 6 im Journ. M. G.) Die ganze Dicke der Schnur beträgt nur 5 Mm., die Länge derselben über 23 M. Dieses Stück ist daher ein besonders schönes und theures, da sich der Werth eines Irik nach der Länge richtet. Häuptlinge tragen daher zuweilen einen Irik von 60—70 M. Länge, den umzuwickeln allein ein Stück Arbeit ist. Der längste Irik, welchen ich erhielt, mass 57 M.

Die Muster der Iriks sind übrigens sehr verschieden und zuweilen weit geschmackvoller als an dem vorliegenden Stück (s. Hernsheim: »Marshall-Ins.«, Abbild. S. 87 und Edge-Partington, Taf. 177, Fig. 3).

Iriks werden übrigens nicht ausschliessend von Männern, sondern auch von Frauen getragen und gehören zum Ausputz einer Häuptlingsfrau.

Bei besonders festlichen Gelegenheiten binden Häuptlinge vorne über den Faserrock noch eine feine Matte (s. Choris, Pl. I, und Hershheim, l. c., S. 77 und Taf. 9 »Kabua«) oder ein buntes Taschentuch. »König« Kabua von Dschalut im Feldherrncostüm hatte über den Ihn ein aus kleinen viereckigen Flickern zusammengenähtes Stück Zeug befestigt (s. Finsch: »Gartenlaube«, 1881, S. 701).

Während der Faserrock mehr von Männern getragen wird, bekleiden sich junge Burschen und Knaben vorzugsweise mit einer Matte (wie Nr. 204), die zwischen den Beinen durchgezogen und mittelst eines Strickes um die Hüften festgebunden, also in ganz anderer Weise getragen wird, wie die Bekleidungsmatten der Gilbert-Insulaner (S. 72 [340]). Knaben in den ersten Lebensjahren gehen unbekleidet, kleine Mädchen werden dagegen schon sehr früh mit einem Stück Matte bekleidet, wie solche Matten (»Nihir«) überhaupt die einzige Bekleidung des weiblichen Geschlechtes bilden. Kleinere Mädchen befestigen eine solche Matte mittelst eines Leibstrickes um die Hüften; grössere Mädchen und Frauen deren zwei. Diese beiden Matten, von denen meist die hintere seitlich schürzenartig über die vordere schlägt (zuweilen auch umgekehrt), bilden eine Art engen, bis auf die Füsse reichenden Rock, der sehr decent kleidet, da nur der Oberkörper frei bleibt. Wohlhabende wickeln über die Matten noch eine lange Irik-Schnur, was sehr hübsch aussieht. (Abbild. mit Matten bekleideter Frauen: Choris, Pl. V und IX [unrichtig durch falsche Colorirung], Kotzebue, S. 60, und Hershheim, l. c. S. 83.)

Nihir (E-irr oder Nerir, Nr. 204, 1 Stück), Bekleidungsmatte für Frauen; feines Geflecht aus *Pandanus*-Blatt, mit braunem und schwarzem Muster aus Adaatbast (circa 86 Cm. breit und 90 Cm. lang). Dschalut.

Beiläufig bemerkt, gibt Chamisso sonderbarer Weise das Wort »Thibidja« für diese Matten an, dagegen »Nir« für Zahn; letzterer heisst aber »Ngi«.

Nihir (Taf. IV [21], Fig. 3), wie vorher; besonders schönes Randmuster einer solchen Matte von Dschalut.

Ein anderes geschmackvolles Muster zeigt das folgende Stück:

Kante eines feinen Mattengeflechts (Nr. 199, 1 Stück, Taf. IV [21], Fig. 4); die hellen Streifen bilden das eigentliche Geflecht aus schmalen Streifen von *Pandanus*-Blatt, die schwarzen und braunen Streifen sind aus Adaatbast und aufgenäht; der breitere braune Längsstreif (a) zeigt den Bindfaden (Örr), mit welchem derselbe aufgenäht ist. Dschalut. Der Kantenstreif ist 25 Cm. breit, davon das schwarze Muster (b) 18 Cm.

Ein hübsches Muster derartigen Mattengeflechts zeigt der Korb von Milli (Edge-Partington, Taf. 177, Fig. 8). Abbildungen ganzer Matten im Journ. M. G., Heft I, Taf. 6, Fig. 9; Hershheim: »Südsee-Erinnerungen«, S. 91, und »Marshall-Inseln«, S. 71.

Die sehr mannigfachen, meist in Grecmanier gehaltenen Randmuster sind zuweilen wahre Typen geschmackvoller Composition und gehören nicht nur zu den besten Kunstleistungen der Marshall-Inseln, sondern der Südsee überhaupt. Technisch sind diese braunen und schwarzen Muster deshalb interessant, weil sie nicht eingeflochten, sondern aufgenäht (gestickt) werden. Im British-Museum sah ich geflochtene *Pandanus*-Matten, mit aufgenähten schwarzem Muster, mit der Angabe »Chain-Isl.« (= Anaa der Paumotu-Gruppe), die fast ganz mit denen der Marshalls übereinstimmten. Die Manier Muster aufzunähen ist auch auf Uleai und Kuschai bekannt. Die im Kat. M. G., S. 275, Nr. 91—97, aufgeführten Matten, aus einer »Grasart (?)« geflochten und mit

blauer und rother Wolle verziert, sind nicht von den Marshalls, sondern von Uëa (Wallis-Isl.).

Wie überall, so ist auch auf den Marshalls die Mattenfabrication lediglich in den Händen der Frauen, die damals auf Dschalut noch Vorzügliches in diesem Gewerbe leisteten.

Kopfbedeckung kannten die Marshallaner nicht, machten sich dieselbe an den Missionsplätzen aber bald zu eigen, indem sie die Geschicklichkeit im Flechten von Matten auf einen neuen Industriezweig, der Verfertigung von Hüten nach dem Muster europäischer Strohhüte, übertrugen.

Ballinbaran (Nr. 266, 1 Stück), Hut, feine Flechtarbeit aus Faser des *Pandanus*-Blattes. Dschalut. Solche Hüte, in Façon und Aussehen ganz Panamahüten ähnelnd, werden namentlich auf Dschalut in vorzüglicher Feinheit angefertigt und sowohl von Eingeborenen getragen, als auch an Fremde verhandelt. Gute Hüte kosteten 8—10 Mark das Stück. Die Fabrication ist lediglich in Händen der Frauen.

B. Putz und Zierarten.

Da die meisten der hierher gehörigen Arbeiten bereits der Vergangenheit angehören, zum Theil verloren gegangen sind, so lässt sich kein klares Bild mehr entwerfen. Wie es scheint war auch früher kein besonderer Reichthum an Schmuckgegenständen vorhanden, was sich auch dadurch erklärt, dass die Anfertigung der eigenartigen und besonders sorgfältig gearbeiteten Bekleidungsstücke viel Mühe und Zeit beansprucht, so dass für Schmuck wenig übrig bleibt. Kopfbinden und Halsketten aus Muscheln, darunter besonders solche aus *Spondylus*-Scheibchen, bilden die hauptsächlichsten Stücke von Marshall-Schmuck. Die Aufmachung solcher Schmucksachen erhält dadurch ein charakteristisches Gepräge, dass die Schnüre meist in zierlichem weissen und schwarzen Muster zusammengeflochten sind.

a) Material.

So weit sich nach den noch vorhandenen Arbeiten urtheilen lässt, ist und war dasselbe nicht sehr mannigfaltig. Menschenhaar, Menschenzähne und Perlmutter wurden nicht benutzt; Spermwalszahn nur in beschränkter Weise (zum Theil zu sehr kunstvoll gearbeiteten Anhängseln für Halsbänder); dagegen kleine Conchylien, *Conus*, Delphinzähne und etwas Schildpatt; Federn nur zu Tanzschmuck. Gegenwärtig beschränken sich die zu Schmuck verwendeten Naturproducte, ausser Blättern und Blumen, auf einige Arten Conchylien (besonders *Natica* und *Columbella*), darunter vorzugsweise *Spondylus*. Aus letzterem Conchyl wurden die runden, in der Mitte durchbohrten Scheibchen »Aaht« (Taf. VIII [25], Fig. 1a) verfertigt, die noch heute in hohem Werth stehen und früher wohl das Eingeborenengeld bildeten. Wenn darüber auch kein sicherer Nachweis vorliegt, so darf dies, im Vergleich mit anderen Verhältnissen, wie sie noch heute auf den Carolinen (z. B. Ruk) bestehen, ruhig angenommen werden.

Die wenigen, meist unvollkommenen Stücke roher Muscheln, welche ich als Material zu »Aaht« mit grosser Mühe erlangte, gehörten zu einer Art *Spondylus*, die sich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen lässt. Eine ziemlich gut erhaltene untere Schale aus der Lagune von Madschuru wurde dagegen durch Güte von Prof. v. Martens (Berlin) als *Chama pacifica* Brod. festgestellt, eine Art, die in Sammlungen bei uns selten zu sein scheint. Die ziemlich dicke Schale dieses übrigens nicht grossen Exemplars (70 Mm. lang, 45 Mm. breit) zeigt auf der äusseren Hälfte der Innenseite und am Randsaume jene helle, ins Orangerothe oder Mennige ziehende Färbung, wie sie für Muschel-

scheibchen von den Marshall-Inseln charakteristisch ist und sich in ganz gleicher Weise auf den Carolinen (vgl. Taf. VIII [25], Fig. 2—5) wiederfindet. Uebrigens sind schon an diesem Exemplar Abstufungen in der rothen Färbung bemerkbar, wie dieselben fast an jedem einzelnen Muschelscheibchen hervortreten, die meist heller gefärbte Stellen, zuweilen fast weisse Streifen aufweisen. Wenn, nach der Färbung zu schliessen, auch *Chama pacifica* wohl am häufigsten benutzt wurde, so ist es doch unmöglich, Scheibchen aus *Chama* und *Spondylus* zu unterscheiden, da die Färbung beider häufig ganz übereinstimmt, und man wird in ethnologischen Beschreibungen sich mit der Bezeichnung »*Spondylus*-Scheibchen« begnügen müssen.

Beide Arten Conchylien leben übrigens festgewachsen in bedeutenden Tiefen, sind also nur mit grosser Mühe mittelst Tauchen zu erlangen und deshalb schon an und für sich werthvoll. Wenn man nun ferner in Betracht zieht, dass nicht die ganze Muschelschale, sondern nur gewisse Theile derselben brauchbar sind, so erhöht sich der Werth des Materials ganz erheblich.

Wie ich von einem lange Jahre auf Namurik ansässigen weissen Händler erfuhr, wäre das Material zu den »Aaht-Scheibchen« eine »solide rothe Koralle«, die in Platten gespalten und dann geschliffen wird. Aber diese Angabe ist durchaus irrthümlich, und ich führe sie nur an, um zu zeigen, wie leicht Irrthümer vorkommen, die dann meist schwer wieder auszurotten sind.

Auf Dschalut wurden keine Aaht-Scheibchen gemacht, und man soll hier überhaupt diese Kunst nicht verstanden, sondern die fertigen Scheibchen von Namurik und Madschuru bezogen haben, wahrscheinlich weil die Muschel in der Dschalut-Lagune nicht vorkommt.

Ich selbst sah daher keine Muschelscheibchen anfertigen und konnte nur das Folgende erfahren. Die Muschel wird zerschlagen und dann die passend gefärbten Stücke zu kleineren Stückchen zurechtgeklopft, die man auf einem besonderen Korallstein (»Buge«) eben und rund schleift. Zum Durchbohren bediente man sich früher eines Drillbohrers (S. 155 [411]) mit dem Zahne einer besonderen Haifischart (»Dschebegät« genannt), jetzt allgemein Eisen, am liebsten einer Segelnadel.

Bei der ungeheuren Mühe, welche, mit den früheren so primitiven Werkzeugen, die Anfertigung nur eines »Aaht-Scheibchens« verursachte, lässt sich der Werth eines ganzen Halsschmuckes, zu dem oft 200 solcher Scheibchen gehören, am besten ermessen. Ausser runden Scheibchen schliif man früher auch, als Anhängsel an Halsketten, pyramidenförmige Plättchen (ähnlich Taf. VIII [25], Fig. 15), die sich durch viel sauberere Arbeit von solchen der Gilbert-Insulaner unterscheiden. Aehnlich geformte Stückchen Schildpatt dienten dem gleichen Zwecke. Scheibchen aus weisser Muschel wurden früher auf den Marshalls ebenfalls gemacht, ebenso Scheibchen aus Cocosnusschale (wie dies schon Chamisso erwähnt), also ganz dem »Tekaroro« der Gilbert-Inseln entsprechend, aber es wurden davon wohl nie so lange Schnüre hergestellt als dort, und dieses Material fand nur gelegentlich, in Verbindung mit »Aaht-Scheibchen« Verwendung.

Die wenigen Arbeiten aus Spermwalzahn haben einen ganz anderen Charakter als solche der Gilbert-Inseln (S. 74 [342]) und zählen zu den kunstvollsten und mühsamsten Erzeugnissen der Schmuckindustrie der Eingeborenen (Taf. VIII [25], Fig. 21 a), gehören aber sämmtlich längstvergangenen Zeiten an.

b) Hautverzierung.

Brandmale und Ziernarben finden bei den Bewohnern der Marshall-Inseln keine Anwendung, aber Tätowiren war 1879 noch gebräuchlich, wenn auch bereits stark in

der Abnahme begriffen. Wie die Gilbert-Insulaner, so besitzen auch die Marshallaner eine eigenthümliche Tätowirung, und zwar für jedes Geschlecht ein besonderes Muster, das sich über alle Inseln des Archipels verbreitet. Diese Tätowirung ist eine durchaus spontane, die sich durch sehr bestimmte charakteristische Merkmale von der auf den Gilberts und Carolinen gebräuchlichen unterscheidet. Diese charakteristischen Kennzeichen der Marshall-Tätowirung lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen: Bei Männern sind vorzugsweise Brust und Rücken, bei Frauen die Arme tätowirt; ausserdem besitzen Frauen besondere Zeichen quer über die Schulterhöhe. Das Muster besteht im Wesentlichen aus kurzen Strichelchen, die in Form und Anordnung als typisch gelten müssen. Diese Strichelchen stehen sehr dicht an einander und bilden Linien, die meist wagrecht, seltener longitudinal oder schief und noch seltener im Zickzack verlaufen. Wenn Chamisso einige Male das Zeichen des römischen Kreuzes bemerkte, so war dies rein zufällig. Bei Männern ist der Rücken von der Schulter an bis zur Hüfte herab mit dichtstehenden Querlinien aus Strichelchen bedeckt, die auf den oberen Theilen des Rückens (Schultern) schiefe Linien bilden; die Brust von den Schlüsselbeinen bis zur Brustmitte ist wie mit einem latzartigen Dreieck bekleidet, das von einem breiten Bande aus wagrechten Querlinien begrenzt wird, ebensolche bedecken die Mitte des Bauches, während die Seiten Längs- oder Zickzacklinien tragen. Ein vollständig tätowirter Mann sieht aus, als wie mit einem Panzerhemd bekleidet, wie schon Kotzebue treffend hervorhebt. Mit Ausnahme der einigermassen richtigen Darstellung auf Pl. VIII sind Choris' Abbildungen von Marshall-Tätowirungen aus der Reihe des Vergleichungsmaterials zu streichen, da sie ganz unrichtige Vorstellungen geben und die irrige Ansicht erwecken, als stimmten die Muster der Tätowirung und der Matten überein. Eine Vergleichung der Bilder von »Larik« (Choris, Pl. I) und »Rarik« (Kotzebue, S. 168), die ein und dieselbe Person darstellen sollen, zeigt, dass diese total verschiedenen Tätowirungen reine Phantasien sind. Anschauliche und correcte Skizzen von Marshall-Tätowirungen gibt Hernsheim (»Marshall-Inseln«, S. 91: Vorderseite und S. 93: Rückseite; reproducirt: »Südsee-Erinnerungen«, S. 78), und zwar von einem besonders reich tätowirten Manne. Derselbe zeigt nicht nur auf dem Halse Querstriche, sondern auch auf jedem Oberarme drei Parallelquerlinien. Ausnahmsweise ist bei Männern der Arm mit Längs- und Querlinien gezeichnet (wie Hernsheim: »Südsee-Erinnerungen«, Taf. 9, Kabua), ebenso der obere Theil des Oberschenkels und sogar der obere Theil des Gesässes (wie Hernsheim's Skizze S. 93); aber dies zählt zu den seltenen Ausnahmen. Gewöhnlich haben Männer keine andere Tätowirung auf den Beinen, als höchstens einige Zickzackquerlinien auf dem Oberschenkel oder ein paar Querstriche auf der Wade. Die Abbildungen von Kubary (in Joest: »Tätowiren«, S. 95) sind nicht sehr gelungen, namentlich ist die Rückenansicht im Detail verfehlt, welche durch die schiefen Querlinien mehr Gilbert-Charakter erhalten hat.

Das weibliche Geschlecht tätowirt vorzugsweise die Arme, und zwar oben (von der Schulter an) und unten (oberhalb dem Handgelenk) mit dichtstehenden, aus den erwähnten kurzen Strichelchen gebildeten Querlinien, auf dem übrigen Arme Längslinien, die meist rings um den ganzen Arm laufen. Diese Armtätowirung weicht ganz ab von der auf Ponapé und Pelau üblichen und ist eben so eigenthümlich, als die Tätowirung der Schulterhöhe, welche in dieser Weise nirgends vorkommt. Choris' im Uebrigen ganz verfehlt Darstellung der Tätowirung von Marshallanerin (Pl. V und IX) zeigt wenigstens diese charakteristischen Muster ziemlich richtig, ebenso Kotzebue (S. 60); aber die einzig correcten Vorlagen gibt wiederum Hernsheim (»Marshall«, S. 91 und Südsee, S. 78), nur treten die Muster nie so scharf hervor als auf diesen Skizzen.

Die vollständige Tätowirung einer Marshallanerin kleidet wie dichte Tricotärmel nebst einer Art Schulterumhang. Tätowirung der ganzen Hand nebst Fingern (Choris, Pl. IX), wie Kubary angibt, habe ich nie gesehen, sondern nur schmale Querlinien auf der Hand. Dagegen beobachtete ich einige Male Tätowirungen auf den Beinen, welche nach Kubary bei Frauen niemals vorkommen soll. Diese Beintätowirung besteht aber nur in ein paar Querstrichen oder Zickzacklinien auf dem Oberschenkel, weit seltener in ein paar gleichen Zeichen auf der Aussenseite der Wade. Ich sah auch junge Mädchen mit keiner anderen Tätowirung als ein paar Querstrichen auf den Schenkeln.

Die Tätowirung der Marshallaner ist keineswegs »über die Haut erhaben«, wie Chamisso angibt, sondern sieht nur erhaben aus. Ausser einzelnen Stellen, welche schlechter abheilen, sind die Zeichen nicht einmal fühlbar, wie dies fast als Regel gilt. Ueberhaupt zeigt Tätowirung meist etwas Verschwommenes und wird bei Personen mit Schuppenkrankheit, sowie in vorgerückten Jahren durch Einschrumpfen der Haut sehr undeutlich.

Charakteristische Züge für die Tätowirung der Marshallaner sind noch, dass dieselbe weit häufiger vom männlichen als vom weiblichen Geschlecht angewendet wird, und dass sie besondere Zeichen besitzt, welche nur Häuptlinge gebrauchen dürfen, wie dies sonst nirgends in Mikronesien vorkommt. Diese Abzeichen der grossen Häuptlinge (»Irodsch«) bestehen aber nur aus 4—6 Längslinien über das Gesicht, von den Schläfen bis zum Unterkiefer, das ist Alles, und Chamisso irrt, wenn er meint, dass nur Häuptlinge »die Lenden, den Hals oder die Arme, der gemeine Mann diese Theile aber nicht tätowiren dürfe«. Mit Ausnahme der Backenstriche ist es jedem erlaubt, sich so reich tätowiren zu lassen, als er will oder bezahlen kann, und wie überall gehören solche Individuen, welche vollständig tätowirt sind, zu den Ausnahmen, selbst unter den Häuptlingen. Viele begnügen sich nur mit einem Theile der Tätowirung, und vielleicht die Hälfte aller erwachsenen Eingeborenen ist überhaupt nicht tätowirt, wie dies für Kinder gilt. Kotzebue erwähnt bereits, dass auf Udirik und Taka gar nicht tätowirt wurde. Ich lernte hohe Chiefsfrauen kennen, die gar nicht tätowirt waren, und sah junge Burschen, die kaum Flaum auf der Oberlippe besaßen, mit vollständiger Tätowirung auf Brust und Rücken. Kabua, von geringer Herkunft, war längst vollständig tätowirt, ehe er in Folge seiner Verheirathung (S. 128 [384]) die Backenstriche der Häuptlingswürde erhielt. Seine Tätowirung, von einem gewöhnlichen Manne ausgeführt, hatte »eling wonen« d. h. viel Werth (Cocosnüsse, Matten etc.) gekostet, wieviel wusste er aber nicht mehr anzugeben. Seinen Sohn Lailing (damals — 1879 — ein Knabe von circa 12 Jahren) wird Kabua selbst tätowiren; Lamoro, ein Jüngling von circa 20 Jahren und Thronfolger von Ebon, besaß diese Auszeichnung des Häuptlings noch nicht, war im Uebrigen von Kabua, damals noch nicht Häuptling, tätowirt worden.

Wie die Tätowirung an kein bestimmtes Alter gebunden ist, das der Eingeborene ja ohnehin nicht kennt, so auch die Dauer der Operation selbst an keine bestimmte Zeit. Wenn daher zwei bis drei Monate als erforderlich angegeben werden, so darf dies nicht als feste Regel gelten, denn die Dauer der Operation richtet sich ja ganz nach dem Wunsche und der Widerstandsfähigkeit des Individuums. Ein junger Mann, der auf Brust und Rücken ringsum bis zum Halse herauf panzerhemdartige Tätowirung zeigte, war in 14 Tagen tätowirt worden, und zwar, um Ausgaben zu ersparen, von seiner Mutter. Die Operation würde auch in acht Tagen fertig gebracht worden sein, wäre die Entzündung nicht eine so heftige gewesen; denn selbstredend sind auch diese Nachwirkungen individuell sehr verschieden und können zuweilen recht bösartig werden, ja unter Umständen zum Tode führen. Die Eingeborenen, welche sich weigerten Chamisso

zu tätowiren, wussten dies und wollten keine Verantwortung auf sich laden. Deswegen verschleppten sie stets die Ausführung des Versprechens, aber religiöse Bedenken oder dergleichen waren keineswegs die Ursache. Kabua bot mir wiederholt an mich sogar gratis tätowiren zu lassen, aber ich dankte für eine Auszeichnung, nach welcher Chamisso so sehr verlangte und die ihm später gewiss leid geworden sein würde.

Kabua, ein Mann im Alter von damals vielleicht 40 Jahren, der sich der Zeit sehr wohl noch erinnerte, wo die Eingeborenen unmolestirt von Civilisation und Christenthum ein zufriedeneres Dasein führten, wusste von besonderen Ceremonien, Opfern, göttlichen Zeichen, welche bei der Tätowirung stattfanden, nichts zu berichten. Nach seinen Mittheilungen durften sich Tätowirte nicht eher öffentlich zeigen, »ehe nicht Alles fertig«, d. h. der so sehr verunzierende Schorf abgetrocknet war. Auch glaubten die Leute, dass Tätowiren »stärkt«, womit wohl der Beweis des persönlichen Muthes im Ertragen der Operation gemeint sein soll. Im Uebrigen fanden allerdings in früheren Zeiten Festlichkeiten bei Gelegenheit von Tätowirung statt, aber es waren die gewöhnlichen pantomimischen Gesangsaufführungen mit Trommelbegleitung der Weiber (S. 133 [389]), wenn möglich mit Esserei verbunden. Jetzt hatte dies aufgehört und Tätowirung bedeutend an Ansehen verloren, sehr zum Bedauern der Häuptlinge und Weissager, die früher damit viel herauszuschlagen wussten, wie sie dies noch jetzt gern thun würden. Aber eine »religiöse Bedeutung« hatte Tätowirung auch damals nicht, und es wäre Zeit, mit den Anschauungen Chamisso's zu brechen und dieselben nicht immer aufs Neue in der Literatur weiter zu schleppen. Chamisso spricht ja eben nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur aus dem Munde Kadus, den er gewiss oft recht missverstand.

Tätowir-Geräthschaften. Schon 1879 war es nicht so leicht, dieselben zu erlangen, wie ich sie im Nachstehenden beschreibe. Sie stimmen im Wesentlichen mit den auf den Carolinen gebräuchlichen überein, sind aber roher gearbeitet.

Ngnie (Nie = Zahn; Nr. 571, 1 Stück), Tätowirinstrument. Dasselbe besteht aus einem circa 26 Cm. langen runden Stäbchen (Abschnitt eines markhaltigen Zweiges), in dessen oberes Ende ein circa 40 Mm. langes und circa 7 Mm. breites, flaches Knochenstück rechtwinkelig eingelassen ist, das in 3—5 feine Kerbzähne endet. Der Knochen ist von einem Vogel (Fregattvogel oder Femur vom Haushuhn). Hiezu:

Dschib (Nr. 572, 1 Stück), Klopfer zum Einschlagen der Zähne des Kammes, aus einem einfachen, circa 25 Cm. langen, etwas abgeplatteten Stöckchen aus Hartholz bestehend.

Die Manipulation des Tätowirens (»Äo« genannt) wird in derselben Weise ausgeführt, wie dieselbe vorne (S. 79 [347]) beschrieben wurde. Sowohl Männer als Frauen verstehen zu tätowiren, doch wird die Fertigkeit nicht professionell betrieben, und Frauen tätowiren erforderlichen Falls auch Männer.

Um die feinen Kerbe in den Knochen einzuritzen, bediente man sich früher einer Art Feile, aus dem flach zugeschliffenen griffelartigen Stift von einem Seeigel (*Acrocladia trigonaria*) verfertigt. Zum Aufzeichnen des Musters auf die Haut wird ein Stück des fahnenlosen Schaftes von der mittelsten Schwungfeder des Tropikvogel (»Aak«, *Phaëton*) benützt, die zum festeren Halt in dem Kiele (Spule) einer Schwungfeder des Fregattvogels (»Dschik«, »Tschik«, *Tachypetes aquila*) steckt. Die schwarze Farbe (»Mom-mudd«) wird aus Russ von verbrannter Hülle der Cocosnuss bereitet; als Farbenapf dient der Abschnitt einer Cocosnussschale. Ein weiteres beim Tätowiren verwendetes Utensil ist eine Art Pinsel aus Pflanzenfaser, um während der Heilung die tätowirten Stellen zu fächeln, dasselbe heisst »Kadschala«.

Bemalen ist auf den Marshalls, welche keine Gelbwurz produciren, nicht Sitte, dagegen liebt man es, sich mit Oel (»Binib«, das aus der Cocosnuss gepresst wird) einzureiben, wodurch auch die Tätowirung schärfer hervortritt. Dies Einölen (»kabit«) ist die einzige Hautpflege, wird aber nicht als solche und etwa täglich, sondern nur bei festlichen Gelegenheiten, namentlich Tanzvorstellungen angewendet.

c) Frisuren und Haarputz.

Der christliche Einfluss der Mission hat auch die ursprüngliche Haartracht der Eingeborenen umgewandelt und das lange Haar als unchristlich verboten. An Missionsplätzen wie Dschalut und Ebon tragen daher Männer das Haar meist nach europäischer Weise abgeschnitten, Mädchen und Frauen lassen es bis etwa zu den Schultern wachsen, scheiteln dasselbe, flechten aber keine Zöpfe (vgl. »Anthrop. Ergebnisse«, Taf. II, Fig. 1—4). Da, wo die Mission nicht hindrang, also auf allen nördlichen Inseln und Ratak, herrscht noch die alte Sitte und die eigenthümliche kleidsame Frisur, wie sie Choris correct darstellt. Frauen lassen das lange Haar über den Nacken herunterfallen oder knüpfen es im Nacken in einen Knoten, der mit einer langen Nadel befestigt wird.

Direb (Nr. 300 a, 1 Stück), Haarnadel, 19 Cm. lang, aus dem schlanken (nur 5 Mm. dicken) Flügelknochen (*Ulna*) des Fregattvogels (*Tachypetes*) gefertigt. Dschalut.

Männer tragen ebenso langes Haar als Frauen, das straff nach dem Wirbel zu aufgebunden und hier in einen Knoten geschlungen wird (vgl. Hensheim: Beitrag etc., Abbild. S. 85, und Finsch: »Gartenlaube«, 1866, S. 38).

Putzkämme wie in Melanesien und auf Ruk (vgl. Taf. VI [23], Fig. 5) kennt man nicht, aber früher bediente man sich eines eigenthümlichen Toilettengeräthes, wie die folgende Nummer.

Kirebag (Nr. 281, 1 Stück), Haarbürste, bestehend aus einem 80 Mm. langen, 60 Mm. breiten und circa 15 Mm. dicken Stück Faserhülle der Cocosnuss (»Husk«), welches gleich einer Bürste zum Zurück- und Glattbürsten des Haares benutzt wurde. Dschalut.

Ich erhielt auf Dschalut auch einen Theil eines Fischgebisses, wie man solche früher als Kamm benützt haben soll. Zu meiner Zeit hatten sich aber bereits europäische Hornkämme Eingang verschafft, und runde Einsteckkämme (auch von Celluloid), zum Zurückhalten des Haares waren bei Frauen sehr beliebt.

Auf den Bart wird keine besondere Sorgfalt verwendet. Der Bartwuchs ist übrigens gut entwickelt, und man findet starke Vollbärte; doch pflegen junge Leute häufig das Barthaar auszureissen.

Zur Haarpflege gehört auch Einölen mit Cocosnussöl, das an Plätzen mit einer Handelsstation durch europäische Haaröle ersetzt wird, die in kleinen Fläschchen hier wie anderwärts in der Südsee schon damals ein Tauschartikel waren. Die Eingeborenen lieben nämlich Parfums sehr und bedienen sich als solcher für gewöhnlich der wohlriechenden Blüten von *Pandanus*¹⁾ und eines lilienartigen Gewächses (nach Chamisso eine *Sida*- und *Cridum*-Art). Früher, das heisst noch vor etwa 30 Jahren, waren noch zwei andere Parfums hochgeschätzt, von denen es mir auf Dschalut noch gelang Proben zu erhalten:

¹⁾ Dass der Wohlgeruch von *Pandanus* den Seefahrern zuweilen die Nähe der Inseln zu erkennen gibt, ehe dieselben noch zu sehen sind, ist natürlich eine jener Uebertreibungen, die ohne Verständniss stets wiederholt werden.

Geörr, eine Art Harz¹⁾ oder Erdpech (übrigens kein Ambra), das sehr selten antreibt und das nur von Häuptlingen benutzt werden durfte, und

Aïk, eine Art Treibholz, das als sehr kostbar galt und geschabt in die Matten gelegt wurde, um diese zu parfümieren.

Die Proben befinden sich im Berliner Museum, sind aber ununtersucht geblieben.

d) Kopfputz.

Blumen, nach Chamisso hauptsächlich von *Guettardia speciosa* und *Volcameria inermis*, einzeln oder zu Kränzen vereint, bilden noch heute einen Hauptschmuck beider Geschlechter, der namentlich bei den Tanzvorstellungen nicht fehlen darf. Früher trug man aber bei solchen Gelegenheiten förmliche Diademe oder Kronen aus Pflanzenmark, wohlriechenden Blumen und Farnblättern, wie sie Choris (Pl. I und V) und Kotzebue (S. 60) darstellen, die im Verein mit Kopfbinden aus Muscheln gewiss sehr hübsch gekleidet haben mögen. Aber Kotzebue schmeichelt den Marshallanerinnen doch etwas zu sehr, wenn er meint, dass sie auf einem Balle mit ihrem Kopfputze Alles verdunkeln würden.

Federputz kommt kaum in Betracht. Hahnenfedern habe ich nie verwendet gesehen, aber Kotzebue erwähnt, dass Hühner nur der Federn wegen gehalten wurden, gedenkt aber keines Putzes aus solchen (aber Wilkes, V, S. 279, von Penrhyn). Am werthvollsten und höchsten geschätzt waren die rothen mittelsten Schwanzfedern des »Aak«, Tropikvogel (*Phaëton rubricauda*) und die weissen von *Phaëton aethereus*, sowie künstlich zerschlissene schwarze Federn des »Tschik«, Fregattvogels²⁾ (*Tachypetes aquila*). Sie werden einzeln oder büschelweise ins Haar gesteckt, wie ich dies selbst noch einige Male sah, sind aber lediglich Tanzschmuck oder Aufputz des Kriegers (s. Finsch: »Gartenlaube«, 1881, S. 701). Schwanzfedern vom Tropikvogel waren auch auf der Ellice-Gruppe (Fakafo: Wilkes) beliebt.

Zum Festschmuck der pantomimischen Aufführungen oder Tänze gehörte auch Kopfschmuck wie die folgenden Nummern:

Kopfbinde (Nr. 428, 1 Stück; Taf. V [22], Fig. 2-a, Unterseite); auf zwei schmale Streifen *Pandanus*-Blatt, circa 56 Cm. lang, ist mittelst fein gespaltener *Pandanus*-Faser eine Reihe kleiner (durchbohrter) weisser Muscheln, 43 Stück (*Natica candidissima* Guillon, nach v. Martens) geflochten. Dschalut.

Choris bildet (Pl. III, untere Figur) eine Kopfbinde aus dieser Art Muschel kenntlich ab.

Diese Binden werden unmittelbar am Anfang des glatt zurückgestrichenen Haares befestigt, um das letztere zurückzuhalten, übrigens auch von Frauen getragen (s. Choris: Pl. I und IX).

Kopfbinde (Nr. 464, 1 Stück; Taf. V [22], Fig. 1-a, Unterseite), ähnlich dem vorhergehenden Stück (33 Cm., mit den Bindebändern 54 Cm. lang), aber aus zwei Reihen sehr kleiner weisser Muscheln (*Columbella versicolor* Sow., nach v. Martens), je

1) Kubary erwähnt (in Joest »Tätowiren«, S. 86) von Nukuor ein Harz, »Setoi« genannt, »das auf allen Carolinen von Osten antreibt und dessen Russ als Schwärze zum Tätowiren diente«.

2) Auf den Marquesas trug man aus solchen Federn ganze Hüte, wie sie das British Museum besitzt, hier auch ähnlicher Kopfputz aus rothen Papageien- und *Phaëton*-Federn von Anaa (Chain-Isle) der Paumotu-Gruppe. Sehr phantastische Federhüte, mit vielen rothen Schwanzfedern des Tropikvogels, gehörten früher zum Hochzeitsschmuck des Erstgeborenen eines Häuptlings auf Mangaia, Hervey-Gruppe, wenn derselbe als Bräutigam geschmückt zur Trauung über die Leiber der Unterthanen nach dem Hause seines Schwiegervaters schritt (s. Gill: »Life in the Southern-Isles«, Abbild. S. 61). Reicher Federschmuck (darunter sogenannte Hüte) war auch auf der Oster-Insel sehr beliebt (vgl. Thomson: Pl. LIV und LV).

63 Stück, die auf zwei dickere, zusammengelegte Streifen von *Pandanus*-Blatt (vgl. Fig. 1 a) mittelst schmalen Streifen desselben Materials aufgeflochten sind. Dschalut.

Obwohl im Ganzen einfach genug zählte Schmuck, wie die vorhergehenden beiden Stücke doch bereits zu den Seltenheiten und wurde damals als werthvoll betrachtet. Eine Kopfbinde wie Nr. 428 war würdig eines Königs und wurde in der That von Kabua, dem ich sie abkaufte, bei Tanzvorstellungen getragen. Damals begnügte man sich meist mit Imitationen, Zeugstreifen mit Glasperlen benäht, die für beide Geschlechter als Kopfbinden beliebt waren, und jetzt dürften solche aus Muscheln wohl kaum mehr zu haben sein.

Choris bildet (Pl. III) solche Muschelschnüre ab, die ausser *Natica lurida* (zweite Figur von unten) noch zwei andere Muschelarten (? *Litorina obesa* Sow. oder ? *Engina*) kenntlich darstellen und sämmtlich einreihig sind. Hierher gehören auch die von Edge-Partington (Pl. 172, Fig. 8—11) von »Lord Mulgrave-Isle« (= Milli) abgebildeten Schmuckstücke. Dagegen sind die auf Taf. 175, Fig. 7 und 9 (Kopfbinde und Halsband) aus Muscheln (wohl ebenfalls *Columbella*) jedenfalls von anderer Herkunft und die Angabe »?Ellice-Group« vielleicht richtig. Sie unterscheiden sich in der Aufmachung sehr wesentlich dadurch, dass die Muscheln auf einen Reif geflochten sind, der aber gewiss nicht, wie angegeben, aus »Bambu« besteht, da solches wohl schwerlich auf diesen Koralleninseln vorkommt.

e) Ohrputz.

Eigentlichen Ohrschmuck gab es nicht mehr, aber im Sinne der Eingeborenen muss die beträchtliche Ausweitung der Ohr läppchen als solcher betrachtet werden. Dieselben sind zuweilen in wahrhaft monströser Weise dermassen ausgedehnt, dass sich die Hautschlinge, zu welcher der Ohr lappen dann deformirt wurde, über den Kopf ziehen lässt, wie ich selbst wiederholt zu sehen Gelegenheit hatte. Diese enorme Ausdehnung ist nur dadurch möglich, dass der bis zum Aeussersten ausgespannte Ohr lappen durch einen schmalen Streif Backenhaut künstlich verlängert wird. Das gleich einer dünnen Hautschlinge herabhängende Ohr läppchen beginnt daher mit seiner unteren Basis auf der Backe, wie dies die beigegebene Textfigur 26 zeigt, von Leman (Lehmann) einen Eingeborenen, den ich auf Milli zeichnete. Die Abbildung Kadu's von Choris (Pl. XVII) und Chamisso (II, Titelbild) ist für die Ausdehnung des Ohr lappens sehr typisch.

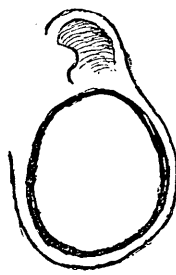
Für gewöhnlich wird die schlappe Ohr lappenhautschlinge meist in einen Knoten geschlungen oder über die Ohrmuschel gehangen, bei festlichen Gelegenheiten aber ausgespannt. Dies geschieht, indem man einen schmalen Streif frischen *Pandanus*-Blattes (»Worr«) einlegt, welcher durch seine Elasticität die Hautschlinge gleich einem Reif (oft von 60—70, ja 100 Mm. Durchmesser) ausdehnt, wie auf der beigegebenen Skizze Fig. 26 a (s. auch Finsch: »Gartenlaube«, 1886, S. 38). Der innere Ring dieser Zeichnung ist der eingelegte Blattstreif, welcher früher, nach den Abbildungen von Choris (Pl. I, XIII) und Kotzebue (S. 60) zu urtheilen, viel breiter war. Zu jener Zeit trug man auch breite Rollen von Schildpatt im Ohr, und Chamisso erwähnt, dass Einzelne auch den Ohrrand durchbohrten (wie ich dies auf Njua fand), um Blumen einzustecken (vgl. Choris, Pl. I). Letztere, sowie frische Blätter werden von beiden Geschlechtern am häu-

Fig. 26.



Abnorm ausge-
dehnter Ohr lappen,
unausgespannt.

Fig. 26 a.



Durch Blattreif
ausgespannter
Ohr lappen.

figsten zur Ausschmückung der Ohren benützt. Besonders beliebt sind die zarten, dabei duftigen Blüthen eines lilienartigen Gewächses (Choris, Pl. V und Hernsheim, »Beitrag etc.«, S. 67, und 69 als »cactusartiges Knollengewächs«). Diese Pflanze, die Krone der Atoll-Flora, welche auch auf den Gilberts, sowie auf Kuschai vorkommt, würde nach Chamisso ein *Cridum* sein. Leider sind die von mir gesammelten Exemplare mit meinem ganzen Herbar für die Wissenschaft verloren gegangen (s. S. 122 [378]). Ein sehr beliebter und hübscher Ohrputz ist auch die weisse, sehr zarte innerste Haut des Blattes der Cocospalme, »Wondinemit« genannt, deren schmale Streifen ganz wie weisses Seidenpapier aussehen.

Frauen weiten die Ohren übrigens nicht entfernt in der kolossalen Weise als die Männer aus, wie dies schon die Bilder von Choris sehr richtig zeigen. Zerrissene Ohr-lappenschlingen, wie sie bei Raufereien der Männer vorkommen, werden meist gut zusammengeheilt.

f) Hals- und Brustschmuck.

Frisches Pflanzenmaterial, Blätter und Blumen finden für Halsketten und Kränze am häufigsten Verwendung bei beiden Geschlechtern. Namentlich lieben die Frauen Halsketten aus den erwähnten kleinen weissen Blumen und Farnblättern, welche sie mit grosser Geschicklichkeit sehr schnell zu flechten verstehen. Manche Arbeiten in diesem Genre sind recht kunstvoll und bilden besonderen Festschmuck, wie das folgende Stück:

Halsband (Nr. 463, 1 Stück; Taf. VIII [25], Fig. 22), 46 Cm. lang, aus (a) schmalem, circa 15 Mm. langem Pflanzenmaterial (Abschnitten oder gespaltenen Blättern, wohl von Farnkraut) dicht auf eine dreireihige Schnur (b) aus schmalen Streifchen von hellem *Pandanus*-Blatt und abwechselnd schwarzgefärbten Fasern von *Hibiscus* geflochten, die jederseits in eine dünne Schnur als Bindebänder enden. Dschalut.

Das Exemplar wurde vom damaligen »König« Kabua getragen, von dem ich es kaufte, und hat sich in Folge sorgsamster Verpackung trotz seiner Zerbrechlichkeit ziemlich gut erhalten. Da derartiger Schmuck bald der Vergangenheit angehören wird und Beschreibungen nur eine schlechte Vorstellung geben, so freut es mich, eine farbige Abbildung beifügen zu können. Manche derartige Halsbänder sind breit, so dass sie den Hals wie eine Binde einschnüren, aus schwarz und weissen *Pandanus*-Streifen geflochten, oben und unten mit Randbesatz von grünen Farnblättern oder Stengeln. Frauen und Mädchen tragen solche Halsbänder besonders gern, zuweilen sind auch flache, wohlriechende Holzspähnen eingeflochten, über deren Herkunft ich mich nicht unterrichten konnte. Vielleicht sind sie von dem oben (S. 176 [432]) erwähnten Treibholz »Aik«. Aus diesem Grunde waren wohl auch zu Chamisso's Zeit »Bleistiftsplitter« ihres Geruches wegen so begehrt. Häuptlinge pflegten damals einen in besonderer Weise um den Hals geschlungenen und geknoteten Streif von *Pandanus*-Blatt als Rangauszeichnung zu tragen (vgl. »Rarik« auf Pl. I bei Choris).

Wie die Bänder zu dem Blatt- und Blumenschmuck der Gilbert-Insulaner sich durch eingeflochtene Haare auszeichnen, so sind für die Marshallaner die weiss und schwarzen Schnüre charakteristisch.

Halsbänder aus Glasperlen, meist in zahlreichen Schnüren wulstartig zusammen geflochten, bildeten zu meiner Zeit den hauptsächlichsten Schmuck beider Geschlechter, und selbst »König« Kabua pflegte für gewöhnlich nur ein solches Collier zu tragen.

Zuweilen befestigt man ein Stückchen *Spondylus*-Muschel als Anhängsel (ganz ähnlich wie Taf. VIII [25], Fig. 15), aber ich habe nie solche Anhängsel aus Conus-

boden oder Perlmutter gesehen, wie sie auf den Gilberts so häufig sind. Auch die Abbildungen von Choris zeigen keinen derartigen Schmuck, wohl aber (Pl. III, obere Figur) einen Halsschmuck aus der alten Zeit. Er besteht aus einer Schnur, an welcher zwei längliche Plättchen aus Schildpatt, zwei desgleichen aus Spermwalzahn geschnitzt und zwei grössere *Spondylus*-Scheiben (circa 20 Mm. im Durchmesser) befestigt sind, ausserdem schwarze, weisse und rothe Muschelscheibchen (wie Taf. VIII, [25], Fig. 20 b) und einige kleine Delphinzähnchen (ähnlich Taf. V, [22], Fig. 6). Halsketten aus weissen Muscheln (*Natica* und *Columbella*), wie sie früher von beiden Geschlechtern getragen wurden (Choris, Pl. VIII), waren zu meiner Zeit kaum mehr zu haben. Die werthvollsten Schmuckstücke aus rothen *Spondylus*-Scheibchen werden von Chamisso sonderbarer Weise mit keiner Silbe erwähnt, wohl aber von Kotzebue, als »mühsam aus rothen Korallen bearbeitet«. Von derartigem Schmuck aus *Chama* oder *Spondylus* erhielt ich noch einige Exemplare aus der alten Zeit. Solche Halsbänder heissen »Maremar« und kommen in zwei Hauptformen oder Typen vor:

A. Halsketten aus aufgereihten *Spondylus*-Scheibchen — wie Taf. VIII, [25], Fig. 1 — meist ohne Anhängsel.

B. Halsketten aus *Spondylus*-Scheibchen, die einzeln (oder zu zwei übereinander) mit der Breitseite so aufgeflochten sind, dass sie flach liegen, wie Taf. VIII, [25], Fig. 20 a und Fig. 21 c; meist mit zum Theil sehr kunstvoll geschnitzten Anhängseln aus:

- a) *Spondylus*-Plättchen,
- b) Schildpatt (bearbeitet),
- c) Spermwalzahn (bearbeitet),

oder allen dreien zusammen.

Die Schnüre zu den Halsketten der Form B sind meist zweifarbige hübsche, zum Theil äusserst zierliche Flechtarbeiten über einen dünnen Bindfaden aus Fasern oder Streifchen hellen *Pandanus*-Blattes und schwarzgefärbtem *Hibiscus*-Bast (wie Taf. VIII, [25], Fig. 20 und 21 d).

Halsschmuck-Typus A.

Maremar (Nr. 465, 1 Stück), Halskette (Taf. VIII, [25], Fig. 1) aus 113 rothen Muschelscheibchen (Fig. 1 a), die auf eine Schnur von Cocosnussfaser gereiht sind. Dschalut.

Dies ist die häufigste Form,¹⁾ aber wegen der grossen Menge von *Spondylus*-Scheibchen (oft an 200) besonders werthvoll. Hieher gehört Nr. 3256 (Kat. M. G., S. 385) »wahrscheinlich von Uleai« und ein Stück aus der alten Zeit (Edge-Partington Taf. 172, Fig. 3), bei welchen die rothen Muschelscheibchen durch sechs pfeilförmige Stücke aus weisser Muschel unterbrochen sind, mit einem Anhängsel aus *Spondylus*.

Halsschmuck-Typus B.

Die gewöhnlichste Sorte hat kein Anhängsel wie: Edge-Partington Taf. 173, Fig. 5 und Nr. 581 (Kat. M. G., S. 280) angeblich von »Pingelap« (Carolinen).

a) Mit Anhängsel aus *Spondylus*-Plättchen.

Ich erhielt eine Halskette von Maloelab mit Anhängseln aus sechs kurzen Schnüren abwechselnd weisser und schwarzer Scheibchen, die in eine länglich-viereckige Platte aus *Spondylus* enden (in der Form wie Fig. 5, Taf. 172, bei Edge-Partington). Hier-

¹⁾ Dieselbe findet sich in ganz ähnlicher Weise auf Yap wieder (Journ. M. G., Heft II, Taf. IV, Fig. 7 und Kat. M. G., S. 395, Nr. 465), nur dass die *Spondylus*-Scheibchen nicht dicht liegen, sondern weiter von einander abstehen. Ganz damit übereinstimmend sind althawaiische *Spondylus*-Ketten, die ich in der Sammlung von Dr. Arning sah.

her gehören Nr. 116 (Kat. M. G., S. 280) angeblich von »Pingelap«¹⁾ (früher mit »Kingsmill« bezeichnet) und »Kopfschmuck« Nr. 719 und 720 (ibid. S. 336), die trotz der Berufung auf Kubary gewiss nicht von »Nukuor«, sondern von den Marshalls herkommen.

b) Mit Anhängsel aus Schildpatt.

Maremar (Nr. 466, 1 Stück), Halsschmuck (Taf. VIII, [25], Fig. 20), besteht aus einer, über zwei dünne (48 Cm. lange) Bindfaden sehr fein in Schachbrettmuster geflochtenen Schnur (23 Cm. lang), an welche 30 *Spondylus*-Scheibchen (a) festgebunden sind; in der Mitte zwei Anhängsel aus (b) weissen Muschelscheibchen und schwarzen Cocosnussscheibchen, die mit einer rothen Muschelscheibe enden, daran je ein meisselförmiges Stückchen Schildpatt (c) befestigt. Dschalut.

Die schwarz und weissen Muschelscheibchen sind ganz so wie die von den Gilberts (Taf. VII, [24], Fig. 4), nur die Cocosscheibchen breiter. Hierher gehören Nr. 582 und 3513 (Kat. M. G., S. 280) angeblich von »Pingelap« und Nr. 114 (ibid. S. 395), »Marofa«, Halsschmuck, angeblich von »Yap«. Ebenso die Abbildungen von Edge-Partington Taf. 173, Fig. 2, mit der irrigen Angabe »Kingsmill« und Taf. 172, Fig. 6 mit »probably Lord Mulgrave-Isl.«, aber richtig von Milli; letzteres mit eigenthümlichen pfeilförmigen Anhängseln aus Schildpatt.

c) Mit Anhängseln aus bearbeitetem Spermwalzahn.

Maremar (Nr. 467, 1 Stück), Halsschmuck (Taf. VIII, [25], Fig. 21); wie vorher, aber als Anhängsel (a) eine kunstvolle gitterförmige Schnitzerei (»Ninigä«) aus einem Stück Spermwalzahn geschnitzt (40 Mm. lang und 55 Mm. breit). Maloelab.

Die ursprünglich wohl aus weiss und schwarzen Muschelscheibchen bestehenden Schnüre, an welchen die Schnitzerei angebunden ist, sind an diesem Stück schon durch grosse, bunt geschliffene Glasperlen (Fig. b) ersetzt.

Ein Stück aus der alten Zeit und mit das Schönste, welches die Schmuckindustrie der Marshall-Inseln leistete. Hierher gehören Nr. 716 (Kat. M. G., S. 336, Taf. XXX, Fig. 3), mit der irrigen Angabe »Nukuor«, wenn sich dieselbe auch auf Kubary und Holste beruft, und das schöne, mir aus dem British Museum wohlbekannte Stück, welches Edge-Partington abbildet (Taf. 173, Fig. 3), fälschlich mit »Kingsmill« bezeichnet.

Bei einem anderen Halsschmuck dieser Art von Maloelab ist das Spermwalzahn-Anhängsel in zehn Längsstäbe durchbrochen ausgeschnitzt und 95 Mm. breit. Derartige kunstvolle Schnitzereien werden weder von Chamisso noch Kotzebue erwähnt, denn die Eingebornen behielten solche wohl für sich selbst und waren nur mit den minderwerthigen freigebig. Der »künstlich gearbeitete Fischknochen«, welchen Kotzebue geschenkt erhielt, betrifft jedenfalls eine Schnitzerei aus Spermwalzahn, ebenso der Schmuck »aus Fischgräten, der die Stelle eines Ordens vertritt« (Kotzebue, II, S. 86). Aus Spermwalzahn geschnittene Anhängsel wurden auch einzeln getragen; ich erhielt unter Anderem ein solches in Form eines kleinen Klöpfels. Der bei Kotzebue abgebildete Mann (S. 60 links) trägt einen Halsschmuck mit einer Schnitzerei aus Spermwalzahn und grösseren *Spondylus*-Scheibchen.

Ein anderes *Spondylus*-Halsband dieser Art von Maloelab hatte ein Anhängsel aus sechs Schnüren aus weissen und schwarzen Muschelscheibchen mit je einer länglich-viereckigen Platte von Spermwalzahn (wie: Edge-Partington, Taf. 172, Fig. 5 und Taf. 173, Fig. 1, letzteres mit der fälschlichen Angabe »Kingsmill«).

¹⁾ Die hier unter »Pingelap (Macaskill-Inseln)« ohne Angabe des Sammlers aufgeführten sechs Stücke stammen jedenfalls nicht von dieser kleinen Carolinen-Insel her, sondern von der zum Dschalut-Atoll gehörigen gleichnamigen Insel des Marshall-Archipels.

Von den vorhergehend aufgeführten Stücken dürfte gegenwärtig wohl kaum etwas mehr zu haben sein.

g) Armschmuck.

Armbänder irgend welcher Art sind mir nie vorgekommen, aber Chamisso erwähnt solche »aus der Schale einer grösseren einschaligen Muschel geschliffen« (II, S. 224), also vermuthlich aus *Conus* (wie die von Kuschai, Taf. VI, [23], Fig. 1). Kotzebue erwähnt derartigen Schmuck übrigens nicht, ebensowenig ist er auf den Bildern von Choris zur Darstellung gebracht. Diese ersten Reisenden gedenken auch nicht des eigenthümlichen Federputzes, der bei den Tanzvorstellungen der Männer figurirt und jedenfalls schon damals benutzt wurde.

Rodschenebit (Nr. 606, 1 Stück), Federbüschel, aus künstlich zerschlissenen Federn des Fregattvogels (*Tachypeter*). Dschalut.

Solche Federbüschel (Rodschenebit) werden am Oberarm, zuweilen am Unterarm festgebunden, sowie ein drittes am Daumen (s. Finsch: »Gartenlaube«, 1886, S. 37); letzteres heisst »Berio«. Da *Tachypetes*-Federn sehr werthvoll sind, so müssen sich Manche mit billigem Schmuck aus *Pandanus*-Blattstreifen begnügen.

Analog diesem Tanzschmuck ist ein anderer aus »schwarzen Federn« (wohl Fregattvogel), der auf den Markesas, aber um das Fussgelenk getragen wurde (Kat. M. G., S. 245).

h) Leibschmuck.

Das einzige hierher gehörige Stück ist die kunstvoll geflochtene Gürtelschnur (S. 168 [424]) für beide Geschlechter.

Eine Leibschnur aus weissen Muschelscheibchen und schwarzen Cocosnussscheibchen (ganz wie »Tekaroro« von den Gilberts S. 75 [343]) die ich von Maloelab erhielt, scheint mir bezüglich der Herkunft zweifelhaft, stammt aber möglicherweise noch aus alter Zeit her.

Ethnologische Schlussbetrachtung.

Wie die Gilberts, so bildet auch der Marshall-Archipel eine besondere ethnologische Subprovinz Oceanien,¹⁾ die aber weniger charakteristische Eigenthümlichkeiten bietet. Als solche sind hervorzuheben: Eigene Sprache, eigene Tätowirung (nach den Geschlechtern verschieden, eigene Zeichen für Häuptlinge), eigener, sehr primitiver Baustil der Häuser (keine Versammlungshäuser), eigene pantomimische Vorstellungen (sogenannte Tänze, darunter ein lasciver der Mädchen), ein sehr entwickeltes Feudalwesen, aber keine Stämme; Rang vererbt nach der Mutter. Unter den Schmuckgegenständen ist Federputz bei den Tanzvorstellungen der Männer eigenthümlich, ebenso die besondere Form der Schnitzereien aus Spermwalszahn; die übrigen Zieraten schliessen sich mehr denen der Carolinen an, namentlich durch die häufige Verwendung von *Spondylus*-Scheibchen. Charakteristisch sind auch die enorm ausgedehnten Ohrklappen, ohne besonderen Schmuck. In der Bekleidung verdienen fein geflochtene Matten besondere Beachtung und erhalten durch kunstvoll aufgenähte Muster ein charakteristisches Gepräge. Eigenthümlich sind ferner die geschmackvoll geflochtenen Gürtelschnüre (»Irik«), sowie die Gürtel (»Kangr«) und Faserröcke der Männer. Kämme fehlen. Unter den Geräthschaften zeichnen sich ein besonderer Schaber aus *Cassis*, die Form der Fischreusen, eine Art Fischhaken aus Cocosnussschale aus, während sich ein Drill-

¹⁾ Das Berliner Museum erhielt von hier durch mich 180 Stücke; der Kat. M. G. verzeichnet nur 56 aus dieser Subprovinz.

bohrer ganz übereinstimmend auch in Polynesien und Melanesien findet. Dasselbe gilt in Bezug auf die übrigen in der Form eigenthümliche Trommel, das einzige Musikinstrument der Art, welches in Mikronesien nur noch Ponapé aufzuweisen hat. Hervorragend in der Baukunst seetüchtiger Fahrzeuge, wie als Seefahrer selbst, schliessen sich die Marshallaner hierin den Caroliniern innig an, mit denen sie ethnologisch überhaupt am nächsten verwandt sind und diesen näher stehen, als den näher benachbarten Gilbert-Insulanern.

III. Carolinen.

Einleitung.

Geographischer Ueberblick. Die im Laufe von drei Jahrhunderten in diesem westlichen Theile Mikronesiens gemachten Entdeckungen sind erst durch die denkwürdigen Reisen Lütke's mit der russischen Corvette »Senjavin« (1827 und 1828) recognoscirt, klar- und sichergestellt worden, nachdem Duperrey fünf Jahre zuvor (1823 mit der »Coquille«) dankenswerthe Vorarbeiten geliefert hatte. Welche Verwirrung vor diesen Forschungsreisen herrschte, lehrt Chamisso's Zusammenstellung der damaligen »Kenntniss der ersten Provinz des grossen Oceans« (Reise, II, S. 152—201) und eine Vergleichung der beigegebenen Kärtchen nach Cantova (1722) und Don Louis de Torres (1804) mit Lütke's Karten (»Atlas der Senjavin-Reise«). Bleibt bei dem Mangel einheitlicher Aufnahmen auch noch Manches zu berichtigen, so besitzen wir jetzt doch treffliche Karten, unter denen die von der englischen Admiralität herausgegebene (Nr. 980, 1872) wohl die beste ist,¹⁾ wenn sie auch noch zwölf Inseln mit unsicherer Lage zu verzeichnen hat. Sie gibt ein übersichtliches Bild der ungeheuren Ausdehnung dieser grössten mikronesischen Provinz.

Darnach erstreckt sich der Carolinen-Archipel (zwischen 1—10° nördl. Br. und 134—164° östl. L.) von Süden nach Norden über 540 Seemeilen, von Ost nach West über 1800 Seemeilen, seine Ausdehnung ist also bei Weitem grösser als die des Marshall-Archipels. Wie bei diesem besteht die Mehrzahl der Inseln (im Ganzen 34, wovon 4 unbewohnt) aus niedrigen Korallgebilden, Atollen, die aber durchgehends kleiner sind und minder ausgedehnte Lagunen aufzuweisen haben. Sehr abweichend und merkwürdig ist die Ruk-Gruppe durch eine Anzahl höher Inseln innerhalb des Riffgürtels, und Faïs (Tromelin-Insel) als gehobene (circa 30 Fuss hohe) Koralleninsel. Die westlichsten Gruppen Yap und Pelau bestehen ebenfalls aus riffschlossenen hohen Inseln, mit 1500—2000 Fuss hohen Bergen, ähnlich wie die östlichen basaltischen Inseln Kuschai und Ponapé, mit Barrier-Riff, die wir im Nachfolgenden kennen lernen werden.

Fauna. Wie die Flora ist auch die Fauna reicher als in Ost-Mikronesien. Ausser der überall verbreiteten Ratte (nach Kittlitz die indische *Mus setifer* [?]) kommen fliegende Hunde (*Pteropus*) sogar auf Atollen (Mortlock, Lukunor) und für jede Insel in eigenthümlichen Arten, sowie ein anderes Flederthier (*Emballonura*) vor, im Westen (Pelau) auch der Dugong (*Halicore*).

Wie bezüglich der Säugethiere, dürfte auch die Artenkenntniss der am besten erforschten Classe der Vögel so ziemlich als abgeschlossen zu betrachten sein und wenig

¹⁾ Für die Kenntniss der einzelnen Inseln empfiehlt sich Findlay's (S. 20 [288] citirtes) Werk (S. 734 bis 776), sowie: »Pacific Islands, vol. I, Western groups« (London 1885).

Neues mehr liefern. Die circa 70 bekannten Arten gehören der indo-malayischen Avifauna an und besitzen nur auf Pelau (in *Psamathia*) und Ruk (in *Metabolus*) eigenthümliche, indess wenig charakteristische Formen. Bemerkenswerth ist das Fehlen von Spechten. Verschiedene weitverbreitete Gattungen (wie *Halcyon*, *Collocalia*, *Myzomela*, *Calornis*, *Calamoherbe*, *Carpophaga*, *Phlegoenas*) finden sich auf mehreren Inseln zugleich, andere sind durch eigene vicariirende Arten auf einzelne Inseln beschränkt (so namentlich *Zosterops*, *Rectes*, *Volvocivora*, *Myiagra*, *Rhipidura*, *Aplonis* und *Ptilopus*). Nur Pelau besitzt eine eigenthümliche Eulenart (*Noctua podargina* H. & F.), sowie ein Scharrhuhn (*Megapodius senex* H.), deren Fehlen auf allen übrigen Carolinen-Inseln ebenso auffallend ist als das Vorkommen einer einzigen Papageienart (*Trichoglossus rubiginosus* Bp.) nur auf Ponapé. Die Carolinen besitzen in *Calamoherbe syrinx*, einem unserem Drosselrohrsänger nahestehenden Vogel, einen trefflichen Sänger. Zu den häufigsten Erscheinungen gehören die schwarzen Glanzstaare (*Calornis pacifica*), sowie ein prachtvoll roth und schwarz gefärbter Honigsauger (*Myzomela rubrater*). Eine grosse Fruchttaube (*Carpophaga oceanica*) ist auf den meisten, namentlich hohen Inseln häufig, die Mähnentaupe (*Caloenas nicobarica*) dagegen nur auf Pelau beschränkt, das auch eine eigenthümliche Erdbaube (*Phlegoenas canifrons* H. & F.) besitzt, während eine andere Art dieser Gattung (*Phl. erythroptera*) wiederum nur auf Ponapé und Ruk vorkommt. Ueber eine auf mehreren Carolinen-Inseln vorkommende Hühnerart, die sich zumeist dem javanischen *Gallus Bankiva* anschliesst, wissen wir leider so wenig, dass es sich nicht ausmachen lässt, ob es sich hier um eine ursprünglich vorkommende oder nur eingeführte verwilderte Art handelt. Wilson fand auf Pelau bereits Wildhühner; ich erhielt von dort¹⁾ aber nur ein Weibchen zur Untersuchung, das allerdings sehr mit Exemplaren von Sumatra übereinstimmt. Die Untersuchung von carolinischen Hühnern würde jedenfalls sehr interessant sein und vielleicht wichtige Anhaltspunkte über die Herkunft der Bewohner liefern.

Reptilien kommen nur wenige Arten vor, meist weit verbreitete kleine Eidechsen (darunter namentlich *Mabouia cyanura* Less.), auf Yap eine grosse Warneidechse (*Hydrosaurus marmoratus*). Das indische Leistencrocodil (*Crocodilus biporcatus*) verirrt sich zuweilen bis Pelau, welche Inselgruppe auch als einzige Ausnahme für das ganze Gebiet, Landschlangen (drei Arten) und einen Frosch aufzuweisen hat.

Hausthiere besaßen die Carolinier nicht, mit Ausnahme verwilderter Haushühner (die nach Kittlitz auf Uleai fehlen) und einer eigenthümlichen Hunderasse auf Ponapé. Von Guam aus waren aber Hunde und Katzen (»Gato« = spanisch: Katze) schon zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Mogemog mitgebracht und von hier nach anderen Inseln (Ruk, Uleai, Pelau) verbreitet worden, wie später Schweine.

Areal. Da hinsichtlich des Flächeninhaltes nur die planimetrischen Berechnungen Friedrichsen's über Ponapé ($7\frac{1}{2}$ deutsche geogr. Quadratmeilen) und Yap 3·813 deutsche geogr. Quadratmeilen) vorliegen, so muss man sich einstweilen mit den Schätzungen Gulick's begnügen, der das ganze Areal der Carolinen auf 877 square milles (= circa 42 deutsche geogr. Quadratmeilen = circa 2400 Quadratkilometer) angibt. Dass davon bei dem eigenthümlichen Charakter der Atollbildungen nur ein kleiner Theil brauchbares und bewohnbares Land ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Auch die hohen Inseln erweisen sich für Ansiedelung nicht günstig, obwohl die Steilheit der Berge papuanischen Gewohnheiten gerade entsprechen würde.

¹⁾ Vgl. »Proc. Zool. Soc. London«, 1872, p. 103 und Finsch: »Die Vögel der Palau-Gruppe« in Journ. M. G., Heft VIII, S. 29.

Bevölkerung. Bei Weitem unsicherer als bezüglich des Areal sind die Angaben hinsichtlich der Einwohnerzahl, die zwischen 20.000 und 30.000 schwanken und für einzelne Inseln ungeheuer weit auseinandergehen, ¹⁾ wie dies ja nicht anders sein kann, da wirkliche Zählungen nur auf Kuschai und Nukuor stattfanden. Nehmen wir 20.000 als richtig an, so würde dies immerhin ein sehr dünn bevölkertes Gebiet mit nur circa zehn Bewohnern auf den Quadratkilometer ergeben. Dabei ist ein steter Rückgang unzweifelhaft, wenn sich derselbe auch nicht so rapid vollzogen hat, als aus gewissen Zahlen der beigegebenen Anmerkung erhellt. So fand Kubary 1877 auf Nukuor nur 124 Bewohner (die Kinder eingerechnet), aber 80 gute Fahrzeuge, was auf eine bedeutende Abnahme der Bevölkerung schliessen lässt. Nach Doane wäre die Unsitte des Fruchtabtreibens Schuld daran, wie Kubary überhaupt die bei den Carolinerinnen häufig vorkommende Unfruchtbarkeit als Hauptgrund für den Rückgang der Bevölkerung annimmt. Dies mag richtig sein, namentlich für Pelau mit seinem ausgebildeten Prostitutionswesen. Auch die »Labortrade« hat zur Entvölkerung der Carolinen mit beigetragen. So trieb, nach Rev. Doane, Anfang der Siebzigerjahre das berüchtigte australische Schiffschiff »Carl«, blutigen Angedenkens, sein Unwesen und stahl Menschen.

Handel. Wie in Ost-Mikronesien der Walfischfang, so war es für dieses westliche Gebiet die Trepangfischerei, ²⁾ welche den ersten Verkehr zwischen Eingeborenen und Fremden anbahnte. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Gewerbe, in bescheidener Weise, durch Spanier von den Philippinen (Manilla) und Mariannen aus betrieben, wie die Eingeborenen der Central-Carolinen schon von jeher mit Guam in Verkehr standen. Kuschai und Ponapé waren später, von Mitte der Dreissiger- bis Sechzigerjahre, häufig von meist amerikanischen Walfängern besucht und gaben Veranlassung zur Niederlassung der amerikanischen Mission im Jahre 1852. Anfang der Siebzigerjahre errichteten Deutsche, zuerst auf Yap für Trepangfischerei (durch Godeffroy), ständige Handelsstationen, die bei der Unergiebigkeit dieses Artikels bald auf Coprahandel übergingen und sich (später auch durch das Hamburger Haus Hernsheim) auf Kuschai und Ponapé ausdehnten. Bei der allgemeinen Spärlichkeit der Cocospalme, die nur in gewissen Gebieten reichlich vorkommt, ist dieser Handel nie sehr bedeutend gewesen und ausserdem durch die weiten Entfernungen erschwert. Gegenüber der Arbeitsscheu der Eingeborenen und den ungünstigen Verhältnissen, wie sie selbst die sonst so fruchtbaren hohen Inseln bieten, darf an Plantagenbau nicht gedacht werden, er würde bei den erheblichen Unkosten kaum jemals Erfolg versprechen.

Schutzherrschaft. Wenn durch Schiedsrichterspruch des Papstes der Carolinen-Archipel an Spanien fiel (17. December 1885), so ist dies ebenso wenig ein Verlust für Deutschland als ein Nutzen für die Krone Spaniens, die zu ihren grossentheils ohnehin wenig lucrativen Besitzungen wohl die aussichtsloseste hinzufügen konnte. Handelt es sich doch um ein Inselreich, das nur höchst unbedeutend zu exportiren vermag, und dessen beste Inseln 1800 Seemeilen weit von einander entfernt liegen. Wie unheilvoll übrigens die neue Schutzherrschaft wirkte, werden wir im Nachfolgenden bei Ponapé sehen, wo es bald zu blutigen Kämpfen kam, welche unter den Eingeborenen Verheerungen anrichteten, aber auch an Spaniern viele Opfer forderten.

¹⁾ Nach Semper soll Palau vor etwa 100 Jahren, wohl sehr übertrieben, 40.000—50.000 (!!) Bewohner gehabt haben; Ende der Sechzigerjahre nur 10.000; nach Kubary 1874: 5000, zehn Jahre später nur 4000; Mortlock: 900 (Gulik), 3500 (Kubary); Ponapé: 5000 (Gulik), 2000 (1880); Ruk: 5000 (Gulik), 12.000 (Kubary).

²⁾ Ueber Trepang vgl. Finsch: »Ueber Naturproducte der westlichen Südsee« in: »Deutsche Colonialzeitung«, 1887, S. 16.

Eingeborene. Dieselben gehören anthropologisch, wie alle Mikronesier und Polynesier, zu der oceanischen Rasse (vgl. Finsch: »Anthrop. Ergebnisse« etc., S. 16, 18 und 19). Auch die Bewohner von Pelau und Yap, die man wegen ihres selten schlichten, sondern meist feinlockigen Haares als »papua-malayische Mischlingsrasse« trennen zu müssen glaubte, dürfen ohne Bedenken als West-Oceanier eingereiht werden. Ich verglich Eingeborene von Yap, Uleai und Uluti,¹⁾ die ich von östlichen Mikronesiern nicht zu unterscheiden vermochte, und v. Miklucho-Maclay²⁾ kam unabhängig von mir zu den gleichen Resultaten.

Sprachverschiedenheit. Die vorhandenen Sprachverschiedenheiten ändern an dieser Rassezusammengehörigkeit nichts, ihre Kenntniss würde aber jedenfalls wichtige Winke für ethnologische Eintheilung zu geben vermögen. Leider liegt in dieser Richtung, trotz der ausgedehnten jahrzehntelangen Missionsthätigkeit, wenig Material vor. Auf Kadu's nicht immer verlässliche Angaben gründet sich Chamisso's Vocabular der Sprachen von Uleai und Yap (Reise II, S. 96—111). Reicher, aber wahrscheinlich nicht gründlicher ist das »Vocabular der Yapsprache« (circa 900 Wörter) von Blohm und Tetens (Journ. M. G., Heft II, 1873, S. 28—50). Lütke gibt im zweiten Bande seiner Reise (S. 356—371) ein »Vocabulaire comparatif de quelques dialectes Carolinois«, das circa 250 Wörter von Kuschai, vielleicht ebensoviel von Lukunor und wenige von Ponapé und Fais enthält, also im Ganzen sehr mager ist. Dasselbe gilt in Betreff von Tetens »Kurzes Vocabular der Sprache der Mackenzie-Insulaner«, circa 140 Wörter (in: Journ. M. G., Heft II, S. 56—58). Ein kurzes Wörterverzeichniss der Ponapésprache findet sich in der »Novara-Reise« (Bd. II, Beilage III).

Kubary, der am meisten dazu berufen war, über die Sprache, respective Dialekte der Carolinier Auskunft zu geben, hat nur über die Sprache von Mortlock einen Beitrag geliefert. Leider enthält derselbe keine vergleichende Bemerkung zu anderen carolinischen Sprachen. Wie sich dieselben daher zu einander verhalten, bleibt vorläufig noch unklar, ebenso ihre Verwandtschaft mit Marshallanisch etc. Dass auf Kuschai und Ponapé zwei ganz verschiedene Sprachen, sei es auch nur Dialekte, gesprochen werden, davon konnte ich mich selbst überzeugen. Nach Tetens weicht die Sprache von Yap, gleich mit der von Ngoli (Matelotas), aber durchaus von der der Uluti-Gruppe (Mackenzie) ab, dagegen zeigt letztere Gruppe sowohl ethnologisch als sprachlich die grösste Uebereinstimmung mit Uleai (Wolea) und Fais. Dem widersprechen die Angaben Lütke's, nach welchen Floyd, ein Engländer, der lange auf Morileu (Hall-Inseln) gelebt hatte, wohl Uleai, aber nicht Uluti verstehen konnte. Vielleicht gleich mit Uleai, aber jedenfalls eigenthümlich scheint die Sprache der centralen Gruppen Ruk, Mortlock und Hall mit Namoluk, Losop und Nema (nach Logan). Auf der isolirten südlichen Gruppe Nukuor wird nach Capitän Bridge (1883) dagegen Ellice, also Samoanisch gesprochen. Kubary, der dieser Gruppe zweimal einen kurzen Besuch abstattete, erklärte die (124) Bewohner auch der Sprache nach für »Samoaner« und lässt sie vor 600 Jahren direct

¹⁾ Meine Sammlung enthält von dieser Gruppe zwei Abgüsse von Gesichtsmasken Eingeborener, und zwar von der Insel Mogemog, sowie die eines Yap-Insulaners (vgl. »Anthrop. Ergebnisse«, S. 19).

²⁾ »Wenn auch das objective Betrachten des physischen Typus der Eingeborenen von Pelau eher für als gegen eine Papuabeimischung spricht, so hat diese Mischung schon vor so langer Zeit stattgefunden, dass längst die Bevölkerung in eine homogene Rasse übergegangen ist, deren Lebensweise, Gebräuche, Verfassung ganz mikronesisch sind.« Und dann »die Pelauer lassen sich von den Yap-Insulanern und überhaupt von den West-Mikronesiern (die ich gesehen habe, NB. Mogemog, Uleai und Fauripik) nicht trennen, mit denen sie jedenfalls eine und dieselbe Rasse bilden« (»Berliner Gesellsch. f. Anthrop.«, Sitzung vom 9. März 1878, S. 8).

von Nukufetau¹⁾ der Ellice-Gruppe (beiläufig eine Distanz von 1600 Seemeilen) einwandern. Diese Tradition wird durch die ethnologischen Verhältnisse, abgesehen von der zufälligen Uebereinstimmung im Canubau, nicht unterstützt, denn auch die Tätowirung Nukuors weicht von der der Ellice-Gruppe (vgl. S. 14 [282]) durchaus ab. Und diese würde sich doch am ersten erhalten haben. Im Uebrigen konnten die Nukuorer auch nicht Webekunst aus Polynesien mitbringen.

Soweit sich bis jetzt urtheilen lässt, werden in den Carolinen sieben bis acht verschiedene Sprachen oder Dialekte gesprochen: 1. Kuschai; 2. Ponapé; 3. Central-Carolinen (Mortlock, Ruk, Hall, vielleicht auch Uleai und Fais); 4. Nukuor; 5. Uluti mit Ngoli; 6, Yap und 7. Pelau.

Ernährung. Dieselbe bietet ungleich günstigere Verhältnisse als in Ost-Mikronesien. Während dort *Pandanus* die Hauptnahrung liefert, ist es in den Carolinen vorzugsweise der Brotfruchtbaum. Andere Inseln sind mehr auf die Cocospalme angewiesen, während die hohen Inseln bereits in geregelter Plantagenwirtschaft Bananen, Zuckerrohr und Taro cultiviren. Letzteres Knollengewächs wird auch auf einigen Atollen angebaut, aber die Erträge sind oft sehr gering, und nicht selten tritt Mangel ein, der selbst zur Hungersnoth steigt, wenn Stürme die Brotfruchternte vernichten. Wie auf den Marshall-Inseln sind daher auch die Bewohner dieser Atolle schon der Ernährung wegen aufeinander angewiesen und zu Seereisen genöthigt, die übrigens auch des Tauschhandels wegen, zum Vertriebe gewisser Erzeugnisse unternommen werden und einen charakteristischen Zug im Leben dieser Menschen bilden.

Dies führt zu den **Seefahrten der Carolinier**, deren Kenntniss auch für die Ethnologie von grossem Interesse und wichtig ist, weil sie manche Eigenthümlichkeiten in die Beziehungen der Inselbewohner untereinander erklärt. Chamisso's flüchtige Worte, dass die kühnen carolinischen Seefahrer ihren Weg ostwärts bis auf die Marshalls (1680 Seemeilen), westwärts auf die Philippinen (1150 Seemeilen) und »wieder zurückfinden«, ihre Seereisen also über mehr als 2800 Seemeilen (fast die ganze Breite des atlantischen Oceans!) ausdehnen, sind daher nicht einfach zu wiederholen, wie dies bisher stets ohne Weiteres geschah. Bei derartigen weiten Fahrten handelte es sich nämlich (wie z. B. bei Kadu) lediglich um unfreiwillige Reisen Verschlagener. Als solche wurden Marshallaner und selbst Gilbert-Insulaner auf die Carolinen geführt, wie von Westen her Verschlagene von Celebes, Banka (1600 Seemeilen), wofür verbürgte Zeugnisse vorliegen. Bei kritischer Betrachtung verhält es sich mit den Fahrten der Carolinier also ähnlich wie mit denen der Marshallaner, d. h. sie erstrecken sich zwischen gewissen Inseln, wenn das Endziel zum Theil auch weiter entfernt ist. Unabhängig in ihren Ernährungsverhältnissen, sind die hohen östlichen Inseln Kuschai und Ponapé stets isolirt geblieben, während die westlichen Pelauer Besuche der östlichen Nachbarn empfangen, aber selbst keine Seereisen unternahmen. Ebenso scheint es auf der Rukgruppe zu sein, deren Reichthum an Gelbwurz ebenfalls einen Anziehungspunkt bildete, so unter Anderem für die Mortlocker, welche nur mit diesem Atoll und den Bewohnern seiner hohen Insel verkehrten. Aus dem gleichen Grunde besuchten die Eingebornen von Namonuito, den Hall-Inseln und Poloat die Rukgruppe, während die Bewohner der westlichen Inseln Uleai, Uluti, Ngoli sich dem näherten, ebenfalls Gelbwurz erzeugenden, Yap zuwandten. Da die Fahrten zwischen den eben angeführten Inseln zum Theil mit Berühren zwischenliegender

1) Nach Wilkes (V, S. 39) wird hier, wie auf Funafuti rein Samoanisch gesprochen, auf Ootafu und Fakafo der Tokelau-Gruppe konnte der am Bord befindliche Samoaner dagegen die Eingeborenen nicht gut verstehen.

Inseln gemacht wurden, so überschreitet die directe Distanz selten mehr als 180 Seemeilen. Anders verhält es sich mit der ansehnlich weiteren Fahrt nach den Mariannen, mit deren Bewohnern die Carolinier von jeher in einem regelmässigen Verkehre standen, der vermuthlich auch umgekehrt stattfand. Mit dem Einzug der spanischen Eroberer hörte erklärlicher Weise diese Verbindung auf, denn bald gab es keine Chamorros oder Marianner mehr, die 1817 bereits vollständig ausgerottet waren. Die lange Zeit unterbrochenen Fahrten nach Waghal (Guam) wurden erst 1788 von Uleai aus unter Führung des eingeborenen Lootsen Luito wieder aufgenommen, aber auf der Rückreise ging die kleine Flotte total verloren, so dass nicht Einer die Trauerkunde in die Heimat bringen konnte. Hier nahm man natürlich Vernichtung durch die Spanier an und erst auf Einladung von Don Louis de Torres getrauten sich die Carolinier 1804 wiederum mit ihren Canus nach Guam zu segeln. An diesen jährlichen Fahrten theilten sich aber nur die westlichen centralen Inseln Poloat¹⁾ (Enderby-Is.), die Schweden-Inseln (Lamotrek oder Namurek und Elato), Uleai und Faurolep. Für Namonuito (direct 370 Seemeilen von Guam) fehlt es an sicherem Nachweis. Die Sammelpunkte zur Ausreise gegen Ende des Ost-Monsuns im April waren besonders Uleai und die Schweden-Inseln. Die Canus der letzteren, namentlich von Elato, gingen zuerst nach dem unbewohnten West-Faio (40 Seemeilen), wo sie mit den über Satawal kommenden Canus von Poloat (etwas über 100 Seemeilen) zusammentrafen, um dann gemeinschaftlich nach Guam zu segeln, eine Reise von etwas mehr als 300 Seemeilen, die in circa acht Tagen zurückgelegt wurde; inclusive Aufenthalt brauchten die Poloater aber einen Monat. Die Uleai gingen über Faraulep (80 Seemeilen) und mit der Flotte von hier vereint nach Guam (280 Seemeilen). Die Rückfahrt geschah mit Eintritt des West-Monsuns im Mai oder Juni. Auf Guam wurden hauptsächlich Eisengeräth (Messer), Glasperlen, Tücher etc. eingetauscht und damit wieder in der Heimat Zwischenhandel getrieben. So von Poloat aus nach Ruk, von Uleai über Sorol (180 Seemeilen) nach Yap (120 Seemeilen) und Uluti (240 Seemeilen). Die Yap-Leute besuchten ihrerseits wieder Uleai, sowie Uluti (40 Seemeilen) und westlich über Ngoli (65 Seemeilen) Pelau (160 Seemeilen), um hier von Weissen Eisen einzutauschen. Auf solchen Reisen mögen Yap-Eingeborene über Uleai nach Guam gekommen sein, wie Hershheim anführt (»Südsee-Erinnerungen«, S. 20²⁾), aber ein directer Verkehr hat wohl nie stattgefunden. Canus von Uleai und Elato waren im Anfang dieses Jahrhunderts auf Guam noch ein begehrter Artikel, da es an Fahrzeugen für den Zwischeninsel-Verkehr fehlte. Eingeborene der genannten Inseln standen daher förmlich im Dienste der spanischen Regierung und besorgten mit ihren Canus den geringen Verkehr der Mariannen, zwischen Guam, über Rota (50 Seemeilen) und Tinian (60 Seemeilen) nach Seypan (im Ganzen 120 Seemeilen). Kotzebue erwähnt unter Anderem, dass der Adjutant des Gouverneurs in Agaña sich eines carolinischen Canu bedienen musste, um an Bord des »Rurik« zu kommen. Das war 1817, aber Kittlitz fand zehn Jahre später noch dieselben Verhältnisse und traf Carolinier, welche geläufig spanisch sprachen, unter Anderen auch auf Faraulep. Diese Verhältnisse und Beziehungen dürften sich seitdem gewaltig verändert haben, denn nach Kubary unternahmen die Uleai schon 1873 keine Fahrten mehr nach Guam, sondern verkehrten nur mit den Nachbarinseln.

¹⁾ Nach Kubary besteht dieses Atoll aus fünf Inseln mit circa 500 Bewohnern, die mit zu den besten Seefahrern der Carolinen gehören und hauptsächlich den Tauschhandel (mit Eisenwaaren) von den Mariannen nach den Central-Carolinen (Ruk) besorgten.

²⁾ Wenn hier unter den Tauschwaaren der Uleai auch »Walrosszähne« (wiederholt) angeführt werden, so sind damit natürlich »Spermwalzähne« gemeint.

Entsprechend den weiteren Reisen war auch die geographische Kenntniss der Carolinier ausgedehnter als bei den Marshallanern. Wenn aber z. B. ein Häuptling von Lukunor seinerzeit Lütke eine förmliche Karte der Carolinen und Mariannen mit Kreide auf Deck zeichnete, so ist das noch kein Beweis, dass er dieses grosse Gebiet aus eigener Anschauung kannte. Bei dem Zusammentreffen von Eingeborenen auf entfernteren Inseln wurden die Reiseerfahrungen ausgetauscht und so wechselseitig die geographische Kenntniss erweitert. Wie lückenhaft es mit derselben bestellt war und wie viel unrichtige Vorstellungen dabei unterliefen, wird am besten durch Kadu's Berichte bewiesen (Chamisso, II, S. 183—199), ganz besonders aber durch die Karte, welche Kotzebue nach den Aussagen Edak's zusammenstellte (S. 88). Sie verzeichnet von Nukuor nördlich bis Guam, westlich bis Pelau allerdings 20 Inseln, aber grösstentheils total falsch, namentlich bezüglich der Entfernungen, und zeigt, wie wenig Eingeborene im Stande sind, Distanzen und Zeit zu schätzen. Und doch war Edak erfahrener und kundiger als sein Gefährte Kadu, der unter Anderem die Dauer der Reise von Uleai nach Fais (circa 220 Seemeilen) auf 14 Tage angab. Lütke bemerkt daher bereits sehr richtig, dass die Angaben der Eingeborenen schon deshalb so verschieden und unrichtig sind und sein müssen, weil sie nur auf dem Gedächtniss beruhen. Um dem letzteren zu Hilfe zu kommen, werden verschiedene Zeichen tätowirt, von denen jedes eine Insel bedeuten soll. So trug ein Häuptling von Lukunor fast alle Inseln der Carolinen in Hautzeichnung auf seinem Körper, jedenfalls aber nur als Erinnerungszeichen an verschiedene Inseln, nicht aber als Memorandum.

Wie die Marshallaner, so verstehen auch die Carolinier keine Navigation in unserem Sinne; ihre Fahrten sind aber um so bewundernswerther, weil sie kein einziges nautisches Hilfsmittel besitzen, ohne welche selbst ein weisser Fachmann derartige Reisen nicht auszuführen im Stande sein würde. Man sieht, dass die famosen »Seekarten« der Marshallaner (S. 163 [419]) nicht nöthig sind, denn die ganze Nautik der Carolinier besteht in einer gewissen Kenntniss von Sternen, ganz besonders aber der, Passate und Strömungen.

Kubary's Schilderung der »Seefahrten der Mortlocks« (I. c., S. 284—293), die er übrigens selbst nicht mitmachte, geben darüber den ausführlichsten und besten Nachweis und lehren zugleich, dass immer nur gewisse Personen (auf Mortlock »Pallúu« = Sternkenner genannt) so hervorragende Kenntniss besitzen, die sich von Vater auf Sohn vererbt. Am Tage steuert der »Pallúu« nach dem Winde, der Sonne und der Stromdünung. »Er kennt nicht nur die Strömung und ihre Dünung, sondern er braucht sie auch als Wegweiser und weiss die stetige durch Strom verursachte Dünung und eine Winddünung zu unterscheiden.« Nachts dienen dem »Pallúu« gewisse »Leitsterne« als Führer für gewisse Inseln, also ganz wie dies bei den Marshallanern der Fall ist. Aber die Sternkunde der Carolinier ist eine viel höher entwickelte. Lütke verzeichnet bereits die Windrose der Lukunorer (mit 28 Strichen) nebst 15 Sternbildern und Kubary für Mortlock sogar 30. Kubary gibt auch interessante Beispiele von der Benützung derselben auf der Fahrt nach Ruk und der schwierigeren zurück nach Mortlock. Im Uebrigen gilt die Segelordnung der Marshallaner: Möglichst viel Canus in langer Reihe, um das Auffinden des erwarteten Landes zu erleichtern.

Verschlagenwerden gehört zu den häufigen Schicksalen carolinischer Seefahrer, worüber schon von 1696 an eine Menge beglaubigter Fälle vorliegen. Neben der bereits erwähnten Reise Kadu's (S. 167 [423]) ist die unfreiwillige einiger Canus von Yap nach Ebon 1870 wohl mit die weiteste, da sie an 1800 Seemeilen beträgt. Der von Kubary (Kat. M. G., S. 342, und in Joest, »Tätowiren«, S. 93) erzählte interessante

Fall des Verschlagenwerdens eines Eingeborenen von Nukuor, der ganz allein in seinem Canu die Reise nach Ponapé (240 Seemeilen) wagte, aber statt hier auf dem Minto-Riff (ebenso weit von Nukuor als Ponapé) landete, darf nicht als Beweis für beabsichtigte und zielbewusste weite Seefahrten der Carolinier gelten. Der Mann hatte auf europäischen Schiffen manche Insel Mikronesiens, darunter auch Ponapé, kennen gelernt und riskierte die Reise nur aus Noth. Sie zeigt, wie oft carolinische Seefahrer ganz andere Ziele als die beabsichtigten erreichen.

Ethnologischer Ueberblick.

Eine vergleichende Ethnologie der Carolinen wäre eine ebenso verlockende als wünschenswerthe Aufgabe, für die aber bis jetzt wohl kein Museum¹⁾ genügendes und hinsichtlich der Localitäten zweifellos sicheres Material besitzen dürfte. Denn überall liegen nur von einer kleinen Anzahl, allerdings den grössten und bedeutendsten Inseln und Inselgruppen, Sammlungen vor. Es bleiben daher noch viele Lücken auszufüllen, sofern sich dies bei dem Verfall von Originalität überhaupt noch ermöglichen lässt. Für die Mariannen ist es dafür längst zu spät. Sie bilden eine Lücke, die um so schmerzlicher empfunden werden muss, weil gerade die Beziehungen mit diesen Inseln sehr innige und zum Theil gemeinsame waren, wie z. B. der Canubau, Weberei, Töpferei u. A. m. Auch auf Kuschai war 1880 wenig mehr übrig geblieben, und bald wird es auf anderen Inseln ebenso sein. Wie aus den vorhergehenden Bemerkungen über die Seefahrten der Carolinier (S. 186 [442]) ersichtlich ist, hat von jeher ein reger Verkehr zwischen den Bewohnern der nördlichen Inseln, westlich bis Yap und Pelau, bestanden, während die östlichen Inseln Ponapé und Kuschai, ausserhalb desselben, mehr isolirt blieben. Durch diesen Verkehr und den damit verbundenen Tauschhandel haben gewisse Erzeugnisse mancher Inseln, wie Gelbwurz, Schmucksachen, gewebte Zeuge u. s. w., eine weite Verbreitung gefunden, wie manche Bräuche auf Nachbarinseln übertragen wurden. So entlehnten die Uleaier den Betelgenuss von Yap, wie von letzterer Insel zum Theil wiederum Betelnüsse nach Pelau verhandelt werden. Bemerkenswerth im Vergleich mit Melanesien ist, dass die Topffabrication der westlichen Carolinen (Pelau und Yap) nie ein Artikel des mikronesischen Handels geworden ist.

Herrscht somit auch in mancher Hinsicht eine ziemlich weitverbreitete Uebereinstimmung, so ist doch eine allgemein giltige ethnologische Schilderung der Carolinen nicht möglich, und derartige Versuche (wie z. B. die Compilationen von Meinicke und Waitz) führen nur zu irrigen Vorstellungen und verwirren. Unter den fast für das ganze Gebiet massgebenden ethnologischen Charakterzügen stehen besonders obenan: Die Eintheilung in Stämme (Clans), die Benützung von gelber Farbe (*Curcuma*) zur Verschönerung des Körpers (übrigens auch bei den Frauen auf Fidschi und früher auf Samoa sehr beliebt) und ganz besonders die Webekunst.²⁾ Letztere ist deshalb ethno-

1) Das frühere von Godeffroy in Hamburg, welches seinerzeit als das reichste der Südsee galt, enthielt aus den Carolinen im Ganzen etwas über 800 Stücke von 14 Inseln (Kuschai 4; Pingelap 6; Ponapé prähistorisch 25, modern 31; Nema 3; Losop 1; Mortlock 230, darunter allein 40 Speere; Nukuor 81; Pikiram 2; Ruk 135; Poloat 2; Ulea 72; Uliti 1; Yap 87, darunter 22 Speere; Pelau 142). Eine ziemliche Anzahl Gegenstände sind bezüglich der Localitätsangaben nicht ganz sicher. Weit reicher sind die Carolinen-Sammlungen des königl. Museum für Völkerkunde in Berlin, das mit Ausschluss älterer Bestände durch Kubary allein 751 Stück, durch mich 427 Stück erhielt.

2) Dieselbe scheint auf Pelau und Yap zu fehlen; die gewebten Stoffe der letzteren Insel werden von Uluti (Mackenzie) eingetauscht.

logisch von ganz hervorragender Bedeutung, weil sie in ganz Polynesien und Melanesien fehlt. Die Textilarbeiten der Maoris, namentlich die bewundernswerthen Muster der breiten Randkante gewisser Mäntel, werden nicht durch Weben, sondern in einer eigenthümlichen Technik hergestellt und übertreffen die carolinischen Webearbeiten zum Theil bei Weitem. Auch die geschmackvoll gemusterten (bis 25 Cm. breiten) Schamschurze der Neuen Hebridier, wie sie das British Museum unter Anderem von den Banks-Inseln besitzt, sind nicht eigentlich gewebt, sondern Flechtarbeit,¹⁾ welche im Aussehen übrigens ganz an die gewebten Stoffe aus Bananenfaser von Uleai erinnern. Auch die Weberei der Indianer in Neu-Mexico ist der carolinischen sehr nahestehend. Zeugstoffe aus geschlagener Baumrinde (Tapa), die in Polynesien vorzugsweise zur Bekleidung dienen, werden oder wurden in beschränkter Weise nur auf einigen Inseln (Pelau, Pikiram, früher Ponapé) angefertigt, sind aber auch in Melanesien nicht unbekannt. Die geringe Verbreitung von Musikinstrumenten, unter denen nur einige Inseln die Nasenflöte kennen, während die Trommel nur auf Ponapé vorkommt, verdient ebenfalls Erwähnung. Beachtenswerth ist auch das Vorkommen von geschnitzten Holzmasken (nur auf Mortlock) und Idolen (?). Für Schmuck und Zieraten ist die häufige Verwendung von Cocosnussschale, in Form von kleinen Perlen und Plättchen bis grossen Ringen, namentlich für die Central-Carolinen charakteristisch, die wir, wie einige wenige eigenthümliche Schmuckstücke, im Nachfolgenden genau kennen lernen werden. Dasselbe gilt hinsichtlich der Waffen, unter denen das Fehlen von Bogen und Pfeilen²⁾ bemerkenswerth ist. Die in einem Handelskatalog von Umlauf in Hamburg notirten »Steinkeulen von Yap« stammen zweifellos von der Südostküste Neu-Guineas her. Wenn Serrurier behauptet, dass auch auf den Carolinen mit Haifischzähnen bewehrte Waffen vorkommen, so ist dies bis jetzt nirgends mit Sicherheit nachgewiesen. Zu den ethnologischen Charakterzügen der Carolinen gegenüber Ost-Mikronesien zählt auch die Holzindustrie, weniger in kunstvollen Schnitzereien als soliden Gegenständen des Hausgebrauches in Form von Deckelkisten, Trögen und Schüsseln, die übrigens auch die Tockelauer anfertigen. Eigenthümlich sind dagegen kleine Gefässe, aus Schildpatt gebogen, auf Pelau. Wie auf den westlichen Inseln (Pelau, Yap und Uleai) Betel auf Melanesien, so weist im Osten (Kuschai und Ponapé) Kawa auf Polynesien hin. Aber Kawagenuss ist auch keine ausschliessend polynesische Sitte, denn sie findet sich, ausser auf Fidschi, den Neuen Hebriden u. a. O., auch spontan auf Neu-Guinea (Astrolabe-Bai, II, S. [201]). Jedenfalls haben aber die westlichen Inseln Yap und namentlich Pelau am meisten melanesische Anklänge aufzuweisen, so im Anbau von Tabak, in der Kenntniss von Töpferei und in der Benützung primitivster Fahrzeuge in der Form von

1) Hierher gehören wahrscheinlich auch die Schamschurze der Männer von Sikayana (Stewart-Inseln), über welche die »Novara-Reise« (II) leider sehr widersprechend berichtet: »Um die Lenden hatten sie eine Art Schamgürtel, ein handbreites, von ihren Weibern gewebtes Band« (S. 443); »der Lendengürtel, das einzige Kleidungsstück, welches sie tragen, ist aus Baumrinde verfertigt; einige Webestühle, die sie besitzen, haben sie von Walfängern erhalten« (S. 446). Diese letztere Notiz klingt äusserst unwahrscheinlich und bedarf dringend weiterer Bestätigung. Der Nachweis von »Webekunst« auf diesem kleinen Atolle würde ethnologisch von höchstem Interesse sein, ist aber keinesfalls auf Einführung von Seiten der Walfänger zurückzuführen.

2) Schmeltz hat aus Kubary'schen Notizen nachträglich das Vorkommen dieser Waffen auf Pelau, schon von Jacquinet und Tetens beiläufig erwähnt, aufgefunden. »Die Bogen sind aus Mangroveholz, die Pfeile aus Rohr mit Holzspitzen, die mit Widerhaken versehen sind. Aber diese Waffen werden seit undenklichen Zeiten nur zur Taubenjagd und nie zum Kriege benutzt.« (»Internat. Archiv für Ethnol., 1888, S. 67.) Hier sind auch »Blaserohre« von Pelau angeführt, »die aber von Manilla eingeführt werden«.

Flößen¹⁾ (auf Pelau »Prer« genannt). Diese ethnologischen Beziehungen der Carolinen mit Melanesien und Polynesien, obwohl vereinzelt, sind immer noch erheblicher als die mit Ost-Mikronesien. Wie hier die Gilberts und Marshalls (S. 88 [356] und 181 [437]) jede für sich selbstständige ethnologische Gebiete oder Subprovinzen bilden, ebenso die Carolinen, nur dass die letzteren, minder einheitlich, in besondere Gebiete getheilt werden müssen. Beachtenswerth ist dabei, dass die vier hohen Inseln in Haus- und Canubau ganz verschiedene Typen zeigen, während die niedrigen Inseln darin so ziemlich übereinstimmen. Aber die letzteren besitzen keine einheitliche Sprache, von denen im Carolinen-Archipel, wie es scheint, sieben verschiedene gesprochen werden, deren Gebiete auffallender Weise nahezu mit denen der verschiedenen Tätowirungen zusammenfallen. Die letzteren werden wir im Nachfolgenden bei Schilderung der einzelnen Inseln genauer kennen lernen; hier mag nur erwähnt sein, dass die Hautzeichnung auch auf den Carolinen lediglich Verschönerungszwecken dient und nicht einmal besondere Rangzeichen besitzt. »Die Behauptung, dass das Tätowiren eine religiöse Bedeutung habe, konnte ich auf keiner der von mir besuchten Inseln finden. Die erste und hauptsächlichste Bedeutung der Tätowirung ist die eines persönlichen Schmuckes. Religiöse Bedeutung konnte ich auch bei den ihren heidnischen Gebräuchen noch mit voller Stärke anhängenden Yapern nicht entdecken,« sagt Kubary (in Joest: »Tätowiren«, S. 78, 82 und 89), aber auch, wie nicht selten, sich selbst widersprechend von Yap: »die Operation wird öffentlich und von Männern unter Beobachtung gewisser religiöser Ceremonien besorgt« (Kat. M. G., S. 397). Soweit sich nach dem vorhandenen lückenhaften Material urtheilen lässt, sind diese carolinischen Subprovinzen die folgenden:

1. Kuschai,

2. Ponapé,

3. Central-Carolinen: Ruk, Hall-Inseln, Losop, Namoluk, Mortlock, Lukunor und Nukuor, welche drei Gebiete im Nachfolgenden zur Bearbeitung kommen.

Unsicher bleibt die Stellung der westlichen kleinen niedrigen Inseln mit Uleai und Uluti, welche letztere am meisten in Verkehr mit Yap stehen, von denen aber das einigermassen bekannte Uleai ethnologisch jedenfalls näher mit Ruk verwandt ist, wie möglicherweise alle niedrigen Inseln zur dritten Subprovinz gerechnet werden müssen.

4. Yap und

5. Pelau.

Beide letztere Subprovinzen unterscheiden sich sowohl untereinander als von den übrigen Carolinen durch charakteristische Eigenthümlichkeiten in Sprache, Haus- und Canubau, Tätowirung, Verfassung, Sitten, Gebräuchen etc., auf die ich hier nicht näher einzugehen brauche, indem ich auf die ausführlichen Arbeiten Kubary's im Nachfolgenden (S. 193 [449]) verweise.

Wenn ich auf die Erforscher und Literatur der Carolinen hier selbstredend nicht eingehen darf, so kann ich es mir doch nicht versagen, an dieser Stelle eines Mannes zu gedenken, der jedenfalls mehr als irgend ein Anderer von diesem Archipel kennen lernte, nämlich

¹⁾ Hershheim (»Südsee-Erinnerungen«, Taf. 3) bildet ein solches von Yap ab, und zwar mit jenem »Mühlsteingeld« beladen, das 200 Seemeilen weit von Pelau, aber in Canus und nicht auf solchen gebrechlichen Flößen aus Bambu herübergebracht wird. Analoge Fahrzeuge primitivster Art sind die sogenannten »Catamarans« an der Ostspitze Neu-Guineas (Finsch: »Samoafahrten«, Abbild., S. 232). Flösse werden nach Guppy auch auf den Salomons benützt.

Johann S. Kubary,

über dessen Reisen bisher nur wenig¹⁾ bekannt wurde, so dass einige zusammenhängende Mittheilungen vielleicht willkommen sein dürften. Johann Kubary ist in Warschau geboren und gehört mütterlicherseits unserer Nation an, denn seine Mutter war eine Berlinerin. Kaum mehr als 16 Jahre alt, aber wie er mir selbst sagte, bereits »Student der Medicin«, wurde K. 1863 in die Revolution seiner Landsleute väterlicherseits, der Polen, hineingezogen, gefangen genommen, aber auf Fürbitte zur Landesverweisung begnadigt. Er wandte sich nach Hamburg, kam hier mit Johann Cäsar Godeffroy in Berührung und wurde von diesem als sammelnder Reisender für sein Südsee-Museum engagirt, an dessen Bereicherung er während eines Decenniums so wesentlichen Antheil hatte. Im Alter von kaum 22 Jahren brach K. im April 1868 zum ersten Male nach der Südsee, und zwar Samoa auf, wo er nach flüchtigem Besuche auf Tonga im September oder October desselben Jahres in Apia eintraf. Von hier aus unternahm K. einen Ausflug nach Savaii und reiste schon 1870 nach Pelau, wo er aber erst am 1. Februar 1871 anlangte, da er auf der Hinreise circa drei Monate auf Ebon (Marshall-Inseln) und von September bis December auf Yap verweilt hatte. Auf Pelau blieb K. länger als zwei Jahre und wandte sich dann nach Ponapé, auf welcher Reise flüchtige Bekanntschaft mit Ngoli (Motelotas), Uluti (Mackenzie), Mortlock und Nukuor gemacht wurde. Nach einjährigem Aufenthalte auf Ponapé (August 1873 bis 30. August 1874) trat K. die Heimreise an, und zwar mit dem Godeffroy'schen Schiffe »Alfred«, das am 19. September (1874) beim Einlaufen in die Passage von Dschalut scheiterte, wobei der grösste Theil der Sammlungen leider verloren ging. Ueber Samoa in Hamburg glücklich angelangt, musste K., nach einjährigem Besuche in der Heimat (1875), im Drange der Verhältnisse ein Neuengagement für das Museum Godeffroy annehmen. Er ging daher 1876 wiederum nach Samoa und von hier im folgenden Jahre (1877) nach Ponapé, das nun für längere Zeit sein Standort und seine zweite Heimat wurde. Von Ponapé aus machte K. einen zweiten flüchtigen Besuch auf Nukuor, verweilte (März bis Ende Mai 1877) auf Mortlock oder vielmehr dem Atoll Satoan und später volle 14 Monate auf Ruk (Mai 1878 bis August 1879). Im September des letzteren Jahres von August Godeffroy, dem damaligen Chef des Südseehauses, in rücksichtsloser Weise von seinem Verhältniss zum Museum entbunden, blieb K. auf Ponapé, um hier auf seiner Besitzung Mbomp Plantagenbau zu betreiben, ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen, umso mehr als K. keine Mittel besass. Wie zu erwarten, konnte sich K. nicht lange halten, musste die mühsam erworbene schöne Besitzung verpfänden und im März 1882 Ponapé verlassen, um in Japan sein Heil zu versuchen, wo er im April in Yokohama ankam. Ein Engagement am Museum in Tokio währte nur drei bis vier Monate, und K. wandte sich zuerst nach Hongkong, von hier aus über Guam nach dem ihm wohlbekannten Pelau, um für das ethnologische Museum in Leiden zu sammeln. Nach zehnjähriger Abwesenheit traf er hier Mitte des Jahres 1883 zum zweiten Male ein, entblösst von allen Mitteln und nur auf seine »Kalebukubs«, d. h. die hier als Geld hochgeschätzten alten Glasperlen (s. II, S. 180) angewiesen, welche ihm bei den Eingeborenen freundliche Aufnahme verschafften. Leider erfüllten sich die auf das Leidener Museum gesetzten Hoffnungen nicht, und K. erwartete vergebens die versprochene Unterstützung. Aus dieser damals äusserst bedrängten Lage, über welche ich briefliche Mittheilungen K.'s besitze, erlöste ihn Geheimrath Bastian durch ein Engagement als Sammler für das ethnologische Hilfscomité des königl. Museums für Völkerkunde in Berlin. In Folge einer Kette von Widerwärtigkeiten, verursacht durch K.'s Hin- und Herreisen, wodurch die Correspondenz immer erst nach langer Zeit eintraf, war es K. nur möglich, die Insel Yap und vorübergehend Sorol, Merir (Warren Hastings) und St. David zu besuchen.²⁾ Mitte des Jahres 1884 begab sich K. von Pelau nach Yap, von hier im März 1885 nach Hongkong, um im Mai desselben Jahres wieder nach Yap zurückzukehren, wo er, wie es scheint, bis September für das Berliner Museum thätig war. Zu jener Zeit kam nämlich das deutsche Kriegsschiff »Albatros« nach den Carolinen, um hier die Flagge zu hissen, und sicherte sich die ausgezeichneten Sprachkenntnisse K.'s, der als Dolmetsch die Rundreise von Yap über Pelau, Uleai, Ruk, Ponapé, Pingelap und Kuschai mitmachte, die übrigens eine sehr eilige war und keine Zeit für Sammlungen übrig liess. Wie es scheint mit demselben Kriegsschiff traf K. im October desselben Jahres (1885) auf Matupi in Neu-Britannien ein, übernahm hier Hensheim's Handelsstation Kurakakaul an der Nordküste, bis Anfang 1887, von welcher Zeit an er als Stationsbeamter der Neu-Guinea-Compagnie dauernde Stellung in Kaiser Wilhelms-Land fand.

1) Ich selbst veröffentlichte kurze biographische Notizen in: »Hamburger Nachrichten«, Nr. 214, vom 8. September 1880.

2) Nach gütiger Mittheilung von Herrn Conservator E. Krause, dem ich auch einige andere Notizen über Kubary verdanke, erhielt das Berliner Museum als Ergebniss dieser Reisen: 277 ethnologische Gegenstände von Yap, 58 von Sorol, 8 von St. David, 21 von Merir und 56 ohne genaue Localität.

Von den circa 22 Jahren, die K. bisher in der Südsee lebte, fallen ungefähr 14 auf die Carolinen, die ihm somit fast zur zweiten Heimat wurden, namentlich Pelau und Ponapé, wo er zusammen über 12 Jahre zubrachte. Wie aus dem vorhergehenden kurzen Abriss seines wechselvollen Lebens erhellt, konnte K. selbstredend nicht diese ganze lange Zeit ausschliessend wissenschaftlichen Arbeiten widmen, sammelte aber, unterstützt durch Geläufigkeit in Sprachen der Eingeborenen, ein reiches Material in handschriftlichen Aufzeichnungen. Leider war es ihm bisher nicht vergönnt, dasselbe in seinem vollen Umfange zu veröffentlichen, ein Schicksal, das er mit so manchem unbemittelten Reisenden theilt. Im Nachfolgenden gebe ich eine Zusammenstellung seiner Publicationen, die mit Ausnahme der (s. Nr. 1) über Ebon citirten sich durchgehend auf die Carolinen, namentlich Pelau beziehen. Diese Arbeiten liefern ein sehr werthvolles, zum Theil fast zu sehr in Details gehendes Material, dessen Benützung durch die häufige Verwendung eingeborener Namen¹⁾ ziemlich erschwert wird. Ueberdies leitet K.'s sanguinisches Temperament ihn nicht selten von dem strengen Boden der Objectivität ins Gebiet der Speculation und zu Schlüssen, die zuweilen recht bestreitbar oder zum Theil, aus Mangel hinreichender Fachkenntniss, überhaupt irrtümliche sind, wobei ich nur an seine Deutung des Pelau-Geldes (s. II, S. 180) und der Schädelfragmente in den Ruinen von Nanmatal (s. im Nachfolgenden II, Ponapé) erinnern möchte.

Kubary's literarische Arbeiten.

1. »Die Ebongruppe im Marshall-Archipel« in: Journ. M. G., Heft I (1873), S. 33—47, Taf. 6.
2. »Die Carolinen-Insel Yap oder Guap« (nach A. Tetens und J. Kubary). Dasselbst Heft II (1873), S. 12—53, Taf. 3—7.
3. »Die Ruinen von Nanmatal auf der Insel Ponapé (Ascension).« Dasselbst Heft IV (1873/74), S. 123 bis 131, Taf. 5. (Dieser Aufsatz erschien bereits als Vortrag von L. Friederichsen in den Mittheilungen der Geograph. Gesellschaft in Hamburg über die Sitzung vom 1. October 1874.)
4. »Weitere Nachrichten von der Insel Ponapé (Ascension), Carolinen-Archipel« in: Journ. M. G., Heft VIII (1875), S. 129—135. (Mit 10 Holzschnitten.)
5. »Die Bewohner der Mortlock-Inseln (Carolinen), nördlicher grosser Ocean« in: Mittheilungen der Geograph. Gesellschaft in Hamburg (1878/79, S. 224—300. (Mit 8 Holzschnitten.)
6. »Die Palau-Inseln in der Südsee« in: Journ. M. G., Heft IV (1873), S. 5—62, Taf. 2—4.
7. »Ethnographische Beiträge zur Kenntniss der carolinischen Inselgruppen und Nachbarschaft. Heft 1. Die socialen Einrichtungen der Pelauer.« Berlin 1885, S. 33—150.
8. »Die Todtenbestattung auf den Pelau-Inseln« in: Original-Mittheilungen aus der Ethnographischen Abtheilung der königl. Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. 1. Jahrg., Heft 1, Berlin 1885, S. 4—11.
9. »Die Verbrechen und das Strafverfahren auf den Pelau-Inseln«. Dasselbst Heft 2 und 3 (1886), S. 79—91. (Geschrieben auf Pelau, 20. März 1884.)
10. »Die Religion der Pelauer« in: Bastian, »Allerlei aus Volks- und Menschenkunde«, Bd. I, Berlin 1888, S. 1—69, mit 3 fotogr. Taf. (Geschrieben auf Pelau im October 1883.)
11. »Das Tätowiren in Mikronesien, speciell auf den Carolinen« in: Joest, »Tätowiren«, Berlin 1887, S. 74—98. (Mit 25 Holzschnitten.)
12. »Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Carolinen-Archipels. Veröffentlicht im Auftrage der Direction des königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin. Unter Mitwirkung von J. D. E. Schmeltz. I. Heft (mit 15 Tafeln), 1889 (Leiden). II. Heft (mit 13 Tafeln): Die Industrie der Pelau-Insulaner.« Erster Theil, 1892.

Ausserdem enthält der Kat. M. G. mancherlei Notizen von Kubary, namentlich über Mortlock, Nukuor, Ruk, Yap und Pelau.

1. Kuschai.

Einleitung.

Entdecker. Diese östlichste Insel des Carolinen-Archipels wurde 1804 von Crozer, einem amerikanischen Schiffscapitän, entdeckt und nach dem damaligen Gou-

¹⁾ Um nur ein Beispiel zu geben, citire ich folgende Stelle aus Opus 7 (S. 86): »In einem Falle sah ich den Aybadul von Korryor einem Kaldebekel einen Kalebukub Strafgeld zahlen, weil einer seiner Ngaleki unter dem Blul Kabuy pflückte.«

verneur von Massachusetts »Strong-Island« benannt, unter welchem Namen sie später bei Walfischfahrern sehr bekannt war. Die Aufnahmen sind Capitän Duperrey (mit der »Coquille« 1824), ganz besonders aber der denkwürdigen Forschungsreise mit der russischen Corvette »Senjavin« (1827—1828) unter Führung von Capitän Friedrich Lütke zu verdanken. Mit Ualan (Oualan) bezeichnen die Eingeborenen nur den nord-westlichen Theil der Insel, um Mataniel-Hafen, während sie den östlichen, Lälla-Hafen, mit dem Festlande, »Kuschai« (es klingt sanft wie Kusaie oder Kushai) nennen, damit aber auch zugleich die Insel im Allgemeinen verstehen, so dass dieser Name, als am richtigsten, anzuwenden ist. Den carolinischen Seefahrern war Kuschai nicht bekannt; das auch auf den ersten Karten des Archipels (von Cantova, de Torres, Kotzebue nach Edak's Angaben) fehlt. »Toroa« oder »Arao« bleibt wie so manche andere von Eingeborenen aufgegebene Insel unauflösbar und wird ohne den geringsten Anhalt auf Kuschai bezogen. Floyd, ein weggelaufener englischer Matrose, den Lütke auf der Insel Fananu (Hall-Gruppe) aufas, erzählte, dass die Bewohner Ponapés regelmässig nach Arao (Kuschai) gingen, um Gelbwurzel zu holen, da aber dieses beliebte Tauschmittel auf Kuschai überhaupt nicht vorkam, so ergibt sich hieraus allein schon die Unrichtigkeit der Behauptung. Wenn Kubary (der übrigens damals nicht auf Kuschai war) die Glieder des Stammes »Azau« auf der Insel Uola der Rukgruppe von Kuschai, dem angeblichen »Azau« oder »Arao« herkommen lässt, so ist dies eine durchaus willkürliche Annahme, die nicht einmal in einem gleichen oder ähnlichen Namen eines Stammes auf Kuschai Anhalt findet.

Zur Literatur. Die besten Quellen sind wohl immer noch die Nachrichten der ersten Erforscher der Insel, unter denen namentlich Lütke's »Observations générales sur l'île d'Ualan« im ersten Bande seines Reisewerkes¹⁾ (S. 339—410) für die Völkerkunde wichtiges Material enthalten, ebenso wie v. Kittlitz': »Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamschatka« (2. Bd., Gotha 1858). Lesson's²⁾ Nachrichten waren mir nicht zugänglich. Der Rev. Samuel C. Damon gibt in den »Morning Star Papers« (Honolulu 1861) manche brauchbare Notiz, zum Theil nach Snow und Gulik. Ich möchte auch auf das lebensvolle Bild verweisen, das Hensheim von Kuschai und seinen Bewohnern entwirft (»Südsee-Erinnerungen«, III, Kusaie, S. 39—58). Mit ihm zusammen besuchte ich die Insel im Februar 1880 und umfuhr dieselbe mit Canu innerhalb des Lagunenriffs von Lälla (Chabrol-Hafen) bis Mataniel (Coquille-Hafen), also den grössten Theil derselben, konnte aber im Ganzen nur neun Tage verweilen. Ausser anthropologischen und zoologischen Abhandlungen publicirte ich nur einen längeren Artikel: »Aus dem Pacific. V. Kuschai« in: Hamburger Nachrichten, Nr. 207 und 208 (31. August und 1. September), 1880; einige Notizen auch in: »Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde, Berlin 1882, Nr. 10, S. 6, 7.

Geographischer Ueberblick. Kuschai, unter 5° 19' n. Br. und 163° 6' ö. L., ist eine hohe Insel von vulcanischer Bildung (Basalt), aber von einer mässig breiten Lagune mit Riffgürtel (Barrierrieff) umschlossen, mit einigen unbedeutenden Inseln, darunter das kleine Lälla an der Ostseite die grösste. Kuschai trägt einen vorwiegend

1) »Voyage autour du Monde, exécuté par ordre de Sa Majesté l'empereur Nicolai I., sur la corvette Le Seniavine dans les années 1826—1829 par Frédéric Lutke« (2. vol., Paris 1835) mit »Atlas« (von Postels und v. Kittlitz).

2) »Voyage médical autour du monde, exécuté sur la corvette La Coquille, par R. P. Lesson, Observations sur le sol, sur la production de l'île Oualan, et sur ses habitants, leur langage, leurs mœurs etc. par R. P. Lesson. Journal de voyages publié par D. Frick et N. Devilleneuve (Mai et Juin 1825).«

bergigen Charakter; die beiden höchsten Kuppen (Crozer und Buache) erheben sich über 2000 Fuss, zwischen ihnen liegt eine Einsattelung, die aber meist aus sumpfigen Niederungen besteht. Diese wie die ganze Insel sind mit meist undurchdringlichem Dickicht tropischer Vegetation bedeckt, von der die Tafeln im Atlas der »Senjavin-Reise« (Pl. 19—21) vortreffliche, wenn auch immerhin nur schwache Vorstellung geben. Kuschai besitzt drei gute Häfen, unter denen Chabrol- oder Lällahafen, Nimolschon der Eingeborenen, an der Ostseite, als der beste gilt und zur Zeit des Walfischfanges am häufigsten besucht wurde. Die beste Karte ist die der englischen Admiralität (Nr. 978).

Flora und Fauna. Die erstere schildert v. Kittlitz in anziehender Weise; sie scheint wissenschaftlich noch ziemlich unbekannt, aber sehr reich zu sein. Wenigstens erstaunt der Laie, welcher von armen Atollen herüber diese herrliche Insel betritt, über die Fülle mannigfaltiger Pflanzenformen, darunter herrliche Bäume. Die Fahrt durch die Lagune des Barrierriffs, zuweilen in engen Canälen unter mächtigen Laubdächern gewaltiger Baumriesen, die mit Farren, Lianen und Bartflechten bedeckt sind, gehört mit zu der schönsten meiner tropischen Erinnerungen. Hernsheim's Skizze (S. 52) gibt eine zwar schwache, aber immerhin richtige Vorstellung. Ich beobachtete hier die Nipapalme und v. Kittlitz erwähnt unter Anderen auch Baumfarne.

Von Säugethieren ist ausser der bisher ununtersuchten Ratte (»Fák«) ein Flederhund (*Pteropus ualanensis* Kittl.) vertreten und der Insel eigenthümlich. Vögel wurden von v. Kittlitz in 15 Arten nachgewiesen und durch mich auf 22 gebracht,¹⁾ wovon vier (*Zosterops cinereus* K., *Sturnoides corvina* K., *Ptilopus Hernsheimi* F. und *Kittlitzia monasa* K.) Kuschai eigenthümlich angehören. Reptilien sind im Ganzen viel seltener als auf den niedrigen Inseln Ost-Mikronesiens. Ich sammelte nur vier Arten kleiner Eidechsen, die bisher nicht zur Untersuchung gelangten, aber wohl identisch mit solchen von den Gilbert- und Marshall-Inseln sind (darunter die weitverbreitete reizende *Mabouia cyanura* und *Ablepharus poecilopleurus*). Auffallend ist die Armuth an Insecten, namentlich Schmetterlingen, die trotz der üppigen Flora viel spärlicher sind als auf den Atollen. Die weitverbreiteten Arten *Junonia vellida* und *Utetheria pulchella* sammelte ich auch auf Kuschai, beobachtete aber, wohl nur zufällig, nicht *Hypolimnas Bolina*. Landkrabben, namentlich Einsiedlerkrebse (*Pagurus*) waren sehr häufig.

Areal und Bevölkerung. Die Länge der Insel von Nord nach Süd beträgt circa $7\frac{3}{4}$ Seemeilen (kaum = 2 deutsche Meilen), die Breite von Ost nach West $8\frac{1}{2}$ Seemeilen (nach der Admiralitätskarte), ihr Umfang nach Lütke 48 Seemeilen (kaum 7 deutsche Meilen). Bei dieser unbedeutenden Ausdehnung ist jedenfalls die Bevölkerung immer eine beschränkte gewesen, wie dies auch nach der Beschaffenheit kaum anders sein kann, denn die Mikronesier meiden die Berge, und das Innere war wohl niemals bewohnt. Kittlitz, der die Insel überquerte, fand auf der kaum eine deutsche Meile langen Tour nur ein paar kleine Siedelungen und verzeichnet für das grösste Dorf Liäl (Lual) nur 20 Männer und 15 Frauen, für ein paar andere in der Umgegend von Coquillehafen noch weniger. Diese Dörfer existirten zur Zeit meines Besuches überhaupt nicht mehr, und auf der Partie von Lälla nach Mataniel trafen wir im Ganzen nur sieben kleine Siedelungen aus wenigen Häusern, darunter die grösste Malim mit

1) Finsch: »Ornithological lettres from the Pacific, Nr. V, Kuschai« (»Ibis«, 1881, p. 102—109) und »Beobachtungen über die Vögel der Insel Kuschai (Carolinen)« (in: Cabanis, Journ. für Ornithol., 1880, S. 296—310) und »On two species of Pigeons from the Caroline Islands« (Proc. Zool. Soc. London, 1880, S. 577).

nur 15. Nach den durch weisse Missionäre vorgenommenen Zählungen betrug die Eingeborenenzahl 1855 noch 1100 Seelen, 1858: 830 (518 Männer und 312 Frauen inclusive Kinder), 1860: 749 und war 1880 auf weniger als 200 gesunken, wovon die Hälfte auf Lällä siedelte. Bei diesem rapiden Rückgange und der unverhältnissmässigen Minderzahl des weiblichen Geschlechts wird der kleine Rest Eingeborener nicht lange vorhalten. Nach Capitän Wright, der längere Zeit auf Kuschai lebte und den ich dort kennen lernte, hatten in den letzten 18 Monaten 29 Todesfälle, aber nur 9 Geburten stattgefunden. Man sieht hieraus, dass selbst christliche Gesittung, welche nun schon 40 Jahre auf Kuschai mit strengen Satzungen, monogamer Ehe u. s. w. herrscht, das Aussterben von Naturvölkern nicht aufzuhalten vermag. Der Contact mit der Civilisation, welche Kleidung und Lebensweise der Eingeborenen zum Theil total umändert, ist schuld an diesem Untergehen, eine Erscheinung, die sich überall in der Südsee wiederholt, aber nirgends so schroff hervortritt als auf dem christlichen Kuschai.

Handel. Die hohen Erwartungen, welche Duperrey an diese Insel knüpfte, als einen Halteplatz für Schiffe auf der Fahrt von Australien nach China, sind nicht erfüllt worden. In den Zwanzigerjahren verkehrten hier bereits einzelne Walfischfahrer; später wurde die Insel eine häufig besuchte Station, und in den Fünfziger- und Sechzigerjahren lagen in Lällahafen oft 15—20 Walschiffe auf einmal. Einzelne weisse Händler hatten sich niedergelassen und versorgten diese Schiffe mit Schweinen, Hühnern, Taro und anderem Proviant. Diese Zeiten sind aber längst vorüber, und zu meiner Zeit konnte kaum eine kleine Handelsstation zum Ankauf des einzigen Productes, Copra, bestehen, da die Cocospalme nur spärlich vorkommt. Kleine Schiffe sprachen gelegentlich vor, um Kawa einzuhandeln. Bei der bergigen Urwaldsbeschaffenheit ist an Plantagenwirthschaft wohl schwerlich zu denken, und man wird Spanien kaum Vorwürfe machen können, wenn es aus Kuschai nichts zu machen vermag.

Mission. Kuschai ist die älteste Station in Mikronesien und wurde 1852 durch Rev. Snow begründet, den Capitän Holdsworth mit dem Schiffe »Caroline« von Honolulu herüberführte. Die Mission fand hier bereits einen »König George« vor, der wie viele seiner Unterthanen etwas englisch verstand und sprach, wodurch das Bekehrungswerk sehr erleichtert wurde. Der König selbst liess sich taufen, starb aber bald (1854), und so ging es anfangs nur langsam vorwärts. Nach 10 Jahren zählte die Kirche erst 33 Mitglieder, 1866 bereits 180, und 1880 waren fast sämtliche Eingeborene Christen, aber auf dem Aussterbeetat. Freilich hatte man (1879) die »training school« von Ebon nach Kuschai verlegt, aber die 36 Marshallaner werden das Erlöschen der Kuschai-er wohl nicht aufhalten können. Uebrigens gab es 1880 auch noch Ungetaufte, und selbst Christen pflegten heimlich dem Laster des Rauchens zu fröhnen.

I. Eingeborene.

Aeusseres. Lesson's durchaus irrthümliche Annahme, als seien die Kuschai-er eine Mischlingsrace malayischen und mongolischen Blutes, ist zwar bereits durch Lütke und v. Kittlitz widerlegt worden, hat sich aber bis heute noch in der Wissenschaft erhalten, und diese gänzlich haltlose Hypothese ist sogar auf alle Carolinier übertragen worden. Ich möchte daher auch an dieser Stelle wiederholen, dass die Bewohner Kuschais sich von anderen Eingeborenen West-Oceaniens durchaus nicht im Geringsten unterscheiden. Auf Kuschai selbst hatte ich die beste Gelegenheit zu Vergleichen, denn ausser etlichen 30 Marshallanern lebten 40 Eingeborene von Banaba (Ocean Isl.) hier.

Wie ich auf die letzteren nur durch den besonderen Blätterschmuck in den Ohren als Fremde aufmerksam wurde, so fielen mir einige mit Ringwurm behaftete Marshallaner nur deshalb auf. Im Uebrigen würde ich diese Leute nicht von Kuschaiern unterschieden haben. Bezüglich letzterer muss ich auch hier auf meine: »Anthropolog. Ergebnisse« (S. 17) verweisen, wie auf vier von mir abgenommene Gesichtsmasken, welche den Typus der Kuschaier jedenfalls am besten wiedergeben, was von den im Atlas der »Senjavin-Reise« (Pl. 17) abgebildeten eben nicht gesagt werden kann. Namentlich ist der Bartwuchs viel besser entwickelt, wie es nach diesen Bildern scheint, übrigens, wie überall, individuell sehr verschieden.

Hautkrankheiten waren im Ganzen selten; ich beobachtete spärlich *Ichthyosis*; aber Kittlitz erwähnt auch *Lepa* (»Ruff«).

Sprache. Dieselbe klingt, wie schon Lütke und Kittlitz bemerken, sehr verschieden von allen anderen mikronesischen, und manche Wörter erinnern, durch Aufhäufung von Consonanten, in der Aussprache an slavische. Auffallend war mir, dass die Eingeborenen den Buchstaben *r* aussprechen konnten. Englisch, schon durch Whaler eingeführt, war zu meiner Zeit übrigens sehr verbreitet. Lütke gibt ein kurzes Vocabular von circa 200 Wörtern der Kuschaisprache (II, S. 355—371), die zum Theil aber wenig mit den von mir aufgezeichneten übereinstimmen.

Herkunft. »Einige Weisse meinen, dass wir von China herkamen; Andere von ‚Tschensi‘ (= Ascension, Ponapé),« war Alles was mir der Vicekönig darüber sagen konnte. Zu Kittlitz' Zeit standen die Eingeborenen ohne jeden Verkehr mit der Aussenwelt und kannten nur ihre Insel.

Charakter und Moral. So liebenswürdig und freundlich, als wie Kittlitz die Eingeborenen schildert, fand auch ich dieselben, die in der That die angenehmsten und gastfreiesten, aber nicht intelligentesten Südsee-Insulaner waren, welche ich kennen lernte. Wie damals boten sie Cocosnüsse, Zuckerrohr und andere Kleinigkeiten als Geschenk, ohne Bezahlung zu beanspruchen, wenn sie auch im Uebrigen bereits Handel und durch die Mission sogar Geldeswerth in blanken Dollars kannten, welche auch die Königin gern nahm. Und doch ist ihnen zuweilen von Weissen, wie sie in der ersten Zeit diese Inseln heimsuchten, übel mitgespielt worden. Ein alter Mann, der sich noch an »Litschke« (Lütke) erinnerte, wusste davon zu erzählen. Es kam vor, dass man einen Eingeborenen ein Messer an der Klinge festhalten liess und ihm die letztere durch die Hand zog u. s. w. Trotz solcher Brutalitäten haben die Eingeborenen doch nie Schiffe anzugreifen versucht, wie dies sonst überall geschah, wenn sie auch (1857) gezwungen waren, sich einiger weisser Eindringlinge zu erwehren, welche sich zu Herren der Insel machen wollten.

Diebstahl wurde, wie überall auf diesem Erdenrunde, auch auf Kuschai verübt, und Lütke liess deshalb einen Eingeborenen, der ein Beil entwendet hatte, prügeln. Wie mein brauner Gewährsmann versicherte, war dies die Ursache, weshalb kein Eingeborener mehr das Schiff betreten mochte, ein Betragen, das Kittlitz mit der »unbewussten Entweiheung eines heiligen Ortes« zu deuten sucht. (Denkwürd., II, p. 67.)

In den glänzenden Zeiten der Walfischfahrer werden die Schönen Kuschais gegenüber Weissen wohl ebensowenig spröde gewesen sein als überall in Mikronesien. Zu meiner Zeit hatte das aufgehört, denn es gab ja keine fremden Matrosen, aber auch fast keine Mädchen mehr. Dennoch wurde mir eines der letzteren nebst eigenem Kinde gezeigt; die Mission konnte eben auch nicht Alles überwachen!

Trotz des eminent friedfertigen Charakters der Kuschaier sind früher doch Streitigkeiten mit gewaffneter Hand zum Austrage gekommen, und wie überall ist auch das

idyllische Leben dieser Menschen durch Krieg unterbrochen worden. Wie mir erzählt wurde, soll der letzte vor damals circa 50 Jahren stattgefunden haben. Die Festlandsbewohner wurden von den Lällanern in befestigter Stellung angegriffen und total geschlagen.

Reinlichkeit hatte mit der theilweisen Einführung von Seife und Kämmen wohl Fortschritte gemacht; wenigstens habe ich niemals Läuse essen sehen, wie dies noch Lütke als etwas sehr Gewöhnliches erwähnt.

II. Sitten und Gebräuche.

(Sociales und geistiges Leben.)

Bei der fast vollständigen Umwälzung, die zu meiner Zeit bereits stattgefunden hatte, liess sich darüber wenig mehr erfahren, zumal in so kurzer Zeit. Fast alle Eingeborenen waren Kirchenbesucher, viele konnten lesen und schreiben, wenn auch zum Theil nur ihren Namen, wie z. B. der König, der übrigens recht geläufig englisch sprach. So blieben nur die wenigen alten Leute, die von der vorchristlichen Zeit zu erzählen wussten, aber sie waren schwer dazu zu bewegen, aus Furcht vor der Mission. Diese hatte sie von der Schlechtigkeit ihres früheren Lebens so überzeugt, dass die Eingeborenen auf dasselbe wie auf eine Reihe fortlaufender Sünden zurückblickten; freilich wurde ja schon Tabakrauchen in diese Kategorie gerechnet. »Kanaka, früher sehr schlecht; jetzt sehr gut,« sagte Känker, der »Vice-König« und charakterisirte damit die naive Auffassung dieses Völkchens, das jetzt zwar Wörter wie »Amerika«, »Million« u. s. w. besass, dieselben aber nicht begreifen konnte. Wie erwähnt, sind die Kuschaier geistig nicht sehr veranlagt, und auch dies verhinderte, über Vieles genauere Auskunft zu erlangen.

1. Sociale Zustände.

Stammeintheilung hatte sich kaum mehr erhalten, wurde aber früher äusserst streng beobachtet. Lesson und Kittlitz fanden nur drei Stämme (Tohn, Pennemé und Lirsinge) heraus. Aber nach Snow gab es vier »Se-uf« (Stämme): Penemé (= wahr), To-u (Eigenname einer Art Aal, der gewisse Verehrung genoss), Lisunge (= Abtheilung) und Ness (= Nahrung), die vielleicht in ähnlicher Weise wie auf den Marshalls zugleich verschiedene

Stände bezeichnet haben mögen. Die strenge Scheidung der letzteren in Häuptlinge und Untergebene hatte ich noch hinreichend Gelegenheit zu beobachten, zugleich, dass auch unter den Häuptlingen gewisse Rangstufen bestehen; das Wort »Iros« (= Häuptling) hörte ich aber nicht. Wie auf Ponapé wird die Würde durch den Titel bezeichnet, der, wie bei uns, eine männliche und weibliche Form hat. So heisst der Oberhäuptling oder sogenannte König »Tokoscha« (»Tokoja«: Lütke, oder wie er sich selbst schrieb »Tokosa«), seine Frau »Koscha«; der nächstfolgende grösste Häuptling »Känker« (oder »Kenka«), deren frühere Namen mit Erlangung der Würde erloschen waren und nicht mehr ausgesprochen werden durften. Namentausch war daher unter Eingeborenen nicht Sitte, wenn dies auch mit Lütke und anderen Fremden damaliger Zeit unbewusst geschah. Die Eingeborenen wollten nur den Namen, respective Titel des Fremden erfahren, nannten den ihrigen und so entstand ein Namentausch, der eigentlich gar nicht beabsichtigt war. So nannte Känker, dem ich viel von unserem Kaiser erzählen und das Wort »Emperor« unzählige Male wiederholen musste, mich schliesslich bei diesem Namen.

Die Würde des »Tokoscha« ist übrigens nicht erblich, sondern kann auf den Sohn eines früheren Tokoscha, oder einen Bruder, ja eine Schwester übergehen. Mit dem Titel fällt auch alles Land und sonstiges Besitzthum an den Nachfolger, wie die Witwe ihren Titel verliert, der übrigens nur der ersten Frau zukam. Wie es scheint, wird der Tokoscha nicht bloß von den Häuptlingen gewählt, sondern der Wille der Gesamtbevölkerung oder des Stammes hat dabei Einfluss. Dass der Tokoscha in wichtigen Angelegenheiten nicht allein zu entscheiden hatte, sondern erst mit den übrigen Häuptlingen Rath halten musste, davon war ich selbst Zeuge. Diese Rathversammlung bestand damals aus sechs Häuptlingen. Im Uebrigen schien der Tokoscha absoluter Herrscher und wurde vom Volke mit einem Grade von Unterwürfigkeit behandelt, die mir überhaupt nirgends begegnete. In Gegenwart des hohen Paares durfte nur leise gesprochen werden, die Leute nahten in demüthiger Haltung und krochen fast auf den Knien die Stufen zu der Veranda hinauf, wo sie ihre Körbe mit Lebensmitteln und anderem Tribut niedersetzten. Mit Ausnahme der Häuptlinge und ihrer Sippe muss auch Alles für den Tokoscha arbeiten, der das Land nur zu Lehen gibt, wofür aber Abgaben in Naturalien erlegt werden. Wie auf den Marshalls folgen die Kinder der Mutter im Range, und an dieser Sitte wurde noch damals mit äusserster Strenge festgehalten. Känkers ältester Sohn, ein Knabe von circa 14 Jahren, stand höher als sein Vater, weil seine Mutter eine Tochter des verstorbenen Königs George war, und eine jüngere Schwester aus dieser Ehe hatte einen noch höheren Rang als ihr Bruder. Nach Snow wurden solche hohe Häuptlingssprossen schon vom Säuglingsalter an und selbst von der eigenen Mutter mit derselben Ehrfurcht behandelt, als wären es bereits tituläre Würdenträger. Das Haupt eines solchen Kindes durfte nie berührt werden; Wärterinnen trugen das Kind Tag und Nacht auf den Armen, das erst auf einer Matte schlafen durfte, wenn es kriechen konnte.

Hieraus ergibt sich die hervorragende Stellung der Frauen, wenigstens der höheren Stände; aber auch die übrigen Frauen werden gut behandelt. Kittlitz beobachtete, dass die letzteren sich stets gesondert von den Männern hielten, aber dies ist ein unter allen Eingeborenen weit verbreiteter Brauch.

Die Ehe ist jetzt allgemein christlich; früher herrschte Polygamie, aber wohl nur bei Häuptlingen.

2. Vergnügungen.

Mit Spiel und Tanz war es vorbei; die Eingeborenen sangen Hymnen und kannten ihre früheren Lieder kaum mehr. Nach vielem Zureden trug uns ein alter Mann einen Gesang (»Onon«) vor. Er hielt dabei die Hand vor den Mund und sang eine näselsnde Weise, in welcher das Wort »Oio« sehr häufig vorkam. Aber übersetzen mochte uns Niemand den Text, die Worte seien »zu schlecht«, meinte man; waren es doch »heidnische«. Diese Gesänge im Verein mit sogenannten Tänzen (»Schalschal«) bildeten früher, wie meist überall, die Hauptvergnügungen beider Geschlechter, aber getrennt. Dabei werden in gleichmässigem Tempo die Arme und der Körper bewegt, mit den Beinen getrampelt und dazu gesungen, wobei die zuschauenden Frauen in den Refrain »Oio« mit einfallen. Taktschlägel oder Tanzstöcke, nach denen ich mich besonders erkundigte, kennt man ebensowenig als irgend ein Musikinstrument. Von letzteren erhielt ich noch die weitverbreitete Muscheltrompete (»Oguk«) aus *Tritonium*, die aber auch hier nur zum Signalblasen diente und sicher kein »heiliges« Instrument war, wie Lütke vermuthete. Der Letztere beschreibt übrigens einen Tanz der alten Kusaier

(I, S. 383) sehr übereinstimmend mit der obigen Skizze und erwähnt als einzigen Tanzschmuck nur der Muschelarmringe aus *Conus* (Taf. VI [23], Fig. 1). Schon damals waren die Kuschen wenig fröhliche Menschen; Spiele schienen sie gar nicht zu kennen.

3. Bestattung und Geisterglauben.

Darüber war wenig mehr zu erfahren. Die Todten wurden früher in Matten eingehüllt begraben, und es fanden besondere Feierlichkeiten statt. Schon beim Lager des Sterbenden und um das Haus desselben sammelten sich Anverwandte und Stammesgenossen. Beim Ableben eines Grossen wurde ein viertägiges Fest abgehalten, wobei die erwähnten Tanz- und Gesangsaufführungen stattfanden, in denen man das Lob des Verstorbenen besang. An diesen Klageliedern theilnahmen auch die Frauen, und Alles stimmte in den Refrain (»Oio«) ein. Essereien waren mit diesen Todtenfesten ebenfalls verbunden und wahrscheinlich nicht Nebensache. Gräber habe ich ebenso wenig als v. Kittlitz gesehen, der deshalb irrthümlich annimmt, dass man Todte in Sümpfe versenke. Aber Lütke gedenkt eines frischen Grabes, das an der Seite des Hauses eines unlängst Verstorbenen gegraben und mit zwei der Länge nach darüber gelegten Bananenstämmen gekennzeichnet war. Die grossen Mauern auf Lälla sollen zum Theil auch die Gräber grosser Häuptlinge bergen.

Geister- und Aberglauben herrscht wahrscheinlich noch heute, aber auch darüber liess sich wenig und nur Unsicheres erfahren. Hiezu möchte ich die »steinernen Götzenbilder« rechnen, von denen man uns erzählte, die es aber sicher nie gegeben hat, ausser vielleicht gewissen Steinen, die man, ähnlich wie auf den Marshall-Inseln, im Sinne eines rohen Fetischismus verehrte, denn Religion haben auch die Kuschen nie besessen. Was Känker von der Insel »Millemöt«, dem Orte, wo die guten Menschen hinkommen, und »Millönut« für die Bösen erzählte, klang bereits sehr christlich angehaucht, um weitere Beachtung zu verdienen. Im Uebrigen wurde von bösen Geistern berichtet, die zuweilen sogar Diebe mit unsichtbaren »Geisterspeeren«, aber bei Nacht, tödteten. Sicher ist, dass die Kuschen einen grossen Aal (»To-u«, zugleich Bezeichnung eines Stammes) noch heute unberührt lassen, der früher als verkörperter Vertreter der Seele von Vorfahren verehrt wurde. Fand man zufällig einen solchen »heiligen« Aal todt, so begrub man denselben, sorgfältig in Matten eingehüllt, mit gleichen Ceremonien und Ehren, als handle es sich um einen grossen Häuptling. Die Kuschen liessen uns übrigens ruhig »heilige« Aale fangen und äusserten darüber ebensowenig Missfallen als damals, da Kittlitz, noch in heidnischer Zeit, einen solchen schoss. Verehrung gewisser Fische war übrigens weit über die Südsee verbreitet. So galt den alten Hawaiianern eine grosse Art Haifisch heilig, und Anklänge daran hatten sich noch zu meiner Zeit erhalten. Als Consul Pflüger das hochinteressante Steinbild nach Europa verladen liess, zu dessen Erwerbung ich dem Berliner Museum mit behilflich war, erhob sich ein grosser Jammer bei den christlichen Eingeborenen, die in diesem Bilde noch immer den grossen Gott der Fische ihrer Vorfahren in Andenken behalten hatten. Interessant ist, dass Aale auch auf der Hervey-Gruppe und Tockelau (Fakafo) verehrt wurden, natürlich andere Arten als die von Kuschai. Gill, der den »sacred sea-eel« des Süd-Pacific abbildet (»Life in the Southern Isles«, S. 279), möchte »diese Art Götzendienst mit der Erinnerung an die Schlange der Arche, welche Eva verführte (!?)« in Beziehung bringen und zieht daraus den Schluss, dass deshalb in so manchen Gebieten der Südsee namentlich Frauen Aale nicht essen dürfen. Dieser Abscheu vor Aalen ist aber keineswegs allgemein verbreitet und zum Theil auf das widerliche Aussehen

gewisser Arten zurückzuführen, denn aus diesem Grunde mochte auch Niemand bei uns an Bord die heiligen Aale Kuschais essen.

Ueber Priester und Wahrsager konnte ich nichts erfahren. Der hohe Herr, bei dessen Eintreten Alles schweigend zusammenrückte, um Platz zu machen, und in welchem v. Kittlitz unter dem Namen Iros »Togrsha« irgend einen geistlichen Würdenträger vermuthet (2, S. 47), war eben der »Tokoscha«, das ist der oberste Häuptling. v. Kittlitz gedenkt eines »Heiligthumes«, das ihm unerklärlich blieb. Es war eine mässig lange Stange, »woran oben mehrere, dem Anscheine nach sehr alte Cocosflaschen befestigt waren«, und vermuthet in letzteren Reliquien, welche die ersten Kuschaier bei ihrer Einwanderung mitbrachten, und die damals wie noch heute als Wasserbehälter dienten. Vielleicht waren diese Cocosnussgefässe Symbole der Häuptlingswürde, wie dies nach Kubary ähnlich auf Pelau der Fall ist, oder sie enthielten nur Kawa oder vielleicht Palmsaft, aber auch darüber sind die Acten geschlossen. Dasselbe gilt in Betreff der sogenannten heiligen Stäbe, welche Lütke erwähnt, als »4—5 Fuss lange Ruthen, an einer Seite zugespitzt, an der anderen cannelirt«, welche in der Ecke einiger Häuser mit Kawablättern und Muscheltrompeten zusammen besonders verwahrt und bei der Bereitung von Kawa hervorgeholt wurden. v. Kittlitz beschreibt dieses »vermuthliche Heiligthum«, in welchem Lesson nur ein Fischereigeräth erblickte, als »einen Stab in Form einer Netzgabel«. Wenn die richtige Deutung schon wegen höchst mangelhafter Sprachkenntniss unmöglich war, so hinderte das Lütke leider nicht, auf dem Gebiete der Phantasie noch weiter zu schweifen und aus unverständlichen Trinksprüchen beim Kawagenuss, die sich häufig wiederholenden Worte »Sitel Nazuenziap« (Kittlitz schreibt: »Sitel na Çensap«) als den Namen des Gottes der Kuschaier herauszufinden, der seitdem in allen Büchern weiterspukt. Was Lütke (I, S. 392) von diesem angeblichen Gotte und seiner Familie erzählt, bezieht sich ohne Zweifel nur auf berühmte Vorfahren, hat aber ebensowenig mit Religion zu thun, als der angeblich religiöse Cultus des Kawatrinkens.

Der scharf beobachtende Kittlitz erwähnt als charakteristisch für das damalige Kuschai eine Schnur, die vor dem Eingange des Dorfes über die Wasserstrasse gespannt und an welcher Allerlei (Blattstreifen, Blumen etc.) als »muthmassliche Opfergaben« befestigt war. Ob diese Deutung richtig ist, liess sich nicht mehr ausmachen. Ich vermuthete, dass eine solche Schnur (abgebildet »Senjavin-Reise«, Pl. 19 unten) mit Aberglauben im Verband stand, um böse Geister abzuhalten o. dgl., wie dies in ähnlicher Weise in Melanesien geschieht.

Bei Ankunft eines Schiffes pflegte man früher Kindern einen Streif *Pandanus*- oder Cocosblatt um den Hals zu binden, zur Abwehr etwaiger schädlicher Einflüsse, durch »bösen Blick«, ein Aberglaube, der sich früher, wie anderwärts, auch auf Kuschai fand. Deshalb fürchtete man sich Anfangs vor dem Missionär Snow, weil dieser eine Brille trug. Halsbänder galten früher auch als Heilmittel, wie in vielen Gegenden der Südsee noch heute und zum Theil bei uns. Der Häuptling pflegte dem Kranken einen Blattstreifen umzubinden und sagte dabei: »Du wirst nicht sterben«, was freilich, wie Känker meinte, nicht immer eintraf. Von anderen Heilverfahren habe ich nichts in Erfahrung gebracht, möchte aber hiebei an das eigenartige »Instrument zum Aderlassen« erinnern, das von Postels (leider ohne nähere Localität von den Carolinen) abgebildet und beschrieben wird (Atlas »Senjavin-Reise«, S. 25, Pl. 29, Fig. 19). Es besteht aus einem 4—5 Zoll langen runden Stöckchen, an dessen Enden jederseits der Knochenstachel eines Fisches (aus dem Schwanz von *Acanthurus*) befestigt ist, welchen man mit einem Stöckchen in die schmerzhaften Körpertheile einschlägt. Diese Heilmethode

wird namentlich bei Gelenksgeschwulst (»Mak« genannt) angewendet. Zum Blutlassen, übrigens eine sehr beliebte Heilmethode, benutzen Eingeborene gewöhnlich scharfe Steine, noch lieber Glassplitter; ein eigenes Instrument kam mir nur auf Neu-Guinea vor (II, S. 338 [124]).

III. Bedürfnisse und Arbeiten.

(Materielles und wirthschaftliches Leben.)

1. Nahrung und Zubereitung.

a) Pflanzenkost.

Gegenüber Mangel und Spärlichkeit von Lebensmitteln auf den Atollen herrscht auf den hohen Inseln, wie Kuschai, förmlicher Ueberfluss. Es fällt daher auf, dass trotz dieser günstigen Ernährungsverhältnisse die Kuschaier nur schwächlich aussehende Menschen sind, deren äussere Erscheinung anderen Mikronesiern gegenüber, z. B. den hungerleidigen Gilbert-Insulanern, entschieden zurücksteht, wie dies auch in Bezug auf geistige Entwicklung gilt. **Pflanzenkost** bildet auch für Kuschai die fast ausschliessliche Nahrung; aber wir finden hier zuerst eine geregelte **Plantagenwirthschaft**, in ganz ähnlicher Weise als in Melanesien. Wie hier liegen die Plantagen meist von den Siedlungen entfernt, die der Lällaner z. B. auf dem Festlande. Weite Strecken Landes sind urbar gemacht, mit Steinmauern aus Basaltstücken eingefriedigt und hier zuweilen besondere kleine Hütten (»Lom« = Haus) errichtet, deren Dachfirste geradlinig verläuft. Sie dienen zur Unterkunft für Arbeiter oder Wächter, um den Glanzstaaren (»Uä«, *Calornis pacificus*) und Flughunden (»Foak«, *Pteropus ualanensis*) zu steuern, welche namentlich in Bananen und Brotfrucht viel Schaden anrichten. Wie auch anderwärts pflegt man zur Zeit der Fruchtreife die Bananenbündel mit Netzen einzuhüllen, um sie gegen die Nachstellungen der genannten Thiere zu schützen.

Brotfrucht (»Mose«) bildet die hauptsächliche Nahrung der Kuschaier. Es werden zwei fast kernlose Arten oder Varietäten cultivirt, die vorzüglich gedeihen und deren Früchte die des Jackfruchtbaumes in Ost-Mikronesien bei Weitem übertreffen. Brotfrucht kann nicht roh gegessen werden. Man zerschlägt die reife Frucht mit einem hölzernen Geräth (Fig. 28) in zwei Hälften und lässt sie, in Blätter eingehüllt, ungefähr eine Viertelstunde in der Gluth heisser Asche backen. Solche warme Brotfrucht riecht wie Schwarzbrot, das eben aus dem Ofen kommt, und erinnert auch im Geschmack daran. »Uro« ist eine Dauerwaare aus Brotfrucht, welche ganz so bereitet wird, als »Piru« der Marshall-Inseln (S. 143 [399]). Sie ersetzt die frische Brotfrucht und wird in Gruben verwahrt, die mit Steinen ausgemauert sind. Zum Abnehmen von Brotfrüchten bedient man sich eines langen Stockes mit einem Haken, wie dies Pl. 33 der »Senjavin-Reise« zeigt. Nächst Brotfrucht ist:

Taro (»Katak«) das wichtigste Nahrungsmittel, wovon (nach v. Kittlitz) drei Arten, dieselben als wie in den Marshalls (S. 143 [399]), aber von weit besserer Qualität, cultivirt werden. Die sehr nahrhaften und wohlschmeckenden, oft sehr grossen Knollen werden in heisser Asche geröstet oder gewässert und gestampft zu einem säuerlichen Teig verarbeitet, der ganz dem »Poi« der Hawaier entspricht und sich lange hält. Bereitung von Arrowroot scheint man nicht zu kennen. Bananen (in mehreren Arten, darunter eine, die nur der Faser wegen angebaut wird) und Zuckerrohr bilden die weiteren Erzeugnisse des Plantagenbaues, die meist zusammen unter Brotfruchtbäumen cultivirt werden. Ob man auch Yams (*Dioscorea*) anbaut, ist mir nicht erinnerlich.

Zuckerrohr wächst übrigens auch wild, und daraus hat sich (wie allenthalben in Melanesien) wahrscheinlich nach und nach durch Cultur die essbare Art entwickelt. Zuckerrohr dient übrigens nicht als eigentliche Speise, sondern wird von den Eingeborenen nur roh ausgekaut, wie dies mit den holzgifaserigen Kernen von *Pandanus*, der zahlreich wild wächst, geschieht, aus denen man aber keine Conserve bereitet.

Cocosnüsse (»Nio« oder »Niu«) sind im Haushalt Kuschais minder von Bedeutung, als dies sonst der Fall ist. Wie schon v. Kittlitz sehr richtig bemerkt, kommt die Cocospalme im Ganzen spärlich und nur cultivirt vor und fehlte jedenfalls ehemals der Insel ganz. In der That verdienen, wie bereits erwähnt (S. 4 [272]), die Beziehungen zwischen diesem Edelbaum und dem Menschen, sowie zu der Ausbreitung des letzteren, volle Beachtung. Ich selbst habe die Cocospalme nirgends wild angetroffen, sondern immer nur mit Menschen zusammen, also cultivirt. Fehlten die letzteren zufällig einmal, so hätten doch früher sicher welche unter den verlassenen Palmen gelebt. Auf den meisten unbewohnten Inseln der Südsee fehlt auch die Cocospalme, und nur selten (wie z. B. auf Timoë im Paumotu-Archipel) findet das Gegentheil statt. Das Ersteigen der Cocospalme geschieht übrigens, um dies noch zu erwähnen, ganz in der Weise wie z. B. in Neu-Britannien und vielerwärts, indem die Füße unten mit einer Liane zusammengebunden werden.

Die Früchte einer wildwachsenden Orangenart, die unserem Geschmacke aber nicht behagen, waren schon zu Kittlitz' Zeiten bei den Eingeborenen sehr beliebt. Seitdem sind durch Weisse weitere Culturgewächse eingeführt worden, und zwar der Melonenbaum (*Carica papaya*), die Ananas und Feige, welche trefflich gedeihen.

Nach Lütke lebten geringere Leute vorherrschend von einer schlechteren Art Banane (»Kalasche« genannt), sowie von Brotfruchtteig, während Cocosnüsse, wie die Palmen, allein den Häuptlingen gehörten und zukamen.

b) Fleischkost.

Bei der Fülle trefflicher Vegetabilien wurde die in diesen Urwäldern ohne Feuergewehre ohnehin sehr mühsame und wenig lohnende Jagd überhaupt nicht ausgeübt. Schon v. Kittlitz bemerkt, dass man die zahlreichen verwilderten Hühner gar nicht beachtete, ebensowenig als die »Mule« (*Carpophaga oceanica*), eine grosse Fruchttaube, die einen ansehnlichen Braten liefert. Aber man ass fliegende Hunde (»Foak«, *Pteropus ualanensis*), wahrscheinlich weil diese leichter zu erbeuten waren.

Hausthiere, selbst Hunde, fehlten, wenn auch die verwilderten Hühner jedenfalls einer domesticirten Rasse angehören, die mit den ersten Einwanderern eingeführt wurde. Es zeigen sich also auch hier wieder die interessanten und wichtigen Beziehungen zwischen Mensch und diesem Hausgeflügel. Hühner, fast so scheu als wilde, wurden übrigens zu meiner Zeit nur wenig und meist bei den Stationen gehalten. Häufig waren dagegen Schweine, die, zuerst durch Duperrey und Lütke eingeführt, in der Zeit der Walfischfahrer bereits einen lebhaften Handelsartikel bildeten. Sie kommen jetzt auch verwildert vor. Zu meiner Zeit hielt der eingeborene Pastor Likiat Sa auch einige Stücke Rindvieh, wovon er an Schiffe verkaufte, wie Milch und Butter bei ihm zu haben war. Die Eingeborenen verbrauchten davon freilich nichts, ebensowenig als andere importirte Nahrungsmittel, die auf den Marshalls bereits von Bedeutung waren. Aber an Schweinefleisch hatten sich die Kuschaier bereits gewöhnt, und bei Festlichkeiten durfte ein gebratenes Spanferkel oder junges Schwein nicht fehlen. Wie überall in der Südsee, wo man keine Töpfe kennt, wird ein derartiges Thier in einer Grube zwischen Lagen von heissen Steinen und Blättern gar gemacht, was übrigens einen

vortrefflichen Braten liefert; nur fehlt **Salz**, das auch den Kuschaiern unbekannt ist. Zu Lütke's Zeiten wurden noch viel Schildkröten gefangen und sicher auch gegessen, wenn sich Lütke darüber auch nicht Gewissheit verschaffen konnte.

Die **Kochkunst** steht überhaupt auf einer hohen Stufe der Entwicklung und wir haben sie zu würdigen gelernt. Das Menu eines solchen Eingeborenen-Dinner bestand in: Hühnersuppe mit Brotfruchtklößen, gebratenen Fruchttauben, Brotfrucht, einem gebratenen Spanferkel mit Taro und »Fafa«, einer sehr wohlschmeckenden Speise aus Bananen, mit geschabter und ausgepresster junger Cocosnuss als Sauce. Kittlitz erwähnt »sehr wohlschmeckender Puddings von gestampfter Brotfrucht mit Cocosmilch und Zuckersaft übergossen«. Freilich war unser Gastgeber Wa ein eingeborener Missionär, und seine Frau Hinje verstand nicht bloß in Pfannen und Töpfen zu kochen, sondern besaß bereits solche moderne Küchengeräthschaften. Im Uebrigen war dergleichen noch wenig im Gebrauch, und die Eingeborenen kochten meist wie üblich zwischen heißen Steinen. In dieser Manier wurden namentlich auch Fische (»Jäk«) zubereitet, welche noch die häufigste Fleischnahrung ausmachten. Aber kleine Fische verzehrte man noch, wie schon zu Kittlitz' Zeiten, roh.

Regelmässige Mahlzeiten werden nicht gehalten und die in Schüsseln aufgetragenen Speisen durch den Hausherrn vertheilt, wobei derselbe Rang und Alter der Gäste gebührend berücksichtigt. Nach Lütke durften damals die Frauen nicht mit den Männern gemeinschaftlich essen.

Reizmittel kennen die Kuschaier nicht mehr. Der Genuss von Palmsaft, vermuthlich auch hier durch Walfischfahrer eingeführt, wurde schon Anfangs der Fünfzigerjahre von König Georg verboten, vielleicht auch deshalb, weil man sauren Toddy bereitete.

Tabakrauchen, ebenfalls von Walfängern importirt, das bald allgemein beliebt wurde, ist in Folge der strengen Missionsgesetze fast wieder verschwunden oder wird doch nur heimlich betrieben. Dagegen hat Kawatrinken völlig aufgehört. Die Bereitung des Kawatranks (»Tscheka«) wird von Lütke (vol. I, S. 370) und Kittlitz (Denkwürd., I, S. 374, und II, S. 52) ausführlich beschrieben und geschah ganz in ähnlicher Weise, wie noch heute auf Ponapé. Die Wurzel des Tschekastrauches (*Piper methysticum*), nach Lesson auch Blätter und Stengel (wie auf Ponapé), wurde mit steinernen Stampfern (Fig. 32) auf einem grossen Steine zerstampft, respective zerrieben, der Brei mit Wasser vermischt, durchgeseiht, in einen hölzernen Trog gegossen und dann aus Cocosschalen getrunken. Die beiden Männer, welche dies besorgten, waren mit einem Gürtel aus Bananenblättern bekleidet, trugen ein Band von Cocosblatt um den Hals, das Haar nicht im Nacken, sondern auf dem Scheitel geknotet und hielten einen der vorher erwähnten Stäbe (S. 201 [457]) zwischen den Knien. Es herrschte also, wie überall, beim Kawatrinken ein gewisses Ceremoniell, welches die ersten Beobachter verleitete, eine »religiöse Bedeutung« herauszufinden. Die Worte, welche beim Kawabereiten gesprochen wurden, deutet Lütke, obwohl er sie nicht entfernt verstehen konnte, als Gebete, und so war der »Kawacultus zu Ehren des Gottes Nazenziap« fertig. Sicher hatte Kawatrinken auch auf Kuschai nichts mit Religion zu thun, sondern war ein Hochgenuss nur für Häuptlinge und deren Gäste, wobei Förmlichkeiten beobachtet und gewisse Sätze hergesagt wurden, Trinksprüchen bei uns vergleichbar, in denen man auch des »Uross Litschke« (Lütke) gedachte. Ganz ähnliche Gebräuche herrschen auf Fidschi, wo Ava unter Gesang bereitet, aber nur vom König getrunken wird (Wilkes, III, S. 115).

2. Kochgeräth

enthielt noch einiges Eigenthümliche. Mit **Feuerreiben** war es freilich vorbei, aber v. Kittlitz sah es noch und beschreibt (Denkwürd., II, S. 27) die Methode, welche mit der auf den Marshall-Inseln gebräuchlichen übereinstimmt. Dër Apparat, »Eagá« genannt, besteht aus einem circa 50 Cm. langen Klötzchen von weichem Holz, zu dem ein keilförmig zugeschnittenes Stück Hartholz als Reiber gehört. »Zwei Männer bringen damit in wenig mehr als einer Minute Feuer hervor, indem der eine den Reiber aus Hartholz mit beiden Händen und etwas nachdrücklich, aber ohne sich sichtbar anzustrengen, in der Kerbe, die sich auf dem weichen Holze durch den Druck des harten alsbald bildet, auf und nieder bewegt, während der andere das längliche Klötzchen am Boden festhält und die sich beim Reiben absondernden feinen Spähne beständig in die Kerbe zurückdrückt. Aeusserst bald fangen diese Spähne zu rauchen und zu glühen an, worauf die Flamme sogleich in bereit gehaltenen trockenen Baststreifen durch Schwenken in der Luft gewonnen wird.«

Ein eigenthümliches **Schabgeräth**, das noch damals in Gebrauch war, ist das folgende:

Ful (Nr. 49, 1 Stück), Schaber (Fig. 27) aus einer Muschel (*Cypraea mauritiana* L.), deren eines Ende abgeschlagen ist, um sie besser halten zu können, während das entgegengesetzte schief abgeschliffen ist, so dass hier eine scharfe Schneide entsteht. Lälla.

Wird zum Schaben von Cocosnuss u. s. w. benutzt, zum Reiben von Taro und Banane bedient man sich dagegen flacher Stücke Korallen, mit fein geriefter Oberseite, als **Reib-eisen**.

»Ta« heisst ein besonderes Werkzeug zum Aufschlagen der Brotfrucht (Fig. 28). Er besteht in einem circa 20 Cm. langen flachen Stück Hartholz, in der Form eines Hackmessers, mit kurzem Handgriff und ziemlicher Schärfe der Unterseite und wurde früher auch als Waffe benutzt.

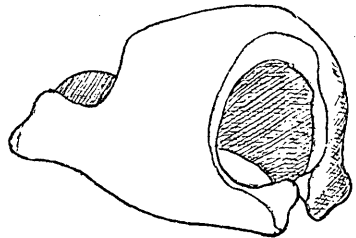
Stamper (»Tok«) aus Holz und Stein gehören mit zu den eigenthümlichen Kochgeräthen Kuschais und sind zum Theil kunstvolle Erzeugnisse des Fleisses der Eingeborenen.

Tok-sak (Nr. 52, 1 Stück), Stamper (Fig. 29) aus Hartholz (Mangrove), rund, 18 Cm. lang, die untere, etwas abgerundete Fläche 7 Cm. im Durchmesser. Lälla.

Das obige Exemplar ist minder sorgfältig gearbeitet als andere, die übrigens in der Grösse nicht unerheblich variiren und von denen fast jedes Verschiedenheit in der Form des Kopfendes zeigt. (Vgl. Fig. 30 und 31, sowie Atlas der »Senjavin-Reise«, Pl. 29, Fig. 10, und Edge-Partington, Taf. 175, Fig. 11 »Strongs-Isl.«.)

Solche hölzerne Stampfer waren damals noch ziemlich häufig, aber ich erlangte nur wenige:

Fig. 27.



Muschelschaber.

Kuschai.

 $\frac{1}{2}$ natürl. Grösse.

Fig. 28.

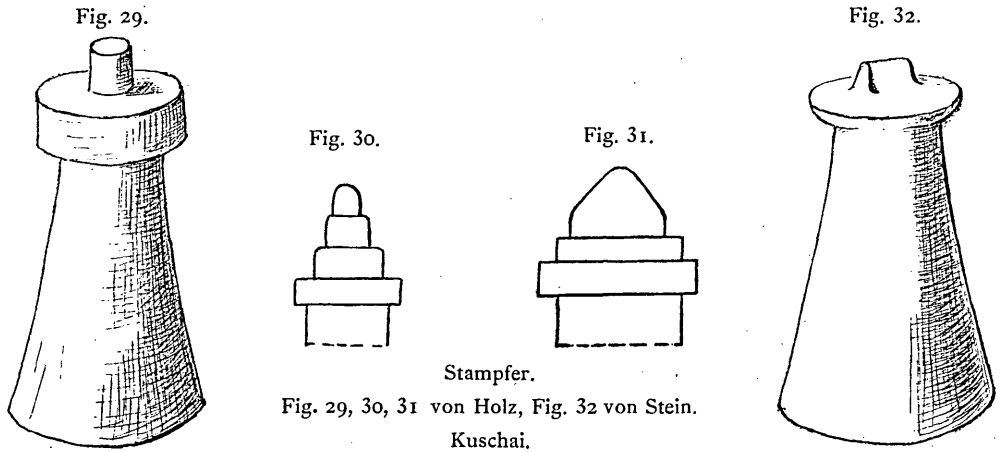


Brotfruchtschläger.

Kuschai.

Tok-jot (Nr. 53, 1 Stück), Stampfer (Fig. 32) aus einem grobkörnigen Basalt, 17 Cm. lang, die untere etwas abgerundete Fläche 9 Cm. im Durchmesser. Lälla.

Das grösste Exemplar, welches ich erhielt, war 21 Cm. lang, Durchmesser unten 10 Cm. Diese Stampfer gehören mit zu den besten Steinarbeiten Eingeborener, aber bereits der Vergangenheit an. Ein fast gleiches Exemplar aus Stein bildet Edge-Par-tington (Taf. 175, Fig. 10) von »Strongs-Isl.« ab. Ganz abweichende Formen bieten



die steinernen Stampfer der alten Hawaiier (Wilkes, IV, S. 48, Abbild.) und Tahitier, unter denen namentlich die letzteren merkwürdig sind (Gill, »Life in the Southern Isles«, Abbild., S. 204).

Nach Postels dienten die steinernen Stampfer nur zur Bereitung von »Tscheka« (Kawa). **Kawapressen** gedenkt v. Kittlitz (Denkwürd., I, S. 374). Sie bestand nur in einem flachen Stein, »nicht unähnlich einem etwas eingesunkenen Grabsteine, der vor dem Feuerherde liegt«, und fand sich nur in Häuptlingshäusern.

3. Essgeräth.

Nach dem, was ich in dieser Richtung noch zu sehen bekam und zum Theil erhielt, müssen die Kuschai einstmals treffliche Holzarbeiter gewesen sein, eine Fertigkeit, die unter dem Einfluss der Civilisation bereits so gut als untergegangen zu betrachten ist.

Topp (Nr. 78, 1 Stück) Schüssel, kahnförmig, flach, braunroth angestrichen, 53 Cm. lang, 14 Cm. breit. Lälla. In der Form ganz mit der Abbildung (»Senjavin-Reise«, Pl. 29, Fig. 12) übereinstimmend.

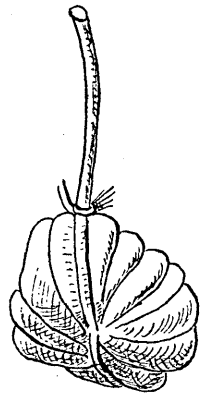
Alle Schüsseln, welche ich auf Kuschai erhielt, hatten die obige Form, bald schmaler und schlanker, bald kürzer und breiter, aber immer flach und an beiden Enden kahnförmig spitz zulaufend. Das grösste derartige Essgefäss war 70 Cm. lang, 29 Cm. breit und 10 Cm. tief. »Tapuak« heissen grössere bis grosse Tröge, ziemlich tief und an beiden Enden abgerundet, die aus dem Holze des »Ite«-Baumes gefertigt wurden und meist zur Bereitung des Brotfruchtteiges dienten. Ein solcher napfförmiger Trog hatte folgende Masse: Länge 80 Cm., Breite 32 Cm., Tiefe 29 Cm. Lütke notirt: 3 Fuss Länge und $2\frac{1}{2}$ Fuss Höhe und bemerkt, dass solche Tröge als Kawabowlen benutzt wurden, sowie leer als Sitze.

Das Material zu den meisten derartigen Gefässen ist das leichter zu bearbeitende Holz des Brotfruchtbaumes und charakteristisch für die Holzarbeiten Kuschais der Anstrich mit einer braunrothen Farbe, die übrigens auch auf Ponapé angewendet wird, aber nicht auf den Gilberts und Marshalls.

Als **Teller** benutzt man gewöhnlich schnell geflochtene längliche Matten aus Cocospalmbblatt. **Löffel** sind mir nicht vorgekommen.

Als **Wassergefässe** nimmt man leere Cocosnüsse (»Allae«) und besitzt ausserdem noch einen anderen ebenso einfach als ingeniös ersonnenen Wasserbehälter aus Taroblatt (Fig. 33). Die Enden eines grossen Taroblattes werden am Stiele zusammengebunden und bilden so eine Art Beutel, in welchem sich Wasser sehr gut hält. Auf Canufahrten nimmt man solche Beutel mit Wasser mit, wie dies meine eingeborenen Begleiter bei Jagdausflügen zu thun pflegten. Meist werden zwei solche Wasserbeutel mit den Stielen zusammengebunden über der Schulter getragen.

Fig. 33.



Taroblatt
als Wasserbehälter.
Kuschai.

4. Fischerei und Geräth.

Bei der Fülle trefflicher Culturgewächse sind die Kuschai nicht in dem Masse auf Meeresproducte angewiesen, als die Bewohner der Atolle, betrieben aber selbstverständlich von jeher Fischerei, um die einzige ihnen zugängliche Fleischnahrung zu erlangen. Diese Fischerei blieb aber immer auf die verhältnissmässig sehr schmale Lagune des Barrierriffes, sowie auf das letztere selbst beschränkt, da sich die Kuschai mit ihren kleinen Canus, ohne Segel, nur in seltenen Fällen auf das Meer hinauswagen. Lütke bemerkt ausdrücklich, dass nicht im offenen Meere gefischt wurde.

Obwohl die Civilisation auch bezüglich der Fischerei Manches bereits verwischt hatte, gelang es mir doch noch, die hauptsächlichsten Geräthschaften zu erlangen, die immerhin einen Einblick auch auf die Fischereimethoden der früheren Zeit gewähren.

Netzfischerei wurde noch damals betrieben, denn ich erhielt noch ein ziemlich grosses Netz (6 M. lang und circa 2 M. hoch), »Na-äk«. Dasselbe ist ziemlich weitmaschig (30 zu 50 Mm.) gestrickt, und zwar nicht aus eigentlichen Bindfaden, sondern schmalen Bastfasern (wahrscheinlich von *Hibiscus*, »Lo« oder Seegras?); die Schwimmer sind (wie bei den Netzen der Gilbert-Insulaner) Abschnitte von hohlen Zweigstücken von *Pandanus*, die Senker *Arca*-Muscheln.

Solche Netze erreichen zuweilen eine Länge von 13 M. und werden hauptsächlich benutzt, um die Schaaren periodischer Wanderfische in ähnlicher Weise einzuschliessen wie auf den Marshall-Inseln (S. 148 [404]), eine Methode, der schon v. Kittlitz gedenkt.¹⁾

Früher bediente man sich einer besonderen Art bauchiger Netze (circa 1 M. lang) zum Nachtfange beim Scheine der Fackeln aus dürren Cocosblättern. Diese Netze waren an einer circa 4 M. langen, sehr sauber gearbeiteten Stange befestigt, die vom

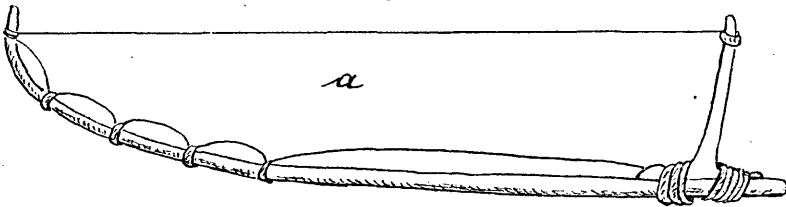
¹⁾ »Diese (die Männer) führen dann gewöhnlich in einer oder zwei Piroguen ein langes Netz bei sich, welches sie an Stangen senkrecht in Form eines Geheges aufstellen und allmählig immer mehr zusammenziehen; endlich werden die darin eingeschlossenen Fische theils gefangen, theils mit Speeren erstochen. Man wendet das hauptsächlich gegen die grösseren, heerdenweise lebenden Arten an, von denen man annehmen muss, dass sie die Lagune nur zur Laichzeit besuchen.« (Denkwürd., II, S. 19.)

Canu aus übers Wasser gehalten wurde. Ich erhielt nur noch eine solche Stange aus dem sehr harten Holze des »Oi«-Baumes, ein Stück, das die Eingeborenen als sehr werthvoll betrachteten, da die Herstellung eine Woche Arbeit kosten soll. Diese Fangmethode, bei welcher die nach dem Lichtschein springenden Fische in das Netz gerathen, soll, wie man mir sagte, früher blos auf fliegende Fische angewendet worden sein; allein wohl nur bei sehr ruhigem Wetter, da sich die Insulaner in ihren unzureichenden, segellosen Fahrzeugen nur dann bei Nacht aufs Meer hinauswagen durften.

Hakenfischerei. Eiserne Fischhaken hatten die selbstgefertigten aus Perlmutter längst verdrängt. Ich erlangte von letzteren nur noch ein paar Schäfte (Stiele), die ganz mit solchen von den Marshall-Inseln (S. 146 [402], Nr. 149) übereinstimmen. (Vgl. auch Edge-Partington, Taf. 177, Fig. 9; hier der Fanghaken ebenfalls von Perlmutter und mit Widerhaken an der Innenseite der Spitze.)

Riffischerei zur Ebbezeit wird hauptsächlich von den Frauen betrieben, die sich dabei kleinerer und grösserer Hamen bedienen. Dieselben sind rund, mit kurzem Stiel, oder grösser und an einem langen Stiele. Eine besondere Art, nur von Männern gebraucht, die bereits Lütke erwähnt und ganz gleich auf Ponapé und Ruk vorkommt, ist die folgende:

Fig. 34.



Fischhamen.

Kuschai.

Fischhamen (Nr. 163, 1 Stück, Textfig. 34), bestehend aus einem 1.50—2.25 M. langen Stecken, an dessen Basis ein circa 37 Cm. langes Astende rechtwinkelig angebunden ist. Die Enden der beiden Schenkel sind durch einen Strick verbunden, der, ziemlich straff angezogen, den Endtheil des langen Steckens in die Höhe biegt. Es wird dadurch ein langer, aber schmaler Rahmen (a) gebildet, der mit ziemlich weitmaschigem (40 zu 50 Mm.) Netzwerk etwas bauchig überspannt ist. Das Material zum Netz ist dasselbe als bei den grossen Fischnetzen. Lälla.

Eine ähnliche Form, aber viel grösserer Hamen wird auf den Salomons gebraucht (vgl. Guppy: »Solomons«, S. 155 mit Abbild.).

Reusen lernte ich nicht kennen; doch mögen solche vielleicht gebraucht worden sein, wie früher auch Fischwehre, welche bei Ebbe die Fische zurückhalten und schon von Lütke erwähnt werden. Auf der englischen Admiralitätskarte (Nr. 977) sind solche Fischwehre an der Mündung des Lualflusses eingetragen und zeigen, wie gross derartige Anlagen damals waren.

Fischspeere, die von Lütke und Kittlitz nur erwähnt, aber nicht beschrieben werden, erhielt ich nicht mehr.

5. Waffen.

Die Waffen waren die üblichen: Wurfspeere und Schleuder; aber schon v. Kittlitz bekam davon nichts mehr zu sehen. Das kurze schwertartige Instrument zum Auf-

schlagen der Brotfrucht (S. [461], Fig. 28) soll als Handwaffe benutzt worden sein. Wahrscheinlich als solche auch »ein besonderes Instrument aus drei Fischzähnen (soll heißen Rochenstacheln), die in einem Griff stecken«, welches Lütke (I, S. 381) unter Fischereigeräth unter dem Namen »Olonie« erwähnt, sowie im Atlas (Pl. 29, Fig. 4) abbildet und das wir bei Ruk näher kennen lernen werden. Die »lange Lanze zum Töden von Fischen« (»Mocha« genannt) diene vermuthlich auch als Kriegswaffe; ich erhielt aber von alldem nichts mehr.

6. Wohnstätten.

Siedelungen in Form zusammenhängender Dörfer gibt es auf Kuschai nicht. Aber v. Kittlitz sah auf der Nordwestseite der Insel ein Dorf mit sehr nahe beieinander erbauten Häusern, die sich durch sehr nachlässige Bauart auszeichneten; »es waren fast lauter elende Hütten«.

Häuser. Unter den verschiedenen Typen mikronesischer Baustyle ist der von Kuschai wohl mit der eigenthümlichste, ausgezeichnet durch originelle Form, wie solide Bauart. Besonders charakteristisch für das Haus Kuschais sind dessen schmale, in eine hohe Spitze auslaufende Giebel und die sattelförmig eingebogene Firstenlinie des Daches. Ich fand diese Eigenthümlichkeit sonst nur auf den d'Entrecasteaux-Inseln (Normanby), aber die Häuser hier sind Pfahlbauten und auch sonst verschieden (vgl. Finsch: »Samoa-fahrten«, Abbild. S. 217 und 250, Bentley-Bai). Das kuschaische Haus (»Lom«) ruht auf einem soliden Fundament aus Basaltplatten (»Utiap«), zuweilen behauenen Korallsteinen (»Utien«), das Dach (»Haus«) auf behauenen Pfosten von 6—7 Fuss Höhe. Die Zwischenräume der letzteren, also die Wände des Hauses, bestehen aus Rahmen von zusammengebundenen Rohrstäben, die sich fachweise, gleich Fenstern und Thüren herausnehmen lassen. Eine niedrige Oeffnung an der Vorderseite des Hauses dient als Thür, in die man nur gebückt eintreten kann; sie wird vorkommenden Falls mit einem Rahmen aus Rohrstäben verschlossen. Die Construction des 20—25 Fuss hohen, schief nach innen neigenden, am unteren Theile mit einem schrägen Vordache versehenen Giebels ist eine sehr kunstvolle. Die Querhölzer des Giebels wie die Hauspfosten sind roth, zum Theile weiss und schwarz angestrichen. Die rothe Farbe (»Lab«, Nr. 623 der Sammlung) ist derselbe erdige, anscheinend mineralische Stoff, wie er auch anderwärts (z. B. auf Neu-Guinea) gebraucht wird und findet in Kuschai eine sehr häufige Anwendung. Wie stets sind alle Theile mittelst Cocosfaserschnur zusammengebunden. Das Braun dieser Schnüre hebt sich vom Anstrich der Balken sehr effectvoll ab und bildet zum Theil sehr artige Muster, die dem Ganzen ein gefälliges decoratives Ansehen verleihen. Bei manchen Häusern ist der Giebel auf weissem Grunde, mit rothen und schwarzen Zeichen, die an griechische Buchstaben erinnern, bemalt. Das sehr dichte, über den Giebel vorragende Dach besteht aus Blättern von *Pandanus* oder der Sumpfpalme (*Nipa*) und ist längs der Firste mit Mattengeflecht bedeckt. Die Länge eines grossen Hauses beträgt 40—50, die Breite 20—25 Fuss, das Ganze ist also mit dem hohen Giebel ein sehr stattliches Gebäude, wie solche die »Senjavin-Reise« (Pl. 18 und 19) und Kittlitz (Denkwürd., I, S. 372) darstellen, Edge-Partington nur in der mittleren hinteren Figur (Pl. 168). Ein in allen Einzelheiten genaues Modell, vom Tokoscha selbst angefertigt, erhielt das Berliner Museum durch mich. Die königliche Residenz war ein Gebäude von bedeutend grösseren Dimensionen und stand auf einem 8—10 Fuss hohen soliden Unterbau von behauenen Korallsteinen, der auf zwei Seiten, nach europäischem Vorbild, zu einer überdachten Veranda verbreitert war, zu der behauene Steintreppen

hinaufführten. (Vgl. Hernsheim: »Südsee-Erinnerungen«, S. 42, nach einer Photographie von mir. Das in demselben Werke S. 40 abgebildete Haus von Kuschai, der Mission gehörig, stellt den Typus des Hauses eines weissen Händlers, aber nicht eines Eingeborenen dar.)

Das Innere des Hauses wird durch Querwände in ein oder mehrere Räume getheilt, welche zum Theil als Frauengemächer dienen; die Decke besitzt häufig einen ganz durchgehenden Boden oder Söller, zu dem man auf einer rohen Leiter hinaufsteigt. Die Diele des Hauses besteht aus Rohrstäben; in der Mitte ist eine sorgfältig mit Steinen ausgesetzte viereckige Vertiefung, welche als Feuerstelle zum Kochen dient. Häufig ist neben dem Hause ein besonderes kleines Kochhaus errichtet. Auch gibt es besondere kleine Nebenhäuser, welche Frauen und Kindern zum Aufenthalt dienen, aber Männern nicht verboten sind.

Unter allen Häusern auf den Carolinen hat das von Pelau (»Blai«) noch die meiste Aehnlichkeit mit dem von Kuschai; aber der Giebel ist nicht so hoch und spitz, und die Firstenlinie läuft gerade und nicht sattelförmig eingebogen. (Vgl. die Tafeln in: Bastian, »Allerlei aus Volks- und Menschenkunde«, Bd. I, nach Photographien von Kubary.) Hervorragende Bauwerke sind namentlich die »Baj« oder grossen Versammlungs- oder Gemeindehäuser auf Pelau, welche in Baustyl und Ornamentirung des buntbemalten Giebels malayisches Gepräge tragen. (Vgl. Hernsheim: »Südsee-Erinnerungen«, Taf. 5.) Die zu der ausführlichen Beschreibung eines »Baj« im Journ. M. G. (Heft IV, S. 58) citirte Abbildung (Taf. 3, Fig. 1) stellt kein solches dar, sondern würde sich höchstens auf ein gewöhnliches Haus beziehen lassen, wenn nicht gar bloß ein aus eingeborenem Material gebautes Traderhaus als Vorlage diente.

Besondere Versammlungs- oder Gemeindehäuser gab es auf Kuschai nicht mehr, die ohnehin bei der geringen Bevölkerung und Christianisirung derselben überflüssig waren. Aber Lütke erwähnt, dass jedes Dorf ein grosses Haus (»acht Toisen im Viereck«) besass, in welchem die Männer zu essen pflegten. Ich sah solche Häuser nicht; aber in Lälla standen nahe dem Strande zwei grosse niedrige Schuppen, welche ich Anfangs für etwas Besonderes hielt. In dem einen hielten sich meist Frauen auf, die *Pandanus*-Blatt klopfen oder ähnliche Arbeiten verrichteten, in dem anderen Männer, mit Tarostampfen oder Holzarbeiten beschäftigt. Wie sich aber auf Nachfrage herausstellte, waren diese Schuppen von Weissen errichtet worden und hatten als Kohlenlager gedient. Um die Häuser sind häufig Korallplatten gelegt; auch die Umgebung ist meist sehr reinlich gehalten, die durch eigens cultivirte, dichte Büsche eines buntblättrigen Strauches von zuweilen baumartiger Höhe (nach v. Kittlitz *Dracaena terminalis*) ein freundliches und behagliches Aussehen erhält.

Charakteristisch für Kuschai sind ganz besonders die mit Basaltsteinen belegten, daher namentlich bei Regenwetter schwierig zu begehenden Fusspfade, welche von einem Hause zum andern führen, und die aus gleichem Material zusammengesetzten Mauern (»Pot«) oder Steinwälle (»Kal«). Mit solchen ist nicht allein das Areal um die Häuser, sondern sind auch Gärten und Besitzungen in sehr verschiedener Höhe umfriedigt. Diese Bauten, noch heute von den Eingeborenen gemacht, respective vergrössert, sind verkümmerte Reste jener Sitte ihrer einst gewaltigeren Vorfahren, welche uns zu den **prähistorischen Bauten**¹⁾ führt. Sie finden sich nicht auf Kuschai selbst, sondern auf dem Nordwesttheile der kleinen, kaum eine Seemeile langen Insel Lälla,

¹⁾ Ausführlich von mir beschrieben in »Hamburger Nachrichten«, Nr. 207, 31. August 1880, Abendausgabe.

welche Chabrol oder den Osthafen Kuschais an der Nordseite begrenzt. Die Osthälfte dieser (circa 8 Cables = 4800 Fuss langen und circa 1200 Fuss breiten) Insel besteht aus einem dichtbewaldeten Hügel oder Berge, die Westhälfte ist dagegen niedrig, anscheinend Korallbildung, aber mit Basalttrümmergestein bedeckt. Nach Capitän Wright, der lange auf Lälla wohnte, wäre dieser Theil der Insel künstlich aufgeschüttet, denn er fand erst in einer Tiefe von 7—8 Fuss den eigentlichen Grund des Korallriffs, wie dasselbe Lälla und ganz Kuschai umgürtet. Eine überreiche Vegetation von üppigem Moos, Kletterpflanzen, Farnen, bis zu gewaltigen Bäumen bedeckt übrigens die Mauerreste und begräbt sie theilweise förmlich, so dass es zeitraubender Arbeit bedürfen würde, um einen genauen Plan aufzunehmen. Der von Duperray (1824; vgl. die englische Admiralitätskarte Nr. 977) gibt immerhin eine Idee und zeigt ein Areal von $\frac{1}{2}$ Seemeile Länge und $\frac{1}{4}$ Seemeile Breite, mit einem Flächenraum von circa 14 Hektaren. Aber diese Fläche ist weit dichter mit Mauern bebaut, als die obige Karte zeigt; auch verlaufen dieselben nicht in so schnurgeraden Linien, sondern ausserordentlich winkelig, oft wie ein Zickzack und bilden ein Labyrinth, in dem es schwer ist, sich zurechtzufinden. Die Mauern schliessen an manchen Stellen schmale Gänge, an anderen grössere freie viereckige Plätze ein, die, mit flachen Basaltsteinen und Platten belegt, wie gepflastert aussehen. Hie und da sind mehrere Fuss breite Einschnitte freigelassen, welche als Eingänge dienten, aber überklettert werden müssen. An der Nordseite ist eine zum Theil mit gewaltigen Mauern eingefasste Wasserstrasse noch heute für Canus befahrbar. Mit diesem an 40 Fuss breiten Hauptcanal, der ins Meer führt, standen kleinere Nebencanäle, andere an der Südwestseite auch mit dem Hafen in Verbindung, durch welche früher künstliche Inseln gebildet wurden. Die Dimensionen der Mauern sind sehr verschieden, von 2—30 Fuss Höhe und bis an 40 Fuss breit, dabei gehen die niedrigen Mauern der Neuzeit mit den ähnlichen der Vorzeit so ineinander über, dass sie sich nicht unterscheiden lassen.

Die Mauern selbst sind aus lose aufeinandergelegten, meist abgerundeten Basaltstücken, zum Theil kolossalen Blöcken, deren einzelne viele Centner schwer sein mögen, errichtet, dazwischen Säulenbasalt (vgl. Hershheim: »Südsee-Erinnerungen«, Abbild. S. 46). Einzelne Mauern bestehen ganz aus letzteren, die holzstossartig in der Weise aufeinandergelegt sind, dass abwechselnd eine Reihe längs liegender Säulen auf einer querliegenden ruht. Im Ganzen gibt es aber nur wenige solcher Riesenmauerreste, unter denen ein Stück am grossen Canal, wohl 30 Fuss hoch und 40 Fuss breit, das gewaltigste und ein wahrer Cyklopenbau ist. Jedenfalls waren zu diesen Riesenbauten viele Menschen erforderlich, denn das Material musste zum Theil von der Hauptinsel herbeigeschafft werden, die gewaltigen Basaltsäulen sogar vom Nordende, wo allein die säulenförmige Formation anstehend vorkommt. Gegenüber der Handvoll Menschen, welche jetzt Lälla bewohnt, erscheinen die Riesenbauten der Vorzeit um so gewaltiger und führen unwillkürlich zum Nachdenken über den Zweck derselben und ihre einstigen Erbauer. Aber diese Mauern waren nicht immer so verlassen, als wie ich sie sah, denn Lütke und Kittlitz schildern Lälla als mit Gärten und Häusern bedeckt, Alles von mehr oder minder hohen Mauern umgeben. Diese so aufmerksamen Beobachter staunen freilich »über die Beträchtlichkeit der hier aufgethürmten Steinmassen«, aber im Sinne prähistorischer Bauten betrachteten sie dieselben nicht und konnten sie nicht betrachten. Damals war eben Alles bewohnt, in manchen der jetzt leeren Höfe standen statt Bäumen etc. Häuser, die Höfe theilten sich in kleinere und »ein solcher durch Mauern von der übrigen Welt geschiedener Hof bildete gleichsam eine Stadt im Kleinen«, wie sie namentlich Lütke in der Behausung des Uross Sipe so trefflich beschreibt (vol. I, S. 362).

Denn alle Wohnungen grosser Häuptlinge waren von Mauern umgeben. Dass die gewaltigen Bauten nicht von einer untergegangenen kräftigeren Menschenrasse, sondern von den zahlreicheren Vorfahren der heutigen Bewohner errichtet wurden, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, ebensowenig dass sie zum Schutze dienten. Lälla war jedenfalls, wie noch heute, von jeher der Hauptplatz, gleichsam die Metropole, welcher die Hauptinsel beherrschte, und hier haben unzählige Generationen im Laufe von Jahrhunderten nach und nach jene Riesenbauten aufgethürmt. Die heutigen Bewohner wissen von ihrer Vergangenheit nichts mehr; aber König Georg, der 1854 als alter Mann starb, erzählte Gulick, dass die Bauten in erster Linie Vertheidigungszwecken gegen Angriffe vom Festlande gedient hatten. Einzelne der Mauern wurden aber auch zum Andenken an grosse Häuptlinge errichtet und die allgemeine Trauer beim Tode eines solchen fand darin ihren Ausdruck, dass man die Mauern höher baute, unter denen die Grossen begraben wurden. Die Mauern sind also nur zum Theil als Grabdenkmäler oder vielmehr Erinnerungszeichen an verstorbene hohe Häuptlinge zu betrachten; eine lebhaftere Phantasie kann aber auch hier leicht »Königsgräber« heraustifteln.

Der Brauch, das Andenken oder Grab eines grossen Häuptlings durch derartige Steinmonumente zu ehren, findet sich übrigens, abgesehen von Ponapé und St. David auch auf anderen Südsee-Inseln. So beschreibt Msgr. Elloy das Grabmal des »Tui-Tonga« bei Mua auf Tonga-tabu aus »Steinen, die 6 M. lang, 3 M. hoch und 1 M. breit sind« und »die auf grossen Piroguen von Wallis-Insel (Uëa) herübergebracht wurden«, beläufig an 480 Seemeilen.

Nach König Georgs Aussagen wurden die gewaltigen Steine und Säulen auf Flüssen vom Festlande herübergeschafft und dann auf schiefen Ebenen aus Baumstämmen mittelst Hebeln aufgerollt. Bei der früheren Macht der Häuptlinge wurde damals wahrscheinlich die ganze Bevölkerung aufgeboten, die einst viel bedeutender gewesen sein mag.

Kittlitz beschreibt übrigens ganz ähnliche, aber kleinere Basaltmauern um die Häuser des Dorfes Liäl bei Coquillehafen an der Nordwestseite der Hauptinsel, wovon ich nur noch Reste sah. Auch die kleinen Riff-Inselchen Schinei und Schinas in Chabrolhafen haben Mauerreste aufzuweisen, denn die Kuschaier waren von jeher Steinbauer, und diese Eigenschaft gehört mit zu ihren ethnologischen Eigenthümlichkeiten.

7. Hausrath.

Mit der Originalität der Häuser hatten sich auch noch mehr hierher gehörige Geräthschaften erhalten, als dies im Uebrigen der Fall war, namentlich auch deshalb, weil die Mission einen viel grösseren Einfluss ausübte, als die Händler. Letztere führen überall, wo sie sich niederlassen, eine Menge Geräthschaften ein, an die sich die Eingeborenen bald gewöhnen, lassen aber die letzteren in Tracht, Sitten und Gebräuchen unbehelligt, während sich die Mission gerade um die letzteren kümmert und bemüht ist, dieselben umzumodeln, respective auszurotten.

Wie wir auf Kuschai die ersten Häuser in Mikronesien finden, die eigens gemauerte Feuerstätten besitzen, so auch zum ersten Mal Lager- oder Schlafstätten, die auch in unserem Sinne fast als Bettstellen gelten können. Diese **Bettstellen** bestehen in einem circa 1·80 M. langen, 1·90 M. breiten und circa 32 Cm. über dem Fussboden erhabenen Rahmen aus Rohrstäben, die mit dichtem Flechtwerk aus Bindfaden von Cocosnussfaser verbunden sind. Sie erinnern an die »Barla« in Neu-Guinea (II, S. [196]), sind aber unendlich viel bequemer als jene primitiven Machwerke aus Bambu.

Solche Bettstellen finden sich übrigens nur in den Häusern der Wohlhabenden; geringere Leute bedienen sich einer **Schlafmatte**, die (circa 1·60 M. lang und 1 M. breit) aus 50—80 Mm. breiten Streifen *Pandanus*-Blatt zusammengenäht ist und daher am meisten mit der in Ponapé gebräuchlichen übereinstimmt.

Kopfkissen sind mir nicht vorgekommen; aber auffallend war mir die Menge verschiedenartiger Matten, in verschiedenen Grössen, welche meist zum Sitzen dienen. Solche **Sitzmatten** (circa 1 M. lang und circa 65 Cm. breit) bestehen aus feinem Flechtwerk aus gespaltenen Fasern des *Pandanus*-Blattes und sind zuweilen in Schwarz hübsch gemustert, z. B. in grosscarrirtem Schachbrettmuster. Das Muster ist zum Theil eingeflochten, aber auch eingenäht (gestickt) und besteht aus schwarzgefärbter Faser vom *Hibiscus*-Bast (»Lo« genannt). Das Hübscheste in diesem Genre sind die »Saki« genannten Matten, fast viereckig (circa 1·40 M. breit und ebenso lang), aus (circa 8 Mm. breiten) Streifen *Pandanus*-Blatt und einer circa 18 Cm. breiten gemusterten Randkante aus schwarzgefärbtem *Hibiscus*-Bast aufgenäht. Sie kommen deshalb mit den Frauenmatten der Marshallaner (S. 169 [425]) am meisten überein, sind aber lange nicht so schön als letztere. Namentlich ist das Muster sehr einfach und viel weniger geschmackvoll als bei den Marshall-Matten, die sich stets leicht von ihnen unterscheiden lassen.

Diese »Saki«-Matten gehörten noch damals zu den tributpflichtigen Gegenständen, welche bei Vollmond dem Könige überreicht werden müssen, und dürfen nicht von Geringen gebraucht werden.

Auf sehr feine Matten aus (kaum 5 Mm. breiten Streifen) *Pandanus*-Blatt (circa 60 Cm. lang und circa 48 Cm. breit) wird auch das Kind gebettet.

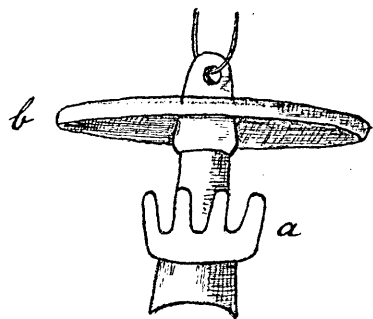
Ein besonderes Hausgeräth ist der »Aluet« (= »Mond«), Scheibenhaken (Fig. 35). Er besteht aus einem runden, circa 30 Cm. langen Stiel, der unten in sieben Zinken (*a*) ausgeschnitzt ist, die zum Aufhängen von Körben mit Esswaaren u. dgl. dienen, für welche eine runde hölzerne Scheibe (*b*) von circa 42 Cm. Durchmesser als Schutzdach gegen die Verheerungen der Ratten dient. Das Geräth ist mit einem Strick unter dem Dache des Hauses aufgehangen und wird bei Bedarf herabgelassen.

Das abgebildete, übrigens roth angestrichene Exemplar (jetzt im Berliner Museum) kaufte ich von einem Häuptlinge in Ta, und wie man mir versicherte, waren solche Stücke früher nur Häuptlingen erlaubt. v. Kittlitz (Denkwürd., I, S. 373) erwähnt dieses »wie ein Kronleuchter aussehenden« Geräthes bereits, aber in einer anderen, minder kunstvollen Form, wie es in ärmeren Häusern benutzt wurde.

Noch primitiver sind die Horden und Haken, welche in den Hütten Neu-Guineas (II, S. [102]) denselben Zwecken dienen; hier aber auch zuweilen kunstvoll geschnittene Haken (II, S. [196]). Ein ähnliches Schutzgeräth ist (Kat. M. G., S. 180) von Viti beschrieben.

Körbe sind nach meinen Aufzeichnungen schon dadurch wesentlich von den in Ost-Mikronesien gebräuchlichen verschieden, dass sie meist aus breiten Streifen *Pandanus*-Blatt geflochten werden, wahrscheinlich in Folge des ziemlich spärlichen Vorkommens der Cocospalme. Solche Körbe, »Artro« genannt, haben eine beutelförmige Form, sind sehr verschieden in Grösse und dienen zum Aufbewahren, wie Tragen von

Fig. 35.



Scheibenhaken.

Kuschai.

Lebensmitteln u. s. w. Für Habseligkeiten und allerlei Kleinigkeiten benützt man viereckige Taschen (circa 40 Cm. lang und ebenso breit), die aus (circa 50 Mm.) breiten Streifen von *Pandanus*-Blatt zusammengenäht sind. Zu den gleichen Zwecken dienen auch **Beutel**, die aus Cocosfaserbindfaden gestrickt oder geknüpft werden, aber nicht häufig waren.

»Kobäsch« heissen eine besondere Sorte flacher, viereckiger kleinerer Körbe (29—42 Cm. lang, 18—32 Cm. breit und 10—13 Cm. tief), aus Streifen von *Pandanus*-Blatt geflochten, die zum Aufbewahren von allerlei Geräth, namentlich bei der Weberei der Frauen benutzt werden (s. Nr. 109, bei »Weberei«).

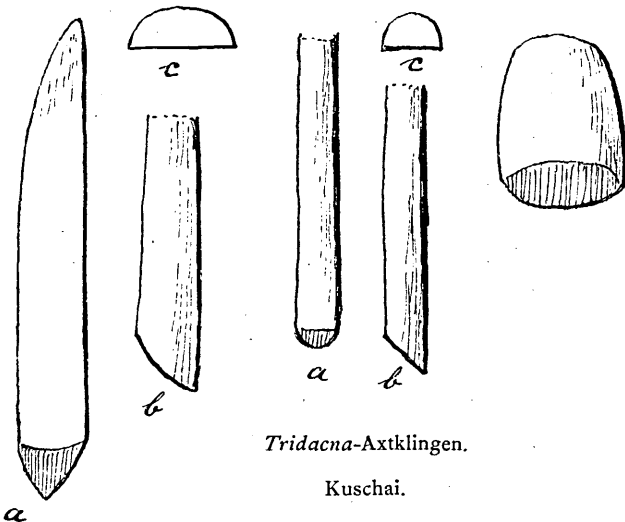
8. Werkzeug.

Aexte. Auch hier konnte ich ausser einer vollständigen Axt bloß noch Reste sammeln; denn nur ältere Leute erinnerten sich, in ihrer Jugend mit Muscheläxten hantirt zu haben, wie die folgenden:

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.



Tälla (Nr. 1—3, 3 Stück), Axtklingen (Fig. 36 und 37) aus dem Schlostheil von *Tridacna gigas* geschliffen; sehr grosse Exemplare; das grösste 32 Cm. lang und 8 Cm. breit. Lälla.

Tälla (Nr. 4, 1 Stück, Fig. 38) wie vorher, aber andere Form, breit und flach; 12 Cm. lang und 7 Cm. breit. Lälla.

Unter der ziemlichen Anzahl solcher *Tridacna*-Klingen, welche ich noch erhielt, gehörten die meisten zu der grossen, schweren Form (Fig. 36), die auf der einen Seite plan (a), auf der anderen

convex geschliffen ist, so dass der Durchschnitt einen Kreisabschnitt bildet (wie c); die Seitenansicht (b) zeigt die schief abgestutzte Schneide. Die grösste derartige Klinge war 50 Cm. lang, 11 Cm. breit, circa 6 Cm. dick und wog $4\frac{1}{2}$ Kilo. Die grösste Axtklinge, welche Lütke sah, war 53 Cm. lang und 10 Cm. breit. Solche Kolossaläxte waren nach Lütke Gemeindegut, wie ich dies auch vielerwärts auf Neu-Guinea fand.

Die zweite Form (Fig. 37) ist schmaler, länger und dicker, an der Schneide noch stumpfer abgestutzt. Die grösste Klinge mass 34 Cm. in der Länge, bei nur 5 Cm. Breite und 6 Cm. Dicke.

Eine dritte Form (Fig. 38) wie Nr. 4 ist flach, länglich-viereckig bis lang, zuweilen an beiden Seiten flach, aber immer charakteristisch durch die stumpf abgestutzte Schneide. Die Masse dieser Form *Tridacna*-Klingen variiren von 6—22 Cm. in der Länge, 45—85 Mm. in der Breite und 15—35 Mm. in der Dicke.

So sehr diese Formen nach einzelnen typischen Exemplaren auch specifisch verschieden zu sein scheinen, so zeigt eine so grosse Reihe, wie ich sie vor mir hatte, doch alle möglichen Uebergänge von der einen Form und Grösse zu der anderen, so dass eine exacte Unterscheidung unhaltbar ist, wie ich dies bereits bei den Steinäxten von Neu-Guinea

(II, S. [113]) hervorhob. Die Begriffe Axt, Beil und Meissel lassen sich daher bei Steinwerkzeugen nicht scharf durchführen, und man kann höchstens kleine schmale Klingen als Meissel unterscheiden, wie das folgende Stück:

Meisselklinge aus dem Schlosstheile von *Cassis rufa* geschliffen, 9 Cm. lang und 17 Mm. breit.

Solche Klingen wurden in gleicher Weise wie Aexte an einem rechtwinkelig gebogenen Aststück als Stiel befestigt und dienten zum Auszimmern feinerer Arbeiten, wozu man auch noch heute mit Vorliebe Hohlmeissel oder Texel benutzte, wie das folgende Stück:

Momosch (Nr. 6, 1 Stück, Taf. V [22], Fig. 14), Klinge zu einem Hohlmeissel oder Texel aus *Mitra episcopalis*. Lälla.

Spitze und Basis sind abgeschlagen, letztere bis zur Centralspire, so dass hier eine schief abgestutzte Kante entsteht, welche scharf geschliffen wird und die Schneide bildet; die eine Längsseite ist ebenfalls flach geschliffen, um die Muschel besser an den Holzstiel festbinden zu können.

Als Material zu solchen Texeln wird ausser *Mitra* nur noch *Terebra maculata* (Nr. 7, 1 Stück) benutzt, da solche Aexte besonders zum Auszimmern von Trögen

Fig. 39.



u. dgl. dienten, wie ich sie noch beim Canubau in Neu-Irland verwendet sah (vgl. I, S. [54]).

Angesichts des vorhandenen Reichthums an vorzüglichem Steinmaterial (Basalt) zu Aexten muss es auffallend erscheinen, dass die Kuschaier dieses Material nicht benutzten, umsomehr, da sie aus Stein treffliche Stampfer (S. 206 [462], Fig. 32) zu verfertigen wussten. Auch Lütke sah niemals Steinäxte auf Kuschai. Freilich wird gerade *Tridacna* der grösseren Zähigkeit wegen für Aexte überall höher geschätzt als Steine. Ich bekam auf Kuschai auch noch unbearbeitete grosse Stücke Rohmaterial (»Telaua« genannt), das die Eingeborenen aber nicht für Muschel, sondern »Steine« hielten, die nach ihrer Versicherung zuweilen vom Meere ausgeworfen werden. Derartige *Tridacna*-Stücke hatten früher einen grossen Werth, und die Bearbeitung eines solchen zu einer Axtklinge muss ungeheure Mühe und Zeit gekostet haben. Und welch' eine kolossale Muschelschale gehörte dazu, um eine $\frac{1}{2}$ M. lange Klinge daraus herzustellen! Uebrigens wurde nicht blos der Schlosstheil von *Tridacna*, sondern auch Schalenstücke, und zwar zu den flacheren Klingen (Fig. 38) benutzt, denn ich erhielt Exemplare, an denen sich die Querleisten noch deutlich erkennen liessen, wie an den Axtklingen aus *Hippopus* von Neu-Guinea (II, S. [208]).

Abbildungen von *Tridacna*-Klingen: Fig. 36—38, und Finsch: Westermann's Deutsche Monatshefte (1887), S. 502, Fig. 5. Edge-Partington, Taf. 175, Nr. 13.

An vollständigen Aexten erhielt ich nur noch ein Stück (jetzt im Berliner Museum), ebenfalls »Tälla« genannt. Die Klinge steckt in einem besonderen Holzfutter und ist mit diesem an den knieförmigen Stiel (»Ruwak«) mit Bindfaden aus Cocosfaser (»Amem«) kunstvoll festgebunden. (S. Fig. 39, und Finsch, Verhandl. der Anthropol. Gesellsch. Berlin, 1887, S. 25, Fig. 5; Monatshefte, I. c., Fig. 6. Auch »Senjavin-Reise«, Atlas, Pl. 29, Fig. 1.) Der Kat. M. G. verzeichnet von Kuschai nur eine Axt mit *Tri-dacna*-Klinge (S. 279), letztere 9 Cm. lang und 45 Mm. breit.

Die von Edge-Partington abgebildete Axt (Pl. 179, Fig. 1) ist wohl überhaupt nicht von den »Carolinen«, sondern wahrscheinlich melanesischer Herkunft, wie nach der Verzierung »with red crabs eyes« (d. h. *Abrus*-Bohnen) geschlossen werden darf.

Montirte Holzäxte oder Texel mit Klinge von *Terebra* von Kuschai sind abgebildet: »Senjavin-Reise«, Pl. 29, Fig. 2, und Finsch: Westermann, I. c., Fig. 7.

v. Kittlitz gedenkt der »Täla« von Kuschai (Denkwürd., I, S. 375) sehr richtig »als Beile, die eigentlich die Form einer Hacke haben«, und erwähnt, dass die Eingeborenen bereits damals (1827) Aexte mit Eisenklingen (aus Hobeisen und vom Besuche der »Coquille« her) besaßen. Solche Aexte, aus einem alten Holzstiel mit einem daran gebundenen Hobeisen, waren auch zur Zeit meines Besuches noch in Gebrauch und sehr beliebt.

Sonstige Werkzeuge aus früherer Zeit gab es kaum mehr, wenigstens erhielt ich nur noch eine:

Beui (Nr. 39, 1 Stück), Raspel, ein flaches, schmales Stück Holz mit Rochenhaut überzogen. Lälla. Die reticulirte Aussenseite einer Muschelschale (*Tellina scobinata* L.) wird auch als Feile benutzt.

Beide Geräthe waren zum Theil noch damals in Gebrauch, dagegen nicht mehr die Schneidemuschel (»Panak«), welche v. Kittlitz beschreibt und die statt Messer diente. Es ist eine Art Austernschale, deren Schärfe noch etwas zugeschliffen wird. »Das Instrument wird, wenn Jemand damit ausgeht, ganz leicht am Gürtel, oft aber auch, um es nicht zu verlieren, an der Unterlippe getragen, die es dann, mit der convexen Seite nach aussen gekehrt, ganz bedeckt. Bei der weisslichen Farbe der Muschel sieht diese Bepflasterung des Mundes durch dieselbe sonderbar genug aus« (I, S. 376). Zum Schleifen und Glätten von Holzarbeiten benutzt man auch Bimsstein (»Uon«), der häufig antreibt.

9. Flechtereie und Seilerei.

Die ersten beiden Gewerbszweige, bereits in den vorhergehenden Abschnitten (Marshall-Inseln, S. 156 [412] und Gilbert-Inseln, S. 66 [334]) ausführlich behandelt, bieten keine bemerkenswerthen neuen Momente und werden auf Kuschai in denselben Materialien, und wie anzunehmen, in derselben Manier betrieben. Die Mattenflechtereie aus *Pandanus*-Blatt (»Schausch«) steht auf einer minder hohen Stufe, erhält aber durch aufgestickte eigenthümliche, indess nicht sehr schwungvolle Muster einen besonderen Charakter. In der Anfertigung von Stricken (ganz so wie Nr. 136, S. 158 [414]) aus Cocosfaser entwickeln die Kuschai grossen Fleiss, da von diesem Artikel enorme Quantitäten schon beim Bau der Häuser erforderlich sind.

10. Weberei.

Von besonders hohem Interesse ist die Weberei, die wir auf Kuschai zuerst auf den Carolinen antreffen, und zwar in einer Vollkommenheit, die in der Südsee unerreicht

dasteht und schon wegen der verschiedenen Farben als **Kunstweberei** bezeichnet werden darf. Das Product dieser Weberei sind einzig und allein die Bekleidungsbinden (»Toll«, Taf. IV [21], Fig. 1 u. 2), die erst durch eine genaue Darstellung der Weberei¹⁾ selbst verstanden und gewürdigt werden können. Lütke beschreibt dieselbe bereits richtig, aber zu kurz (I, S. 367), wie zum besseren Verständniss überdies Bilder unerlässlich sind. Die nachfolgende Beschreibung dürfte daher von Interesse sein, weil sie eine durchaus spontane Kunstfertigkeit kennen lehrt, die mit wenigen einfachen, aber sinnreich erfundenen Geräthschaften, unter denen ein Webstuhl überhaupt fehlt, in ihrer Art Grossartiges leistet. An diesen Erfindungen hat, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, jedenfalls das weibliche Geschlecht grossen, wo nicht den grössten Antheil, da die ganze Weberei, wie die Zubereitung des Materials, lediglich von diesem betrieben wird. Wie v. Kittlitz erzählt (Denkwürd., II, S. 14), waren die damals noch unberührten Kuschaier am meisten erstaunt »über die ungeheuren Massen von Weberarbeit, die sie an unseren Kleidern und nun gar erst an den Segeln und Zelten sahen. Sie fragten gewöhnlich, ob denn das Alles von unseren Frauen gearbeitet werde, deren Fleiss sie nicht genug bewundern konnten«.

Nach Shuffeldt's trefflicher Darstellung ist die höher entwickelte Buntweberei der Navajos und Zunis in Neu-Mexico (aus selbst gezogener, gesponnener und gefärbter Schafwolle) in der Technik der kuschaischen sehr nahestehend (vgl. »The Navajo Belt-weaver« in: Proceed. of the Un. Lt. Nat. Mus., vol. XIV, 1891, S. 391—393, Pl. XXVII.)

Das **Material** ist die Faser vom Stamme einer eigens cultivirten Bananenart (»Allera«), wohl derselben, welche auf den Philippinen die berühmten Manillataue liefert, und die auch auf anderen Carolinen benutzt wird. Man fällt den Stamm vor der Fruchtreife, lässt denselben in Süsswasser maceriren, wodurch die 2 bis fast 3 M. lange Faser erweicht und dann mittelst Klopfen und Schaben präparirt wird. Ich habe diese Zubereitung selbst nicht gesehen, auch nicht den Klopfer erhalten, und vermüthe nur, dass das bei Edge-Partington abgebildete Geräth (Pl. 176, Fig. 7) einen solchen vorstellt, denn zum eigentlichen »Webeapparat« gehört es keinesfalls. Als Schaber (»Ala«) benutzt man den Scherben einer Cocosnussschale, welcher mit einer Muschel geschärft wird:

Tokschak (Nr. 218, 1 Stück), Schalenhälfte einer Bivalve (*Tellina scobinata* L. auct. v. Martens) deren reticulirte Aussenseite sich trefflich als Feile eignet.

Die Faser der Banane (»Koschisch«) genannt, liefert einen sehr langen, ausserordentlich dünnen Faden, feiner als ein Haar, der deshalb einzeln leicht reisst. Diese Faserfäden werden nicht versponnen, sondern auf dem entblössten rechten Oberschenkel mit der flachen Hand der Rechten, auch wohl abwechselnd zwischen beiden flachen Händen, zusammengedreht. Die Spinnerin sitzt dabei in der den Kuschaierinnen eigenthümlichen Weise,²⁾ auf den Knien hockend, mit auswärts gedrehten Unterbeinen, respective Füßen, den Faserstoff durch Etwas beschwert, vor sich liegend und dreht mit erstaunlicher Fertigkeit und Schnelligkeit Faden. HERNSHEIM (»Südsee-Erinnerun-

¹⁾ Bisher am ausführlichsten von mir beschrieben in: »Aus dem Pacific«, Hamburger Nachrichten, Nr. 208, Abend-Ausg. vom 1. September 1880. Wörtlich abgedruckt in: Kat. M. G., S. 482 und 483.

²⁾ Dieselbe wird schon von v. Kittlitz (Denkwürd., II, S. 5) erwähnt, sowie in der »Senjavin-Reise« (Atlas, Pl. 18, Fig. rechts) dargestellt und wegen der schmalen Schambinde im Interesse des Anstandes als wohlbegründet erklärt; aber die heutigen Kuschaierinnen haben trotz europäischer Kleidung diese eigene Sitzweise doch beibehalten. Nach Kubary sitzen die Mortlockerinnen ganz ebenso.

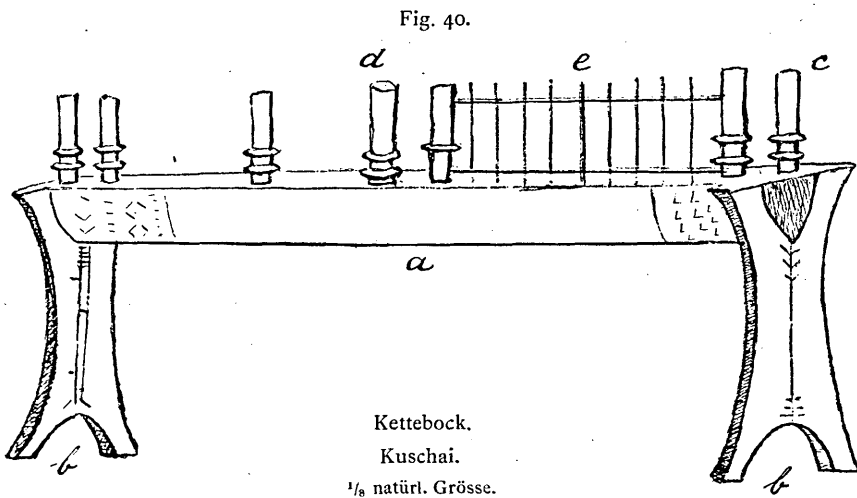
gen«, S. 44) gibt eine ziemlich passable Abbildung einer solchen Spinnerin mit der Bezeichnung »Fadenknüpfendes Mädchen«.

Der auf diese Weise gedrehte Faden ist dreidrähtig, noch immer so dünn oder dünner als unser feinsten Zwirn, indess stets härter, und nun zur weiteren Bearbeitung fertig, die sowohl in Bleichen als Färben besteht.

Kolsop (Nr. 220, 1 Stück), Probe naturfarbenen Fadens aus Bananenfaser, hellfarben, ähnlich Garn; wird durch Bleichen fast weiss.

Färberei ist auf Kuschai jedenfalls unter allen Inseln der Carolinen, wie der Südsee überhaupt, am höchsten entwickelt, denn man versteht drei Farben herzustellen; in Geweben kommen daher zuweilen fünf Farben vor. Die hauptsächlichsten sind folgende:

Schalschal = schwarz (Nr. 222, 1 Probe Faden); wird am häufigsten verwendet, da der grössere Theil der Gürtel schwarz ist. Als Färbestoff wird der Absud einer Baumrinde (wohl Mangrove) verwendet.



Schäscha = roth (Nr. 223, 224, 2 Proben Faden); eigentlich nur frisch und in einzelnen Fällen düster roth, im Gewebe aber oder in Rollen kirschbraun (wie auf Taf. 21), das nachdunkelt und dann in ein düsteres Braun übergeht. Kommt nächst Schwarz am häufigsten zur Verwendung.

Als Färbestoff wurde mir »Lab«, d. h. der mineralische Stoff (Nr. 623, S. 209 [465]) welcher zum Bemalen der Häuser, Canus etc. dient, bezeichnet, allein jedenfalls unrichtig, denn höchst wahrscheinlich wird dies Kirschbraun in einer schwächeren Abkochung von Mangroverinde erzeugt (vgl. II, S. [223] Anm.).

Rangerang = gelb (Nr. 221, 1 Probe Faden), und zwar, wenn frisch, ein prachtvolles Goldgelb, mit einem Glanz wie Seide, das aber gebraucht ziemlich verbleicht. Der Färbestoff ist ein vegetabilischer, aber wohl kaum *Arum*-Wurzel, wie mir angegeben wurde. *Curcuma* (Gelbwurzel) kommt auf Kuschai nicht vor. Möglicherweise ist der Färbestoff derselbe als zu den »Ssemu« auf Neu-Guinea (II, S. [236], Taf. 14, Fig. 3) und wie er auf den Salomons zu dem prachtvollen Flechtarbeiten (z. B. umspinnenen Keulen und Armbändern) benutzt wird. Den fertigen Faden versteht man sehr kunstreich aufzuwinden, entweder in Form von Strähnen, ähnlich den unseren, oder auf

Spulen aus dünnen Rohrstäbchen, bis zu grossen Knäueln von länglicher Form (wie Edge-Partington, Taf. 176, Fig. 5 und 6).

Zum Aufbewahren von Fadenmaterial wie der kleineren Webegeräthschaften überhaupt dienen Körbchen wie das folgende:

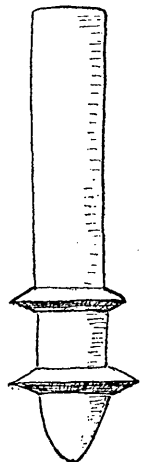
Kobäsch (Nr. 109, 1 Stück), niedriges, viereckiges Körbchen aus *Pandanus*-Blatt geflochten. Lälla.

Es gilt nun den wichtigsten Theil des Gewebes, die Kette, anzufertigen, und dafür hat man ein einfaches, doch sehr sinnreiches Geräth erfunden, den:

Pä-usch (Nr. 211, 1 Stück), Kettebock (Fig. 40) zum Herrichten der Kettfäden.¹⁾ Lälla.

Derselbe besteht aus einem dreieckigen (80 Cm. langen, 11 Cm. breiten, circa ebenso hohen) Block (a) sehr weichen Holzes, der jederseits auf einem (circa 34 Cm. hohen, 23 Cm. breiten) seitlich und unterseits ausgeschweiften Ständer (b) ruht; der letztere setzt sich aus zwei Längshälften zusammen, die mittelst Keilen zusammengefügt sind, wie der Block mit den beiden Ständern. Das ganze Geräth ist in haltbarer Farbe rothbraun bemalt, der Längsblock an jedem Ende ringsum in einer breiten Kante mit zum Theil sehr geschmackvollen eingeschnitzten Mustern verziert, das auf dem hellen Grunde in heller Holzfarbe hervortritt. Die dreieckigen Endflächen des Blockes sind meist schwarz bemalt, wie die Schmalseite der Ständer oben und unten, hier mit eingravirter, punktirter Zeichnung, deren Vertiefung mit weissem Kalk eingerieben ist. Die Mittellinie der Ständer zeigt ebenfalls vertieftes, mit Kalk eingeriebenes Muster, das auch als Randsaum die Innen- und Aussenseite der Ständer zierte. Die Grösse der »Pä-usch« ist etwas, aber nicht erheblich abweichend, vielmehr verschieden aber die Verzierung der eingeschnittenen Muster. Es verdient bemerkt zu werden, dass die letzteren ganz von den in der Weberei gebrauchten verschieden sind und ausser carrirten auch rautenförmige Figuren, sowie Grec- und Kreuzformen²⁾ enthalten. Zu meiner Zeit wurde bei der Bemalung der Kettenböcke auch zuweilen eingeführtes Waschblau verwendet.

Fig. 41.



Pflock

Zum Kettenstuhl gehören sieben Pflöcke (Fig. 40 c und Textfig. 41, zum Kettebock. »Popaniël«), flach, circa 13 Cm. lang, aus Hartholz geschnitzt, unterseits $\frac{1}{2}$ natürl. Grösse mit zwei vorspringenden Querriegeln. Zwischen den Querriegeln dieser Pflöcke und um die letzteren geschlungen werden die Kettfäden aufgemacht, deren Länge sich also nach der des ganzen Kettstuhles richtet. Die Pflöcke sind meist braun, die Querriegeln derselben schwarz angestrichen.

Der zweite Pflock der Hinterseite (Fig. 40 d) ist meist rund und stärker, hat aber wie die übrigen sechs eine flache zugespitzte Basis. Mit letzterer werden die harten Pflöcke in das weiche Holz des Blockes eingeschlagen, wozu man sich eines flachen

¹⁾ Meist unrichtig als »Webestuhl« gedeutet. Schon v. Kittlitz gedenkt der »kleinen, sehr artig gearbeiteten Webestühle, deren Einrichtung der Hauptsache nach mit der der europäischen (!) übereinstimmt« (Denkwürd., II, S. 14); aber Lütke erkannte bereits den wahren Zweck. Im Kat. M. G. (S. 279) als »Scheerrahmen« beschrieben, hier auch unter den Geräthschaften »Kreuzhölzer und Webebaum« erwähnt, womit wohl die Pflöcke und die Lade gemeint sind.

²⁾ Die letztere ist nicht dem christlichen Einfluss zu verdanken, sondern spontan, wie bei vielen Naturvölkern der Südsee (vgl. II, S. [89]).

Hammers (Fig. 42) aus Hartholz (circa 17 Cm. lang) bedient, nachdem man zuvor die Löcher etwas vorarbeitet, und zwar mittelst eines schmalen Meissels aus den griffelartigen Kalkstiften eines Seeigels (*Acrocladia*) geschliffen. Zum besseren Halt der

Fig. 42.



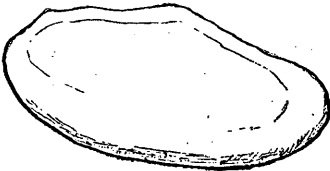
Hammer.

Circa $\frac{1}{6}$ natürl. Grösse.

Pföcke unter sich befestigt man zwischen die weit von einander abstehenden, wenigstens die zwei der Rückseite, entsprechend lange Stücke Rohr. Zwischen den ersten zwei Pföcken der Vorderseite rechts ist das Hauptstück des ganzen Kettebockes angebunden, ein Heck (Fig. 40 e) aus zwei dünnen Längsstäbchen, mit neun (und mehr) noch feineren Querstäbchen aus Rippen der Fiedern des Cocospalmblattes. Wie die Pföcke die Länge des ganzen Gewebes angeben, so das Heck

die Länge der gemusterten Endkante desselben, während die Querstäbe des Heck wiederum die Länge der einzelnen Querstreifen des Musters bestimmen (vgl. Taf. IV [21], Fig. 1), die natürlich sehr verschieden ist. So zählt das von Edge-Partington (Taf. 176, Fig. 8) abgebildete Heck 17 Querstäbchen, der damit angefertigte Gürtel hat also eine aus ebensoviel Querreihen bestehende gemusterte Endkante gehabt. An diesem Heck misst nämlich die Weberin die Länge der farbigen einzeln auf Knäuel gerollten Faden zusammen, wie sie aufeinander folgen, also z. B. erst roth, dann gelb, schwarz u. s. w. Alle diese verschiedenfarbigen Fadenenden werden äusserst geschickt zusammengeknotet (vgl. Taf. IV [21], Fig. 1) und die Enden ebenso geschickt abgeschnitten. Dies geschieht auf dem Daumennagel der linken Hand, mittelst des scharfen Randes einer im Brackwasser lebenden Bivalve.

Fig. 43.



Schneidemuschel.

Natürl. Grösse.

Kalik (Nr. 217, 8 Stück, Textfig. 43) Schneidemuschel; Schalenhälfte von *Psammotaea radiata* Desh. (auct. v. Martens) ausgezeichnet durch die dunkelvioletten Innenseite. Lälla.

Zum Schärfen dieser Schneidemuscheln benutzt man eine:

Boë (Nr. 219, 1 Stück) Krebssehere, deren etwas rauhe Oberfläche als Feile benutzt wird. Lälla.

Die enorme Knotenknüpferei, welche zur Herstellung der Kettfäden eines Gürtels nothwendig ist, verdient besonders hervorgehoben zu werden, denn dadurch erhält man erst eine Vorstellung von der ungeheuren Geduld und dem Fleiss der Weberinnen. So besteht ein 19 Cm. breiter Gürtel aus 380 Kettfäden, die bei einer Endkante von je 37 Cm. Länge 23 mal zusammengeknotet sind, was die enorme Zahl von 15.840 Knoten ergibt.

Die Webekunst Kuschais vermag nur geradlinige, quadratische Muster herzustellen. Doch zeigen manche Gürtel in schmälere eingesetzten, circa 20 Mm. breiten Querstreifen auch rautenförmige Muster, die aber einer anderen Technik entstammen. Das Muster ist dann, z. B. auf gelbem gewebten Grunde in Roth, nicht eingewebt, sondern gestickt, und zwar nicht mit Bananenfaser, sondern feingespaltene Fasern von *Hibiscus*-Bast.

Die eigentliche **Weberei** kann natürlich erst nach Herstellung der Kette¹⁾ erfolgen und erfordert keinen Webstuhl, sondern nur die folgenden höchst einfachen Geräthschaften:

¹⁾ Dieselbe scheint Fig. 5 der Taf. 176 Edge-Partington's darzustellen, der im Uebrigen auf dieser Tafel unter »weaving-apparatus« ohne jede weitere Bezeichnung nur vier hieher gehörige Geräthe (Webebrett, Gürtel, Schiffchen, Heck des Kettstuhls) und ausserdem zwei Garnknäuel abbildet.

Webebretter (Nr. 212, 2 Stück, Textfig. 44) länglich-viereckige (circa 29 Cm. lange und 13 Cm. breite) Bretter, auf der Vorderseite plan, auf der Rückseite sanft gerundet (convex), in der Mitte jeder Schmalseite mit vorspringenden Zapfen. Lälla.

Meist wie alle Webegeräthe rothbraun angestrichen, häufig an der Schmalseite mit eingepunktirtem oder eingravirtem Muster (wie angedeutet bei Edge-Partington, Taf. 176, Fig. 6).

Diese Bretter stehen unter den eigentlichen Webegeräthen insoferne obenan, als sie entsprechend dem Ketten- und Zeugbaum unserer Webestühle zum Aufspannen, respective Auseinanderhalten der ganzen Kette dienen. Zu diesem Zweck wird das eine Brett (= Kettenbaum) vertical an die Hüttenwand befestigt, während die Weberin sich das andere (= Zeugbaum), ebenfalls vertical stehend, vor den Leib bindet.¹⁾ Dies geschieht mit einem um den Rücken gelegten breiten Webegürtel (Edge-Partington, Taf. 176, Nr. 4) aus Bast, jederseits mit einer Oese versehen, in welche die Zapfen des Webebrettes befestigt werden. Die nun gleichsam mit der Weberei verbundene Weberin vermag auf diese Weise die sorgfältig ausgebreiteten Kettfäden straff anzuziehen. Zum Ordnen derselben bedient sie sich einer besonderen, aus Hartholz gefertigten Griffelnadel (Textfig. 45), circa 14 Cm. lang, ferner zum Auseinanderhalten der beiden Fadenreihen der Kette:

Webestäbchen (Nr. 219 b), zwei dünne, runde, circa 36—40 Cm. lange Stäbchen aus Hartholz, an beiden Seiten zugespitzt, sowie

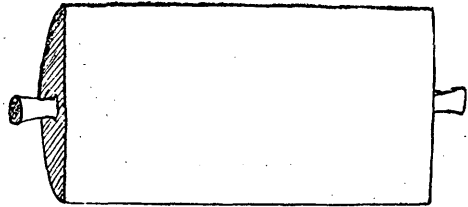
Webeleisten (Nr. 220 c, zwei dünne, flache, circa 20 Cm. lange und 20 Mm. breite Leisten aus Rohr, welche unseren Schäften und Leisten entsprechen.

Zwischen den beiden Reihen der Kettfäden liegt ein weiteres sehr wichtiges Geräth, die:

Ebob (Nr. 213, 1 Stück) Webelade (Textfig. 46), ein flaches, dünnes, circa 40—42 Cm. langes und circa 4 Cm. breites, an beiden Enden stumpfgespitztes, an den Längsrändern stumpfkantiges Holz. Es dient sowohl zum Fachbilden, als zum Anschlagen des Schussfadens, ersetzt also die Lade oder das Ried (Schwert) unserer Webestühle.

Der Schussfaden oder Einschlag, nebenbei bemerkt stets schwarz, wird auf ein Schiffchen gewickelt, das in der Form an das unserer Webestühle erinnert, wie die folgende Nummer zeigt:

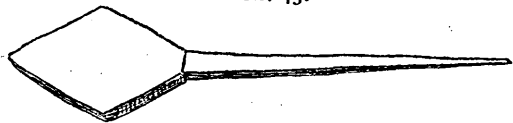
Fig. 44.



Webebrett.

Circa $\frac{1}{3}$ natürl. Grösse.

Nr. 45.



Griffelnadel zur Weberei.

Circa $\frac{1}{2}$ natürl. Grösse.

Fig. 46.



Webelade.

Circa $\frac{1}{3}$ natürl. Grösse.

¹⁾ Kubary irrt in der Annahme, dass dies auf Kuschai nicht nöthig sei. (»Ethn. Beitr., I, S. 95, Anm. 2.)

Kutab (Nr. 219 a, 1 Stück, Textfig. 47), Webeschiffchen (Schütze) aus Hartholz (circa 21 Cm. lang und 35—40 Mm. breit), ringsum mit einem circa 5—7 Mm. hohen Rande, an beiden Enden eingeschnitten, um den Schussfaden aufwickeln zu können. Eine mässige Figur bei Edge-Partington (Taf. 176, Fig. 3).

Die eigentliche Webearbeit vollzieht sich nun in folgender Weise: Indem die Weberin die Lade auf die hohe Kante setzt, bildet sie Fach, d. h. die Kettfäden heben sich hoch genug, um das Schiffchen mit dem Schuss durchstecken zu können, worauf die Lade wieder flach gelegt und mit derselben der durchgesteckte Schussfaden angeschlagen wird.

Trotz der peinlichsten Sorgfalt, die Weberei der Kuschaierinnen bis in die kleinsten Details kennen zu lernen und wie im Vorhergehenden aufzuschreiben, habe ich leider doch eines zu erkundigen vergessen, nämlich die Zeit, welche zur Anfertigung¹⁾ eines »Toll« erforderlich ist. Wahrscheinlich wird dies, Alles in Allem gerechnet, nicht wenig sein, und der Preis, welchen ich damals für ein solches kleines Kunstwerk des Fleisses sogenannter »Wilden« zahlte, 8—12 Mark, war gewiss nicht zu hoch. Uebrigens webte auch die Koscha (»Königin«) und liess sich ihre Arbeiten natürlich höher bezahlen.

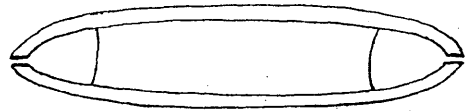


Fig. 47.

Webeschiffchen.

 $\frac{1}{2}$ natürl. Grösse.

11. Fahrzeuge.

Die Fahrzeuge der Kuschaier unterscheiden sich vor Allem durch das Fehlen von Mast und Segel, die ja bei dem einzigen Verkehr in dem geschützten Wasser der Lagune innerhalb des Barrierriffs, welches die Insel umgürtet, nicht nöthig sind. Das schliesst das ausnahmsweise Hinauswagen auf offenes Meer in beschränkter Weise nicht aus, wie z. B. drei Canus dem »Senjavin« seinerzeit 12 Seemeilen weit entgegenkamen. Aber eigentliche Seefahrten wurden auch damals nicht gemacht, und die Kuschaier hatten darüber ebensowenig mehr eine Erinnerung als über ihre Herkunft. Nach Lütke kannten sie aber die Himmelsrichtungen und mehr Sterne als die Marshallaner (darunter den Orion, Sirius, Aldebaran, Pleiaden), woraus derselbe mit Recht schliesst, dass auch die Kuschaier einst seebewanderte Leute waren, denen die Benutzung von Segelgeschirr für ihre Fahrzeuge in Folge länger Sesshaftigkeit verloren ging.

Das Canu der Kuschaier, »Waag« (»Oak«: Lütke), besteht in dem ausgehöhlten Stamme eines Brotfruchtbaumes, ist also ein langer schmaler, an beiden Enden stumpfgekielter und fast rechtwinkelig abgesetzter Trog mit Ausleger. Zuweilen ist ein Seitenbord (»Pap«) aufgelascht, an den Enden ein höheres dreieckiges Bugstück (wie »Senjavin-Reise«, Pl. 22, und Hershheim, Taf. 4). Der lange, schmale, weit vom Schiffskörper abstehende Schwimmbalken (Balancier, »Eem«) ist an zwei Querhölzern befestigt, und zwar in einer für diese Insel eigenthümlichen Weise, die sich nur durch Wiedergabe meiner genauen Skizzen erklären lassen würde, weshalb ich auf die Beschreibung verzichte. Auf dem Basisdrittel der Querhölzer und quer über die Mitte des Canus ist aus Stäben eine Plattform errichtet, um die Habseligkeiten (Körbe mit Ess-

¹⁾ Nach Kubary ist zur Anfertigung eines gewebten Gürtels auf Nukuor ein Monat Zeit erforderlich, wobei in Betracht zu ziehen ist, dass die Gürtel (»Maro«) von Nukuor viel länger und breiter als die »Toll's« von Kuschai, wenn auch die Massangaben Kubary's: »9 Fuss lang und 3 Fuss breit« entschieden zu hoch gegriffen sind.

waaren, Früchte etc.) unterzubringen, die aber auf der entgegengesetzten Seite kaum vorragt. Die Canus sind mit der beliebten ziegelrothbraunen Farbe (»Lab«) angestrichen, die mit Oel angerieben auch im Wasser haltbar bleibt. Neuerdings verwendet man auch gern eingetaushtes Waschblau um zur Abwechslung blaue Muster anzumalen.

Zum Fortbewegen der Canus bedient man sich Paddel (»Oa«), von der weitverbreiteten gewöhnlichen Form, wie ich sie vielerorts kennen lernte (z. B. auf Neu-Guinea und Njua, Finsch: Zeitschr. für Ethnol., 1881, Abbild. S. 114). Die Kuschai-Paddel zeichnen sich aber durch das lange, schmale Blatt aus (vgl. Fig. 48) und durch die zierliche Arbeit in schwerem Hartholz. Sie sind circa 1.50 M. lang, davon das in der Mitte nur 8 Cm. breite Blatt 58 Cm., und ebenfalls rothbraun angestrichen. Uebrigens wurden damals in Lällä zuweilen auch Segel benutzt, und zwar nach europäischem Muster, viereckig und aus Leinwand. Als Ersatz von Segeln bediente man sich früher gelegentlich eines Bündels grosser, oft über 2 M. langer Taroblätter, die ich noch gebrauchen sah und die auf der Lagune treffliche Dienste leisteten.

Canus wurden noch zu meiner Zeit, natürlich mit eisernen Aexten gebaut, und wie mir gesagt wurde, sollen 20 Mann drei Monate an einem grossen zimmern, bei so langer Zeit aber jedenfalls mit erheblichen Unterbrechungen.

Ein besonderes, nur auf Häuptlingscanus benutztes Geräth, aber kein Bestandtheil desselben, beschreibt v. Kittlitz: »Es heisst ‚Palpal‘ und besteht aus einem hohlen, pyramidenförmigen Aufsatz, der auf die Plattform des Auslegers gestellt wird. Die Wände dieser Pyramide bestehen aus einem sehr künstlichen und ziemlich dichten Geflecht von Bindfaden, mit aufgereihten kleinen, schneeweissen Muscheln, aus dem das Ganze zusammengesetzt scheint. Man gebraucht es ohne Zweifel, um Vorräthe von Lebensmitteln vor dem Nasswerden und vor der Sonne zu schützen.«

Schöpfer (»Anom«) sind auch hier ein für Canufahrten unentbehrliches Geräth und werden aus Holz gefertigt (ähnlich »Senjavin-Reise«, Pl. 29, Fig. 11).

Ich gebe hier die Masse eines Kuschai-canus von gewöhnlicher Grösse und zur Vergleichung die einer »Vanaka« von Port Moresby an der Südostküste Neu-Guineas, einem in Form und Bauart (aus ausgehöhltem Baumstamme) sehr ähnlichen Fahrzeuge.

		Vanaka
Ganze Länge	6.60 M.	9.90 M.
Breite in der Mitte	0.47 »	0.49 »
» » » » im Lichten	0.34 »	—
Höhe » » » » »	0.37 »	0.47 »
Länge der Querhölzer des Ausleger	2.08 »	3.27 »
Breite der Plattform	0.68 »	—
Länge des Schwimmbalken	4.70 »	4.94 »

Wegen der Schmalheit des inneren Raumes ist das Sitzen in einem solchen Canu für einen Fremdling nicht sehr bequem, der gezwungen ist, einen Fuss vor den andern zu setzen. Die grössten Canu sind an 25, nach Lütke selbst 30 Fuss lang, der übrigens auch ganz kleine von 6 Fuss Länge erwähnt, die sich namentlich für die Mangrovedickichte der Lagune trefflich eignen. Am gewöhnlichsten sind solche Canus, welche

Fig. 48.

Paddel.
Kuschai.

4—6 Personen tragen, wie sie der Atlas der »Senjavin-Reise« (Pl. 22 und 23) darstellt. Das letztere Bild zeigt, wie auch das von Kittlitz (Denkwürd., I, S. 353), an den Seiten ein Brett aufgelascht, sowie die Bugstücke zu Schnäbeln verlängert, wie ich solche nicht mehr sah. Die Figuren bei Hernsheim (»Südsee-Erinnerungen«, Taf. 4 und S. 52) sind daher treffender, lassen aber, wie alle diese Darstellungen, in den Details, namentlich des Auslegergeschirrs, zu wünschen übrig.

Der Typus des Kuschaicanus findet sich übrigens an den entferntesten Localitäten, auch in Melanesien wieder. Es liegt ja so nahe, dass der Mensch überall zuerst auf die Idee kam, einen ausgehöhlten Baumstamm als Fahrzeug zu benutzen, wie Kinder bei uns dies gelegentlich mit einem Backtroge zu thun pflegen. Solche primitive Fahrzeuge Eingeborener sind bereits wiederholt erwähnt worden, kommen aber neben kunstvoll construirten auf ein und derselben Insel vor. So besteht das gewöhnliche Fischer-canu der Samoaner nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme mit Ausleger, ebenso das hawaiische, wovon ich noch Exemplare sah und benutzte. Ganz ähnlich scheint auch das Canu von Sikayana (Stewart-Insel), soweit sich nach der Abbildung in der »Novara-Reise« (II, S. 454) urtheilen lässt. Durch Aufsetzen von Seitenborden und Bugschnäbeln entstehen dann die Formen, wie sie sich, je mit gewissen Abweichungen, namentlich bezüglich des Auslegers, so mannigfach in Melanesien finden, z. B. auf den Salomons (Guppy: »Solomons Isl.«, S. 63), hier sogar auch ohne Ausleger; Neu-Britannien (schlecht abgebildet in Powell: »Wanderings in a wild Country«, S. 168), Bilibili in Astrolabe-Bai (Finsch: »Samoafahrten«, S. 84), Tagai an der Nordküste von Kaiser Wilhelms-Land (Finsch: »Ethnol. Atlas«, Taf. VII, Fig. 3), um nur einige Beispiele anzuführen.

Besondere Häuser für Canus oder Canuschuppen, die Kubary auch für Kuschai erwähnt, gibt es nicht, und zur Unterkunft derselben wird, wie schon v. Kittlitz erwähnt, meist der Giebelraum der Häuser benutzt.

II. Körperhülle und Putz.

A. Bekleidung.

Obwohl die heutigen Kuschaier ausnahmslos europäische Kleider tragen, hat sich nebenbei doch noch das einzige Bekleidungsstück der früheren Zeit, der »Toll«, bei ihnen erhalten. Es ist dies eine sehr auffallende und bemerkenswerthe Erscheinung, die in ihrer Art fast einzig dasteht. Denn überall, wo die Civilisation bereits Bekleidung nach europäischem Muster einführte, ist von Originalität des früheren Fleisses der Eingeborenen kaum etwas übrig geblieben, wie dies im Allgemeinen auch für Kuschai gilt.

Toll (Nr. 226, 1 Stück, Taf. IV [21], Fig. 1 und 2), Lendenbinde aus gewebtem Stoff von Bananenfaser; Bekleidung für beide Geschlechter. Lälla.

Der 1·7 M. lange und 19 Cm. breite Streifen ist schwarz und trägt an beiden Enden eine breite hübsch gemusterte bunte Kante in Schwarz, Kirschbraunroth, Gelb und Weiss, denjenigen Farben, aus denen sich fast stets das Muster dieser Webearbeiten zusammensetzt. Fig. 1 stellt einen Theil der einen, 43 Cm. langen Endkante, und zwar ein Drittel der ganzen Breite dar. Die fransenartige Endkante (a) besteht aus den losen Kettfäden, von denen die verschiedenfarbigen durch Zusammenknüpfen verbunden sind. Die Pünktchen (vgl. Abbild.) zwischen dem Kirschroth und Gelb der Fransenkante zeigen diese äusserst feinen Knoten. Diese Knotenverbindung der farbigen Kettfäden markirt sich auch auf dem übrigen gemusterten Theile des Gewebes durch ab-

gesetzte Querreihen, die nicht schnurgerade verlaufen, wie dies die drei unteren Reihen der Abbildung zeigen. Oberhalb dieser drei Querreihen folgt eine kirschbraunrothe durchgehende Querbinde (*b*), dann eine Querbinde aus schwarzen, gelben, rothbraunen und weissen Längsstreifen (*c*), das übrige (noch 31 Cm. lange) Muster ist ganz so wie das der drei ersten Querstreifen, nur dass dasselbe durch sechs viereckige kirschbraune Flecken unterbrochen wird.

Die andere, 37 Cm. lange Endkante (Fig. 2) zeigt ein ganz verschiedenes Muster, schmale Längsstreifen mit quergestreifter Randkante (*a*), die an der einen Seite breiter ist als an der anderen; die ausgefrante Endkante der losen Kettfäden besteht aus zusammengeknüpften gelben und schwarzen Fäden der Kette.

Toll (Nr. 225, 1 Stück), wie vorher, aber anderes Muster. Länge 1·54 M., Breite 17 Cm. Lälla.

Die Lendenbinden von Kuschai¹⁾ gehören jedenfalls zu den kunstvollsten Erzeugnissen der hochentwickelten Webekunst der Carolinier, namentlich durch die zum Theil sehr geschmackvolle Zusammenstellung des bunten Musters, das an jedem Stücke Verschiedenheiten zeigt. Dies erklärt sich leicht durch den Mangel an Vorlagen, weshalb jede Weberin das Muster selbst erfinden muss und daher die individuelle Begabung wie Geschmack voll zum Ausdruck gelangen kann. Ich verglich mehr als drei Dutzend und fand nicht zwei ganz gleich.

Die Massverhältnisse dieser Toll variiren nur unerheblich: Länge 1·68—1·80 M., Breite 17—22 Cm.

Der Toll wird der Länge nach vierfach zusammengefaltet, so dass er einen nur 4—5 Cm. breiten Streif bildet, von dessen schönem Muster dann wenig mehr zu sehen ist. In ähnlicher Weise wie den »Mal« der Melanesier oder »Maro« der Polynesier gürtet man auch diesen Streif um die Hüften, zieht das eine Ende zwischen den Beinen durch und knüpft es vorne fest, wobei Männer in der Schamgegend den Stoff etwas ausbreiten, so dass das Scrotum suspensoriumartig eingehüllt wird. Nach v. Kittlitz (und Lütke): »unterschieden sich Frauen von Männern im Costüm nur durch den breiteren Gürtel«. Kubary irrt also, wenn er den Toll nur für einen »männlichen Schmuckgürtel« hält. (»Ethn. Beitr.«, I, S. 63.)

Im Atlas der »Senjavin-Reise« ist aber auch eine Frau abgebildet, welche ein breiteres Stück Matte in Form eines kurzen Röckchens um die Hüften trägt (Pl. 18), ähnlich wie die Frauen auf Sonsol. Wie ich bereits erwähnte, wurden 1880 noch Toll gewebt und allgemein unter den europäischen Kleidern getragen. Wenn Männer im Canu oder bei der Plantagenarbeit die geringe Bekleidung, Hemd und Hose, ablegten, was häufig geschah, so waren sie mit dem Toll gegürtet, wie dies die Abbildungen im Atlas der »Senjavin-Reise« (Pl. 19 und 22) zeigen. Früher pflegten Frauen hinterseits, am Gürtel befestigt, zuweilen noch eine besondere Sitzmatte zu tragen (Kittlitz, II, S. 5), die ich nicht mehr zu sehen bekam.

Ponchoartige Ueberwürfe aus gewebtem Stoff oder Mattengeflecht, wie solche sonst in den Carolinen vorkommen (vgl. Nr. 227 von Ruk), kannte man auf Kuschai nicht, wie v. Kittlitz besonders hervorhebt.

Als Bekleidung in gewissem Sinne möchte ich hier noch der kleinen viereckigen **Matten** gedenken, die als Bedeckung kleiner Kinder benutzt werden, um sie beim Aus-

¹⁾ Sehr nahestehend scheinen die gleich grossen, aus Bananen- oder *Hibiscus*-Faser gewebten Schamgürtel auf Sonsol, deren delicate Muster Kubary (»Ethn. Beitr.«, I, S. 91) ebenso oberflächlich beschreibt, als die »Webevorrichtung« (S. 95), bei welcher z. B. der Kettebock unerwähnt bleibt.

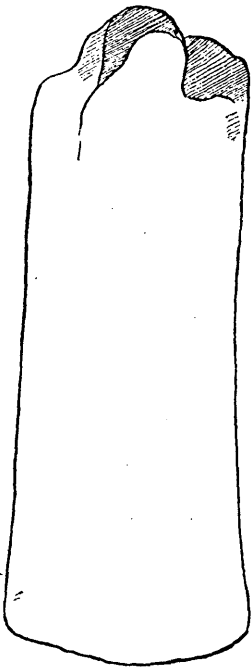
tragen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, wie ich sie damals noch gebrauchen sah. Das Material ist, wie stets, *Pandanus*-Blatt, die Grösse variiert (32—60 Cm. lang und ebenso breit); zuweilen sind diese Matten hübsch schwarz gemustert und dieses Muster nicht aufgenäht, sondern eingeflochten (vgl. S. 216 [472]). Auch Lütke gedenkt dieser Matten als »Sonnen- und Regenschirme«, die hauptsächlich vom weiblichen Geschlecht benutzt werden.

B. Putz und Zieraten.

a) Material.

Kuschai scheint an Gegenständen des Putzes nie reich gewesen zu sein, denn schon Lütke und v. Kittlitz¹⁾ erwähnen die in dieser Richtung herrschende Armuth.

Fig. 49.



Perlmuttergeld.

1/2 natürl. Grösse.

Dies erklärt sich zum Theil aus dem Umstande, dass die Frauen, welche gewöhnlich stark an der Verfertigung von Schmucksachen theilgenommen sind, ihre Hauptthätigkeit der sehr mühsamen Weberei zu widmen haben, so dass ihnen im Ganzen wenig Zeit übrig bleibt.

Ich selbst konnte natürlich nur noch Reste sammeln, erlangte aber immerhin noch einige eigenthümliche Stücke, die zum besseren Verständniss früherer Verhältnisse nicht unwichtig sind. Bemerkenswerth für die Schmuckgegenstände Kuschais ist, dass keine rothen *Spondylus*-Scheibchen verwendet worden zu sein scheinen, wenigstens habe ich niemals hier solche beobachtet, und auch Lütke und v. Kittlitz erwähnen sie nicht, dagegen aber Perlen von *Cocosnuss*-schale und Muscheln. Ich erhielt nur Schmuckstücke aus Schildpatt, *Trochus*, *Conus* und Perlmutterstücke (»Mäk«). Letztere wurden ebenfalls zu Schmuck verarbeitet, bildeten aber in der nachfolgenden Form hauptsächlich ein Tauschmittel der alten Kuschai, welches mir als das frühere Geld bezeichnet wurde.

Fai (Nr. 642, 2 Stück, Fig. 49), Perlmutterstücke; Längsschnitte aus dem Mitteltheile von *Meleagrina margaritifera*; 17 Cm. lang und 6 Cm. breit. Taaf, bei Port Lottin.

Ich erhielt mehrere dieser einst so hochgeschätzten Stücke, von denen das grösste eine Länge von 23 Cm. und eine Breite von 85 Mm. hatte, also von einer Perlschale herrührte, wie sie für diese Art Perlmuschel²⁾ in dieser Grösse selten ist. Fai wurde jedenfalls auch als Material für die Fischhaken (Nr. 149, S. 208 [464]) verwendet, denn ich erhielt einige schmalere Stücke, die offenbar zu Schäften von Fischhaken dienen sollten, die man mir aber ebenfalls unter dem Namen »Fai« als früheres Geld bezeichnete.

1) »Man sieht im Ganzen ungemein wenig Gegenstände des Putzes.« »Gewöhnlich waren es nur Blumen, auch wohl grüne Blätter.« »Nur die kleinen Kinder sahen wir allezeit beladen mit Putz, besonders Halsbändern, sehr sauber aus kleinen Früchten, Muscheln und Holzstückchen verfertigt.« Denkwürd., II, S. 12 und 13.

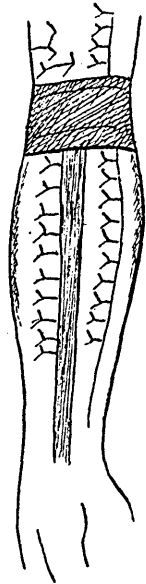
2) Von der viel grösseren *Avicula margaritifera*, die in gewissen Gebieten Melanesiens zu Schmuck verwendet wird, messen grosse Exemplare aus Torresstrasse in der Länge nur 20 Cm., im Querdurchmesser 28 Cm. (Gewicht 1 Kilo); eine kolossale Schale derselben Species von Borneo (Labuan) ist 26 Cm. lang, 29 Cm. breit (Gewicht 1 1/2 Kilo).

Glasperlen, die sonst überall so beliebt bei Eingeborenen sind und die ursprünglichen Schmucksachen besonders verdrängen halfen, erinnere ich mich in Kuschai kaum verwendet gesehen zu haben. v. Kittlitz sprach darüber schon sein Verwundern aus, denn er bemerkte nie, dass die reichlich geschenkten Glasperlen (welche die Kuschai ja bereits durch die »Coquille« erhalten hatten) getragen wurden, ebensowenig als Kleidungsstücke.

b) Hautverzierung.

Tätowirung gehört der Vergangenheit an und hat auf Kuschai stets nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt. v. Kittlitz sagt über Tätowirung (»Schischin«) nur: »Die Zeichen haben übrigens nicht viel Auffallendes, sie bestehen fast nur in breiteren und schmälern Längsstreifen und einigen Querstreifen an Armen und Beinen« und erwähnt noch, dass das Muster bei beiden Geschlechtern gleich ist (II, S. 12). Lütke, der die Tätowirung der Kuschai als sehr unregelmässig und wenig symmetrisch bezeichnet, bemerkt ausdrücklich, dass keine besonderen Zeichen für Rangunterschiede vorkamen. Die auf Pl. 18 der »Senjavin-Reise« abgebildeten Kuschai (beiderlei Geschlechts) geben nur eine sehr flüchtige Darstellung der Tätowirung, welche ich auf Grund meiner genauen Skizzen vervollständigen kann. Der am reichsten tätowirte alte Mann (übrigens kein Vornehmer) zeigte (Fig. 50, Innenseite des Armes) rund um den Ellbogen ein breiteres Band, von hier aus einen schmälern Streif an der Innen- und Aussenseite des Unterarmes, hier sowie auf dem Oberarm ein paar Längsstriche mit kurzen schriftartigen Zeichen, einem kleinen γ vergleichbar, welche Lütke doppelt abbildet (I, S. 360) und die nach ihm »Vögel« darstellen sollen, wozu allerdings viel Phantasie gehört. An den Beinen war nur die Wade mit einem Längsstreif gezeichnet, bei Anderen die ganze Aussenseite des Beines mit einem Längsstrich, ähnlich der Binse einer Militärhose (wie die Frau bei Kittlitz, II, S. 5). Die Figuren der citirten Tafel zeigen das tätowirte Armband nicht um den Ellbogen, sondern am Oberarme, was hier erwähnt sein mag. Ich beobachtete übrigens Tätowirung nur noch bei einigen älteren Leuten, denn die Mission hatte den Brauch bereits ausgerottet, gestattete dagegen das Einritzen christlicher Taufnamen in grossen Buchstaben, was aber auch nur wenig geübt wurde.

Fig. 50.



Armtätowirung.

Die Tätowirung Kuschais hat einen durchaus eigenthümlichen Typus, und Kuby, der dieselbe übrigens nicht kannte, irrt durchaus, wenn er eine Verwandtschaft mit der von Ponapé und Pelau annimmt. Erwähnt sei noch, dass das einfache Muster der Tätowirung Kuschais, wenn man die paar Striche überhaupt so nennen kann, durchaus von dem der Gürtel (»Toll«) abweicht.

Tätowirgeräth erlangte ich nicht mehr. Ueberhaupt besass Kuschai kein solches, wie es sonst meist gebraucht wird, sondern man bediente sich nach Lütke nur einer Muschel, mit der man die Haut einritzte und dann mit einem Pflanzensaft einrieb. Nach Guppy geschieht das Tätowiren auf den Salomons mit ähnlichen primitiven Werkzeugen (Stück Muschel, Bambu oder dem Zahne eines *Pteropus*).

Bemalen mit Gelbwurzpulver (*Curcuma*), sonst auf allen Carolinen die beliebteste Körperzier, war auf Kuschai unbekannt, wie Lütke und v. Kittlitz besonders erwähnen. Dagegen salbte man Haar wie Körper mit Cocosnussöl.

c) Haartracht.

Darüber belehrt Taf. 17 der »Senjavin-Reise«. Die Männer schürzten das lange Haar in einen Knoten, der aber nicht, wie bei den Marshallanern, auf dem Wirbel in die Höhe stand, sondern vom Hinterkopf herabhing, die Frauen seitlich in einen Knoten. Gegenwärtig halten die Männer das Haar kurz; Frauen lassen es, wie früher, länger wachsen und binden es im Nacken oder seitlich in einem Knoten, der mit einem europäischen Kamme festgesteckt wird.

d) Kopfputz.

v. Kittlitz gedenkt nur der Haut eines Tropikvogels (*Phaeton*), die vermuthlich bei gewissen Gelegenheiten als Kopfputz diente, im Uebrigen aber nur Blumen, die einzeln ins Haar gesteckt oder als Kränze getragen wurden. Diese Sitte herrschte noch zur Zeit meines Besuches, und Blumen, sowie bunte Blätter waren der häufigste Kopfputz, den ich beobachtete. Sonst erhielt ich nur noch eine **Kopfbinde**, aus einer Reihe kleiner weisser Muscheln auf eine Faserschnur geflochten, ähnlich (Taf. V [22], Fig. 2) von den Marshalls. Wie man mir sagte, wurden solche Stirnbinden nur bei den Tanzvorstellungen getragen, ganz wie dies auf den Marshalls der Fall ist.

e) Ohrputz

beschränkt sich nur auf Blätter und Blumen, wie dies schon von v. Kittlitz beschrieben wird. Die Ohrfläppchen sind meist durchbohrt und zum Theil, ähnlich wie auf den Marshalls, bedeutend ausgeweitet, denn ich sah Frauen, welche ganze Blütenkolben des sehr wohlriechenden *Pandanus* im Ohre trugen. Sehr beliebt waren auch die Blüten einer Art Lilie, die wir schon auf den Marshall-Inseln (vgl. S. 178 [434]) kennen lernten. Lütke sah als seltene Ausnahme den Ohrrand durchbohrt.

f) Nasenzier

gab es nicht; aber Lütke erwähnt, dass äusserst selten das Septum durchbohrt war, in welchem man eine »kleine Papierrolle« trug, was hier erwähnt sein mag, weil Durchbohren der Nase sonst in Mikronesien nur auf den westlichen Carolinen (Yap und Pelau) vorkommt.

g) Hals- und Brustschmuck.

Kuschai besass davon im Ganzen wenig, immerhin Eigenthümliches, wovon ich sogar noch Einiges erhielt. Die allgemein gebräuchlichen Halsbinden der Frauen, »dicke Wülste von 9 Zoll im Umfange aus unzähligen Schnüren von Cocosfaser« (Lütke), welche den Hals dicht umschlossen (Atlas, Pl. 17) und nicht abgelegt werden konnten, sah ich nicht mehr. Sie erinnern übrigens an die Basthalsschnüre verheirateter Frauen auf Yap (Journ. M. G., II, Taf. 7). Zu meiner Zeit begnügte man sich auf Kuschai mit einfachen Halsstrickchen oder flocht, wie früher, Kränze aus Blumen, namentlich den prachtvoll rothen Blüten eines Strauches (*Ixora coccinea* nach v. Kittlitz).

Eigenthümlichen Halsschmuck aus der guten alten Zeit repräsentiren die folgenden beiden Nummern:

Ga (Nr. 640, 1 Stück), Halsschmuck (Taf. IV [23], Fig. 2) für Männer aus Schildpatt. Taaf. Der Strich *a* (Fig. 2) bezeichnet die Dicke des Stückes an der Rückseite, welche sich dadurch erklärt, dass das Stück aus einer Randplatte der Karettschildkröte gearbeitet ist. Ein fast gleiches Stück aus dem British Museum bildet Edge-Partington (Taf. 175, Fig. 3), aus leicht begreiflichem Irrthum, als »Fischhaken« ab. Als solche auch (Journ. M. G., Heft IV, 1874, Taf. 4, Fig. 4 *a* und 4 *b*, und Kat., S. 423, Nr. 212) von Pelau, aber ein Eingeborener von dort kannte derartige Stücke überhaupt nicht. Interessant ist der Nachweis ganz ähnlicher Schmuckhaken aus Schildpatt von Sonsol durch Kubary (»Ethn. Beitr.«, I, S. 93, Taf. XII, Fig. 7), die hier ebenfalls Geld ver-

treten und auch auf Bunai (St. Davids), Bun (Pulu Ana) und den Hermites vorkommen (I. c., II, S. 126, Anm.).

Der »Ga« gehört der Vergangenheit Kuschais an und war früher einer der werthvollsten Schmuckgegenstände der Eingeborenen. An einem Strickchen um den Hals befestigt, wurde der »Ga«, und zwar immer nur ein Stück, von den Männern getragen, die vor dem Tokoscha (König) zu erscheinen hatten. In gleicher Weise mussten sich Frauen, die vor die Koscha (Königin) befohlen waren, schmücken, mit dem:

Puti (Nr. 641, 1 Stück), Halsschmuck (Taf. VI [23], Fig. 3) aus Schildpatt, Randschild. Taaf. *a* bezeichnet die Dicke. Ein anderes Exemplar war am oberen Rande (über dem Bohrloch) mit fünf seichten Kerben verziert, in ähnlicher Weise wie der »Ga« (Fig. 2). Beide Schmuckgegenstände galten früher als **Geld** und es gelang mir nur noch wenige Exemplare einzuhandeln. Lütke und v. Kittlitz erwähnen diesen Schmuck nicht, wohl aber der Erstere »Muschelstücke, circa 4 Zoll lang und 1 1/2 Zoll breit« (»Mock« genannt), die alle Bewohner Lällas beim Abschiede um den Hals trugen, und womit ohne Zweifel die vorher erwähnten »Fai« gemeint sind. Lütke bemerkt noch ausdrücklich: »anderen Halsschmuck sah ich nicht«, erwähnt aber vorher »Halsketten aus Perlen von Cocosschale und Muscheln«.

h) Armschmuck.

Wie in gewissen Gebieten Neu-Guineas aus *Conus*-Muschel geschliffene Armringe noch heute, als werthvoller Schmuck und zugleich Geld, im Leben der Eingeborenen eine grosse Rolle spielen (vgl. II, S. [83], [100] und [161], Taf. XV [7], Fig. 1), so war dies auch früher auf Kuschai der Fall. Es glückte mir, hier noch einige wenige Exemplare solcher Schmuckstücke zu erlangen, die früher zu den Kostbarkeiten zählten und den Werth von Geld repräsentirten, jetzt aber längst der Vergangenheit angehören. Nach Funden in den Ruinen von Ponapé zu urtheilen, kam dieselbe Art Armbänder früher auch hier vor, was bemerkenswerth ist, weil sie sonst auf allen übrigen Carolinen fehlen, dagegen waren sie früher auf den Marshalls bekannt.

Forr (Nr. 361, 1 Stück, Taf. VI [23], Fig. 1), Armring, aus dem Querschnitt vom breiten Ende einer Muschel geschliffen. (Längsdurchmesser 70 Mm., Höhendurchmesser 60 Mm. im Lichten.) Taaf.

Ein ausserordentlich interessantes und seltenes Stück, schon deshalb, weil sich das Conchyl nicht mit Sicherheit bestimmen lässt. Selbst dem eminenten Fachkenner Professor v. Martens (Berlin), der die Güte hatte dieses Exemplar zu untersuchen, gelang dies nicht. Er schreibt mir über dasselbe: »Doch wohl *Conus*, wenigstens wüsste ich nichts Anderes; aber nicht *C. millepunctatus*. *Turbo* kann es auch nicht sein.« Das Exemplar ist stark abgeschliffen, wie es scheint auch innen abgeputzt und zeigt in Folge dessen eine matte Färbung wie altes Elfenbein. Nach meinen Vergleichen ist das Material kein *Conus*, sondern eine *Trochus*-Art (wohl *niloticus*). Ein Armring aus derselben Muschelspecies ist bei Edge-Partigton (Taf. 175, Fig. 6) abgebildet. Ausser dieser Muschel wurde aber auch sicher *Conus millepunctatus* zu Armringen verarbeitet, denn ich erhielt davon auf Kuschai nicht nur fertige Armringe, sondern auch solche in Bearbeitung und das Rohmaterial. Ein solcher durchschnittener *Conus* (»Forr« genannt) zeigte den kolossalen Durchmesser von 85 Mm. Zweifellos ebenfalls aus *Conus millepunctatus* geschliffen ist der in der »Senjavin-Reise« (Pl. 30, Fig. 8) abgebildete Armring (im Text irrtümlich als aus »nacre de perl« bezeichnet).

Beinschmuck gab es nicht, aber nach Lütke trugen die Frauen ähnliche Wülste aus Cocosfaserschnüren wie um den Hals auch um das Fesselgelenk, was der Vollständigkeit wegen erwähnt sein mag.

Ethnologische Schlussbetrachtung.

In gänzlicher Abgeschiedenheit von der Aussenwelt und vollständig unberührt von fremden Einflüssen, fanden die ersten Reisenden in den freundlichen, durchaus harmlosen Bewohnern Kuschais ein Feld für ethnologische Forschungen, wie es in ähnlicher Weise nirgends mehr vorhanden ist. Leider war das wissenschaftliche Interesse der damaligen Zeit nur nebenbei auf Völkerkunde gerichtet, und wenn man den ersten Reisenden (Lesson, Lütke, Kittlitz) immerhin dankbar sein muss, dass sie auch in dieser Richtung mancherlei werthvolle Nachrichten hinterliessen, so genügen dieselben den heutigen Ansprüchen doch nicht. Freilich konnte man damals nicht entfernt ahnen, dass kaum mehr als 50 Jahre später nur noch Reste der Eingeborenen vorhanden sein würden. Was hätte sich nicht in den 25 Tagen, die Kittlitz auf der Insel verweilen konnte (vom 8. December 1827 bis 2. Januar 1828) alles thun lassen, nicht blos im Sammeln, sondern Aufzeichnungen über das Leben und Treiben des interessanten Völkchens, das eine kleine Welt für sich bildete. Mir waren hier nur im Ganzen neun unvergesslich interessante Tage vergönnt! Die Vogelarten, welche Lesson und v. Kittlitz einst zuerst sammelten, sie alle waren noch ebenso zahlreich vorhanden als damals, aber vom Menschen, jedenfalls, wie überall, dem interessantesten Geschöpfe von allen, fand ich nur noch Reste, die in ihrer Eigenart bereits gar Vieles eingebüsst hatten. So konnte ich nur noch Nachlese halten, wo meinen Vorgängern die volle Ernte winkte; aber diese Nachlese ist um so interessanter, weil sie noch die letzten Reste retten half, die bald ins Gebiet ethnologischer Reliquien gehören werden. Und an solchen sind unsere Museen gerade von Kuschai nicht sehr reich; enthielt doch die einst berühmte Südsee-Sammlung Godeffroy in Hamburg im Ganzen nur vier Stück von Kuschai, während das Berliner Museum durch mich mit 178 Gegenständen von hier bereichert werden konnte.

Soweit sich nach eigenen Erfahrungen und den Aufzeichnungen meiner Vorgänger urtheilen lässt, bildet auch Kuschai innerhalb der Ethnologie der Carolinen eine eigene Subprovinz, ausgezeichnet durch verschiedene charakteristische Eigenthümlichkeiten. Hierher gehören: Eigene Sprache, eigenes Feudalsystem, eigener Baustyl der Häuser, eigene Construction der Canus (ohne Segel und Mast), eigene sehr kunstvolle Buntweberei, eigenes Muster der Tätowirung (gleich für beide Geschlechter). Charakteristisch für die ethnologischen Verhältnisse Kuschais sind ferner: Die zum Theil Kolossalsteinbauten in Mäuern und Steinwällen, der Genuss von Kawa und die auffallende Armuth an Gegenständen des Schmuckes und der Körperzier, die nur in den Brustornamenten aus Schildpatt (Pl. [23], Fig. 2, 3) eigenthümliches aufweisen, das sich aber auf den westlichen Carolinen (Sonsol) wiederholt. Im Vergleich mit den übrigen Carolinen verdienen der Mangel an Putzkämmen, besonderem Ohr- und Leibschmuck, die Nichtverwendung von Scheibchen aus *Spondylus*-Muschel und ganz besonders von Gelbwurzel (*Curcuma*) zum Bemalen des Körpers erwähnt zu werden.

2. Ponapé.

Einleitung.

Entdecker. Wahrscheinlich schon 1595 von Pedro Fernandez de Quiros, dem Begleiter Mendanas, gesichtet, blieb die Insel mehr als zwei Jahrhunderte vergessen, bis sie von dem hochverdienten Erforscher des Carolinen-Archipels, F. Lütke, 1828 mit der russischen Corvette »Senjavin« wieder entdeckt wurde. Vom 14. bis 19. Januar des genannten Jahres recognoscirte der »Senjavin« diese Insel und die benachbarten westlichen kleinen Atolle Andema und Pakin, welche Lütke unter dem Namen »Senjavin-Inseln« zuerst kartographisch niederlegte. Da in damaliger Zeit noch alle Südsee-Insulaner als »Wilde« arg verschrieen waren und sich die Eingeborenen, jedenfalls aus Freude und nicht in böser Absicht, gegenüber den Russen ziemlich lärmend betrogen, wie dies allenthalben vorkommt, wagte man nicht zu landen. Die übrigens treffliche Aufnahme der Insel (von Lieutenant Zavalichine) verzeichnet daher ziemlich oberflächlich nur einen, und zwar den nördlichen Jokoits- oder Jamestown-Hafen als »Port du mauvais accueil«. Im Jahre 1839 vermass das englische Kriegsschiff »Larne« Roankiti, den südwestlichen Hafen, während ein Jahr später die französische Corvette »La Danaïde« unter Capitän de Rosamel die übrigen kartirte und damit die Aufnahme der ganzen Insel zum Abschluss brachte. Sie wurde schon in den Dreissigerjahren von Walfängern besucht, bei denen sie später unter dem Namen »Ascension« sehr bekannt war. Auf den skizzenhaften Kärtchen der Carolinen von Cantova (1722) und Don Luis de Torres, wie sie Chamisso publicirt (»Reise«, 2, S. 152), ist die Insel übrigens nicht verzeichnet. Schon aus Mangel an seetüchtigen Fahrzeugen ohne Verkehr mit den westlichen Inseln, waren die Bewohner Ponapés als Verschlagene doch von jeher weiter bekannt, die Insel selbst nur dem Namen nach. Hieraus erklärt sich die sehr verschiedene Aussprache, respective Schreibweise: Bonabe, Bonaby, Bonabay, Bornabe, Bonibet, Fonnaby, Painipet, Pulupa, Falope, Funopet, Felupet, Falupet, Puynipet (Lütke), Hunnepet (Kittlitz). Kadu's »Fanopé« bezieht sich jedenfalls auch auf Ponapé, obwohl er es sehr verkehrt als »niedrige Inselgruppen« bezeichnete (Chamisso, S. 188). Aber Kadu hatte von Fanopé nur sprechen hören, wie Eingeborene von Lukunor Lütke gegenüber Ponapé mit »Faounoupei« nur dem Namen nach, aber bereits als hohe Insel kannten. Gegenstände von Ponapé, welche Lukunorer an Bord des »Senjavin« sahen, wurden gleich als von »Faounoupei« bezeichnet; aber man glaubte auch, dass die polirten Möbel in der Cajüte von dorthier stammten. Dies beweist am besten, dass diese Eingeborenen Ponapé nicht aus eigener Anschauung kannten, wie sie andererseits von »Pyghirap« (Pikiram) als einer von Menschenfressern bewohnten Insel erzählten, die sie natürlich ebenfalls nur vom Hörensagen kannten.

Zur Literatur. Da die Forschungsreisenden des »Senjavin« nur wenige Stunden und von Bord aus mit den Eingeborenen verkehrten, so konnten sie natürlich nur spärliche Beobachtungen sammeln, die aber immerhin als die ersten noch heute von Interesse sind (Lütke, II, S. 26—31; Kittlitz: Denkwürd., II, S. 70—75). Die ältesten Nachrichten des Spaniers Francisco Michelena y Rojas (aus den Jahren 1822—1842), welche nach Friederichsen auch hinsichtlich Ponapés »besonders bemerkenswerth« sein sollen, waren mir nicht zugänglich. Ebenso gelang es mir leider nicht, des seltenen Büchleins habhaft

zu werden, in welchem James F. O'Connell,¹⁾ jener schiffbrüchige Matrose des englischen Walschiffes »John Bull«, der 1827 oder 1828 als der erste Weisse längere Zeit unter den Eingeborenen zubrachte, seine Erlebnisse erzählt, und der unter Anderem zuerst über die prähistorischen Bauten berichtete. Als Hauptquellen unserer Kenntniss über Ponapé dürfen daher immer noch die oft benutzten Mittheilungen von Capitän A. Cheyne,²⁾ Dr. L. H. Gulick und anderer amerikanischer Missionäre betrachtet werden, zu denen auch die unter Kuschai (S. 194 [450]) citirten Notizen des Rev. Samuel C. Damon zu rechnen sind. In der Reisebeschreibung der österreichischen Fregatte »Novara«³⁾ wird der Insel »Puynipet« ein ganzes Capitel gewidmet, das eine Fülle von Mittheilungen enthält, welche aber meist auf Aussagen weisser Ansiedler beruhen. Denn das Kriegsschiff lag nur einen Tag (18. September 1858) vor Roankiti, und die Mitglieder der wissenschaftlichen Commission konnten kaum fünf Stunden am Land⁴⁾ verweilen, also unmöglich eingehendere Studien machen. Aus diesem Grunde sind dankenswerther Weise auch Cheyne's Nachrichten ergänzend angefügt worden, die indess hinsichtlich Handel und Verkehr nicht mehr zutreffen.

Mit Franz Hensheim, der in seinen »Südsee-Erinnerungen« (IV. Ponapé, S. 61 bis 72) auch diese Insel anziehend skizzirt, verweilte ich vom 2. bis 12. März 1880 auf Ponapé. Meine elftägigen Erfahrungen, die von Jokoits bis Metalanim reichen und uns hier auch, unter Führung von Kubary,⁵⁾ mit den wunderbaren Ruinen von Nantauatsch bekannt machten, sind in den folgenden Publicationen niedergelegt, ethnologisch wohl die ausführlichsten:

1. »Aus dem Pacific. IV. Ponapé (Carolinen)« in: Hamburger Nachrichten, 1880, Nr. 214—216 (8. bis 10. September).
2. »Ueber die Bewohner von Ponapé (östliche Carolinen). Nach eigenen Beobachtungen und Erkundigungen« in: Zeitschr. für Ethnol., Berlin 1880, S. 301—332, Taf. XI (Eingeb.) und 16 Textbilder (meist Tätowirung).
3. »Ueber seine in den Jahren 1879—1882 unternommenen Reisen in der Südsee« in: Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde, 1882, S. 7.

Geographischer Ueberblick. Nach den Berechnungen von L. Friederichsen hat Ponapé (unter 6° 43' und 7° 6' n. Br. und 157° 54' ö. L.), bei einem ungefähren Umfange von 13 deutschen geographischen Meilen (60 Seemeilen nach Lütke), einen Flächenraum von circa 7½ deutschen Quadratmeilen, ist also nach Pelau die grösste Insel des Carolinen-Archipels. An 300 Seemeilen nordwestlich von Kuschai erscheint Ponapé, durchaus

1) »A Residence of eleven years in New Holland, and the Caroline Islands; being the Adventures of James F. O'Connell, edited from his verbal narrative; published by B. B. Mussey. Boston 1836.«

2) »Description of Islands in the Western Pacific Ocean, north and south of the Equator.« London 1852.

3) »Reise der österreichischen Fregatte »Novara« um die Erde in den Jahren 1857—1859 unter den Befehlen des Commodore B. v. Wüllerstorff-Urbair. Beschreibender Theil. II. Band. (Wien 1861.) XVI. Die Insel Puynipet (S. 394—425).«

4) Eine hübsche Schilderung dieses Besuches, welche manche brauchbare Notiz auch für die Ethnologie enthält, findet sich in: »Ferdinand v. Hochstetter's gesammelte Reiseberichte von der Erdumsegelung der »Novara« 1857—1859 (Wien 1885), S. 276—289.«

5) Bedauerlicher Weise hat dieser beste Kenner der Insel, welcher theils als Sammler, theils als Ansiedler mehrere Jahre hier lebte und der Sprache vollkommen mächtig war, seine Erfahrungen nicht mitgetheilt, sondern, soweit mir bekannt, nur Folgendes publicirt:

1. »Die Ruinen von Nanmatal auf der Insel Ponapé (Ascension)« in: Journ. M. G., Heft VI (1874), S. 123—131, Taf. 5 und
2. »Weitere Nachrichten von der Insel Ponapé«, daselbst, Heft VIII (1875), S. 129—135. Beschränkt sich hauptsächlich auf Tätowirung.

gebirgig, dicht bewaldet und von einem Barrier- (Wall-) Riff umgürtet, wie der grössere Zwilling der letzteren Insel. Aber die Gebirgsrücken zeigen durchgehends sanftere Formen, die meist lange flache Kämme, seltener höhere stumpfe Kegel bilden, unter denen der Tolocolme (Monte Santo von Lütke) als der höchste zu 2860 Fuss angegeben wird. Wie Kuschai ist Ponapé vulcanischen Ursprungs und besteht aus »olivin- und augitreichen Basaltlaven in verschiedenen Structurabänderungen« (»Novara«), aber auch aus dichtem Basalt (zum Theil in prismatischer Absonderung), der an mehreren Punkten höchst interessante malerische Partien bildet, wie sie Kuschai nicht aufzuweisen hat. Hierher gehören der merkwürdige zuckerbuttförmige Berg Takain in Metalanim-Hafen und der gewaltige Felsendom der Insel Jokoits mit seinen an 1000 Fuss hohen, fast senkrechten kahlen Wänden, eine charakteristische Landmarke für diesen nördlichen Hafen. Die ein bis zwei Seemeilen breite, zum Theil für Schiffe befahrbare Lagune ist viel ausgedehnter als die von Kuschai und besitzt vier Häfen, darunter drei ausgezeichnete (Jokoits oder Jamestown, Metalanim und Roankiti). Sie sind, wie die hydrographischen Verhältnisse überhaupt, in Findlay's vortrefflichem Werke (S. 743—750) eingehend beschrieben und auf der englischen Admiralitätskarte (Nr. 981) ebenso mustergiltig dargestellt. Hier auch die benachbarten, zu Ponapé gehörigen westlichen kleinen Atolle Pakin oder Pagenema-Inseln und Andema- oder Ant-Inseln. Dependenz von Ponapé sind auch das circa 65 Seemeilen südwestlich liegende kleine Atoll Ngatik oder Raven, identisch mit »Los Valientes« von Don Felipe Thompson (1773) und östlich Mokil und Pingelap (Macaskill).

Flora und Fauna stimmen im Allgemeinen mit Kuschai überein. Die erstere ist ebenfalls von tropischer Ueberfülle und bildet Dickichte, in welche einzudringen nur mit Hackmesser oder Säbel möglich ist, besonders da üppige Lianen überall Halt gebieten. Das Jagen ist daher ausserordentlich mühsam, namentlich auch darum, weil sich sehr schlecht gehen lässt in Folge des mit Moos überzogenen Trümmergesteins, welches meist den Boden bedeckt. Dazu fehlen betretene Pfade, wie sie allenthalben in Melanesien vorhanden sind, und es machte uns einst Mühe, einen Jagdgefährten, der sich im Urwalde verirrt hatte, aufzufinden. Baumfarne sind auch für den Laien eine ins Auge fallende Erscheinung des Waldes. Ausserdem fiel mir die von den Marshalls her bekannte Lilie auf, sowie ein Strauch mit schönen rothen Blüthen (wohl *Hibiscus*) und ein anderer mit kleinen, dichtstehenden, orangeröthen und rothen Blüthen, der auf Hawaii sehr häufig ist. Er ernährt dort die Raupe von *Danais erippus*, den ich in der That auch auf Ponapé fand, und erklärt zum Theil mit die sogenannten »Wanderungen« dieses auffallenden Tagfalters.

Besser als die Pflanzenwelt ist die Thierwelt bekannt und dies hauptsächlich ein Verdienst Johann Kubary's. Von seinen an das Museum Godeffroy gesandten Sammlungen scheint indess nur der ornithologische Theil¹⁾ eingehend bearbeitet worden zu sein, denn auch der Handelskatalog des Museum Godeffroy (VI, März 1877) verzeichnet (ausser sechs Arten pelagischer Fische) nur Vögel, im Uebrigen kein einziges Thier von Ponapé. Einige zoologische Notizen finden sich aber im Kat. M. G. (S. 281).

An Säugethieren besitzt die Insel nur zwei Arten (eine Ratte, »Kitschik«, und einen eigenthümlichen Flederhund: *Pteropus molossinus* Temm.). Vögel, durch die Naturforscher der »Novara-Reise« nur in 7 Arten nachgewiesen, sind durch Kubary,

¹⁾ Finsch: »Vögel von Ponapé (Seniavin-Gruppe)« in: Journ. M. G., Heft XII (1876), S. 15—40, Taf. 2. »On the birds of the Island of Ponapé« in: Proc. Z. S. Lond., 1877, pag. 778—782. »Beobachtungen über die Vögel der Insel Ponapé (Carolinen)« in: Cabanis, Journ. für Ornithol., 1880, S. 283—296. »Ornithological letters from the Pacific. VI. Ponapé« in: The Ibis, 1881, pag. 109—115.

und wohl erschöpfend, auf 32 Arten gebracht worden, von denen ich während meines Aufenthaltes allein 30 sammelte und beobachtete. Sechs Arten (*Trichoglossus rubiginosus* Bp., *Zosterops ponapensis* F., *Volvocivora insperata* F., *Myiagra pluto* F., *Rhipidura Kubaryi* F. und *Aplonis Pelzelni* F.) gehören der Insel eigenthümlich an. Wie bereits erwähnt, ist das Vorkommen eines Papageis, des einzigen im ganzen Carolinen-Archipel, ganz besonders merkwürdig. Dasselbe gilt in zoo-geographischer Hinsicht in Betreff unserer Sumpfohreule (*Otus brachyotus*), die auf Ponapé Brut- und Standvogel ist. Auffallend erscheint das Fehlen von rallenartigen Vögeln.

Reptilien sind ebenso selten und dieselben Arten als auf Kuschai (ich erhielt nur *Mabouia cyanura*, *Lygosoma smaragdina* und *Platydactylus lugubris*). Reicher an zum Theil ganz anständigen Flüssen als Kuschai, besitzt Ponapé auch Süßwasserfische, wovon ich drei Arten (darunter eine *Perca*) aus dem Pillapenchocolafluß erhielt, die indess in Berlin seither unbestimmt blieben, wie eine interessante Art Krebs (*Astacus* spec.) aus demselben Flusse, nach Kubary der einzige Süßwasserkrebs in ganz Mikronesien.¹⁾ Die Insectenwelt ist ebenso arm als auf Kuschai und auch hier besonders der Mangel an Tagfaltern auffallend. Ich sammelte nur die weitverbreiteten Arten: *Danaïs erippus* L. (auch auf Hawaii = *Idea Plexippus* Esch., Taf. VII, Fig. 14), *Hypolimnas Bolina*, *Junonia vellida* (auch bei Port Moresby) und zwei schöne Arten Ordensband (*Ophideres* spec.).

Areal und Bevölkerung. Wie erwähnt, besitzt Ponapé einen Flächeninhalt von $7\frac{1}{2}$ deutschen Quadratmeilen = circa 412 Quadratkilometer, ist also ungefähr so gross als das Areal der freien Hansestadt Hamburg. Nach Cheyne besass die Insel Mitte der Vierzigerjahre 7000—8000 Einwohner, aber 1854 wurden durch die englische Bark »Delta« Blattern, und zwar in abscheulicher Weise absichtlich eingeschleppt, indem man einen blatternkranken Matrosen heimlich landete und zurückliess. Die Eingeborenen nahmen sich dieses Unglücklichen liebevoll an, stahlen ihm aber auch zugleich die Kleider, und dadurch verbreitete sich die Seuche in furchtbarer Weise über die ganze Insel und soll (nach Kubary) an 3000 Eingeborene weggerafft haben. Zu meiner Zeit (1880) wurde die Bevölkerung auf 2000, nach dem Missionsbericht von 1891 auf 1705 geschätzt, was kaum 5 Einwohner auf den Quadratkilometer, also eine weit geringere Zahl als selbst auf den armen Atollen Ost-Mikronesiens ergibt. Die Bevölkerung verbreitet sich übrigens keineswegs über die ganze Insel, deren unzugängliches Innere nie bewohnt war, sondern siedelt vorzugsweise in der Umgebung der Häfen, namentlich Metalanim und Jokoits, da Roankiti, früher am dichtesten bevölkert, sich seit der Pockenepidemie nicht wieder erholt hat. Das kleine Atoll Pakin wird (nach Doane) von circa 75—100 Ponapesen bewohnt, Andema nur im Mai bis September von solchen besucht. Ngatik besitzt nur 30—40 Eingeborene, Mokil 95 und Pingelap 800.

Wie wir im Nachfolgenden sehen werden, hat die spanische »Schutzherrschaft« zu blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen geführt, die für Ponapé sehr verhängnissvoll waren und ein ähnliches Schicksal wie das der Marianner nicht als unmöglich erscheinen lassen.

Handel. Wegen seiner guten Häfen, reichlichen Provisionen und hübschen Mädchen war »Ascension« den Whaltern noch besser bekannt als »Strong's-Island« (Kuschai). Ihre Schiffe verkehrten hauptsächlich in Roankiti, wo noch Ende der Fünfzigerjahre

¹⁾ Einen anderen Flusskreb (»*Astacus*« spec.), »der beinahe alle Bäche und Wasserlöcher belebt«, erwähnt derselbe Reisende von Pelau und beschreibt dessen Fang mittelst Schlingen (Ethnol. Beiträge zur Kenntniss des Carolinen-Archipels, II, S. 152, Taf. XXI, Fig. 10 a).

während des Nordostpassat (November bis April) 50—60 Walfischfahrer vorsprachen, um Brennholz, Wasser und Provisionen einzunehmen. Weggelaufene Matrosen, welche zugleich als Lootsen dienten, besorgten diesen Handel, namentlich mit Schweinen und Taro; von letzterem wurden damals allein jährlich an 50 Tonnen ausgeführt. Diese Zeiten sind längst vorbei, wie jene, welche jährlich an 500 Pfund Schildpatt lieferten. Johann Kubary, der zu meiner Zeit seine hübsche Besitzung »Mbomp« (= Hügel) in Jokoits-Hafen mit Taro, Yams und Bananen bewirthschaftete und hier sogar Rindvieh hielt, konnte nicht bestehen, weil der Absatz zu gering war. Ab und zu kam ein kleines Fahrzeug, um geringe Quantitäten Kawawurzel für Fidschi einzutauschen, im Uebrigen genügten die beiden deutschen Stationen (A. Capelle und Hernsheim) in Jokoits-Hafen vollständig und waren die einzigen. Copra bildete, wie gewöhnlich, den hauptsächlichsten Export (bei der Spärlichkeit der Cocospalme jährlich aber nur circa 150.000 Pfund), ausserdem werden etwas Elfenbeinnüsse (die Frucht einer Palme, *Phytelephas macrocarpa*), ausgeführt. Der ganze Umsatz betrug jährlich (nach Hernsheim) nicht mehr als 6000—7000 chilenische Dollars (= 22.000—26.000 Mark), davon der Import circa ein Drittel. Eisenwaaren (Messer, Aexte), Baumwollenzeug (besonders bunte Taschentücher), Munition, hauptsächlich aber amerikanischer Stangentabak bildeten die Hauptartikel; Schnaps und Feuerwaffen waren schon durch die Whaler eingeführt. Bei der Bedürfnisslosigkeit der im Ueberfluss lebenden Eingeborenen ist wenig Aussicht auf lebhaftere Entwicklung des Handels, der immer ein sehr beschränkter bleiben, seit der spanischen Herrschaft aber jedenfalls bedenklich zurückgegangen sein wird. Bezüglich etwaiger Cultivationen ist bei der Faulheit der Eingeborenen auf deren Hilfe, selbst gegen Bezahlung, vollends nicht zu rechnen. Die kleinen Plantagen der Mission, welche schon von den »Novara«-Reisenden bei Roankiti als sehr versprechend gerühmt werden, und wie ich solche später, namentlich bei der Hauptstation Ua (Oua) sah, zeigen freilich die hervorragende Fruchtbarkeit des reichen vulcanischen Bodens, aber trotzdem ist Grossbetrieb völlig ausgeschlossen, selbst wenn Arbeitskräfte vorhanden wären. Die grössten Hindernisse bietet die Beschaffenheit der Insel selbst mit ihren dichtbewaldeten, steilen Bergen, welche, wie schon in Findlay sehr richtig bemerkt wird, kaum einige Acre ebenes Land lassen; dazu Alles dicht mit Basaltgeröll oder grösseren compacten Felsmassen und Blöcken von Basalt bedeckt.

Mission. In demselben Jahre (1852) als auf Kuschai, wurde auch auf Ponapé, und zwar zuerst in Roankiti die Mission gegründet, die anfänglich grosse Fortschritte machte. Ganze Stämme traten, wenn auch mehr äusserlich, zum Christenthum über, so dass 1866 ein grosser Theil der Eingeborenen bekehrt war. Aber bald folgte der Rückschlag; denn die strengen Temperenzgesetze der orthodoxen protestantischen Kirche (mit Verbot von Tabak, Gelbwurz, Schnaps und Vielweiberei) behagten auf die Dauer den Eingeborenen nicht sonderlich. Zu meiner Zeit (1880) gab es allerdings 13 sogenannte Kirchen, aber nach meinen Erkundigungen kaum 250 ständige Besucher.¹⁾ Mit der spanischen Besitzergreifung im Jahre 1887 ist, wie ganz Ponapé, auch die Mission schwer betroffen und ihre 35 jährige mühevollen und angestrenzte Arbeit, welche

¹⁾ Der Bericht der hawaiischen Mission vom Jahre 1886 gibt über die »Ost-Carolinen« folgende Statistik: 1. Ponapé (3000 Einwohner), 3 weisse Pastoren mit 4 Lehrerinnen, 12 eingeborene Lehrer, 13 Kirchen mit 451 regelmässigen Mitgliedern, 9 Sonntagsschulen mit 300 Schülern; 2. Pingelap (800—1000 Einwohner), seit 1872 gegründet, 1 eingeborener Pastor mit Frau, 1 Kirche mit 236 Mitgliedern, 1 tägliche Schule mit 75—100 Schülern; 3. Mokil (75—100 Einwohner), seit 1872 begründet und fast völlig bekehrt, ist das Missionswerk sehr zurückgegangen, so dass die Kirche nur noch 36 Mitglieder, die Schule circa 25 Schüler zählte.

schon die »Novara«-Reisenden rühmend erwähnen, vernichtet worden. Im September 1891 siedelte die Mission nach Kuschai über. Ob die sechs Kapuziner, welche getreu der glorreichen Vorzeit der ersten spanischen Eroberer auch auf Ponapé mit Soldaten zugleich ihren Einzug hielten, das Missionswerk in derselben friedlichen Weise betreiben werden, darf nach den ersten blutigen Auftritten stark bezweifelt werden.

Schutzherrschaft. Der leidenschaftliche Eifer, mit welchem Spanien, fast kriegslustig, wenn auch nicht kriegsbereit, für die Carolinen und seine angeblichen Rechte auf dieselben eintrat, hielt nicht lange vor. Im December 1885 vertragsmässig im Besitz dieser neuen Domäne, erschien doch erst am 15. März 1887 ein spanisches Kriegsschiff, von Manila her, auf Ponapé, um auf dieser grössten Carolineninsel die Flagge zu hissen und zugleich eine Colonie zu gründen. Dies geschah in sehr einfacher Weise, indem man die amerikanische Missionsstation Kenan ohne Weiteres annectirte und den protestirenden Vorsteher, Pator Doane, als Gefangenen nach Manila führte, wo er übrigens von dem einsichtsvollen Generalgouverneur Don Terrero sofort freigelassen wurde. Inzwischen hatten die neuen Ansiedler, 35 Soldaten nebst einer Anzahl Sträflingen und den unvermeidlichen Patres, in derselben Weise als Eroberer gehaust, wie dies die Spanier in früheren Jahrhunderten bereits zu thun pflegten. Herausfordernd, ohne Schonung von Eigenthum und Person, trieben sie es so arg, dass selbst die friedfertigen und nichts weniger als kriegslustigen Ponapesen, die bis dahin noch nie gegen Weiss gekämpft hatten, zu den Waffen griffen. Kaum drei Monate nach der Besitzergreifung, am 25. Juli, wurden die Spanier überfallen und etliche zwanzig erschlagen, darunter Se. Excellenz der Gouverneur Don Posadillo. Am 31. October brachten zwei Kriegsschiffe 600 Soldaten, und ein schreckliches Strafgericht schien zu drohen. Aber der neue Gouverneur Don Juan de la Concha war ein ebenso besonnener als humaner Herr, der mit Hilfe der sprachkundigen amerikanischen Missionäre die Sache friedlich beilegte. Darauf herrschte zwei Jahre anscheinend Ruhe, obwohl es im Stillen gährte. Denn die neuen »Schutz«-Herren führten ein System der Sklaverei und Besteuerung ein, das die Eingeborenen, wie ehemals ihre Brüder, die Chamorros der Mariannen, nicht zu ertragen vermochten. Im Jahre 1890 folgte ein allgemeiner Aufstand, der zu mehreren blutigen Zusammenstössen führte. Dabei verloren die Spanier, welche zuletzt mit drei Kriegsschiffen 500 Mann landeten, über 160 Soldaten, die Eingeborenen viel mehr, denn in einem Gefechte sollen allein über 300 gefallen sein. Ua, der freundliche Sitz der Mission, war dabei bombardirt und wie alle Häuser der Eingeborenen niedergebrannt worden, so dass von letzteren selbst, wenigstens was weaffenfähige Männer anbelangt, überhaupt wohl nicht viele übrig geblieben sein dürften. Spanien hat daher an dieser neuen Südseeperle seiner Krone wenig Freude erlebt und die Strafexpeditionen ihm sicher mehr gekostet, als Ponapé und sämmtliche Carolinen jemals aufbringen werden. Am unglücklichsten sind jedenfalls die Eingeborenen selbst weggekommen, die ohne Zweifel noch eine zufriedene und glückliche Existenz führen würden, wenn sich Se. Heiligkeit für Deutschland entschieden hätte, ohne dass dies deshalb für letzteres ein besonderes Glück gewesen wäre.

I. Eingeborene.

Aeusseres. Die anthropologische Stellung der Bewohner Ponapés als echte Carolinier, respective Oceanier habe ich schon früher so eingehend erörtert, dass ich hier auf diese Abhandlung (S. [488], Nr. 2) verweisen muss. Es ist aber vielleicht nicht über-

flüssig, auch an dieser Stelle zu wiederholen, dass die Ponapesen ebensowenig eine Mischlingsrace zwischen Mongolen (Chinesen) und Malayen (nach Rev. Damon) sind, als sie zur »Papuan race« (nach Rev. Doane) gehören. Durchaus unhaltbar erweisen sich auch Kubary's Thesen bezüglich der Raceverschiedenheit der prähistorischen und heutigen Bewohner Ponapés: »1. Die Steinbauten sind von einer der heutigen Ponapébevölkerung verschiedenen Race aufgeführt« und »2. Die Erbauer Nanmatals gehörten zur ‚schwarzen Race‘ und die heutige Bevölkerung Ponapés ist eine Mischlingsrace« (l. c., S. 131), denn wohl selten sind so bedeutungsvolle Schlüsse auf ein armseliges Beweismaterial begründet worden als in diesem Falle. Vier Schädeldecken, überhaupt Alles was Kubary an Schädelfragmenten in den sogenannten Gräbern der Ruinen fand, sollen nämlich »deutlich zeigen, dass die Schädel dolichocephal oder doch einer vermittelnden Form von Kurz- und Langschädeln entsprechend waren«, und dies wird auf zwei Schädelmessungen begründet, welche Grössedifferenzen von 11, respective $8\frac{1}{2}$ Mm. (!!) ergeben.¹⁾ Obwohl diese Zahlen schon die Leichtfertigkeit der Hypothesen genügend beweisen, so mag doch noch angeführt sein, dass die Ruinenfunde durchaus volle Uebereinstimmung mit den Arbeiten der heutigen Carolinier zeigen, wie auch ausserdem derartige Steinbauten am allerwenigsten auf melanesischen Ursprung schliessen lassen würden. Uebrigens gab Kubary seinerzeit mündlich die Unhaltbarkeit seiner Schlüsse zu mit dem Bemerken, dass er damals überhaupt nicht verstand, Schädelformen zu bestimmen, was gegenüber solchen Fragmenten auch wohl kaum dem gewiegtesten Fachmanne gelingen dürfte. Wenn in der »Novara-Reise« (S. 414) auf das häufige Vorkommen von Mischlingen zwischen Weissen und Negern mit Eingeborenen hingewiesen wird, so bezog sich dies wohl hauptsächlich auf Roankiti, und diese Verhältnisse haben sich seitdem sehr verändert. Damals (1858) lebten allerdings ziemlich viel, im Ganzen circa 30 Weisse auf Ponapé, die vielleicht eine hübsche Anzahl Bastarde erzeugt haben mochten, wie dies, aber immer nur sporadisch, der Fall zu sein pflegt. So bezeichnet Doane (1874) die geringe Bevölkerung der kleinen Ngatik-Atolls, die in Sprache und Aussehen durchaus Ponapesen sind, als »gebleicht von weissem Blute«. Aber hier handelt es sich nur um circa 30—40 Eingeborene, und diese Folgerungen lassen sich nicht zugleich auch auf Ponapé anwenden. Denn, wie ich bereits in meiner Abhandlung nachwies (S. 304), waren Mischlinge, die sich übrigens auf den ersten Blick erkennen lassen, damals selten. Ueberdies fallen dieselben bei wiederholter Kreuzung, schon in der zweiten oder dritten Generation, in die ursprüngliche Race (Weisse oder Eingeborene) zurück, so dass, bei dem geringen Nachschub fremden Blutes, eine besondere Mischlingsrace nicht dauernd entstehen und erhalten bleiben kann.

Die Ponapesen, welche Hochstetter (l. c., S. 280) sehr treffend in ihrer äusseren Erscheinung skizzirt, sind im Ganzen kein schöner Menschenschlag, wenn es auch unter jungen Mädchen, namentlich in Bezug auf Wuchs und Büste, sehr anmuthige Erscheinungen gibt. Das schwarze Haar ist meist schlicht, nicht selten aber auch mehr oder minder lockig und selbst kräuslig. Die Männer haben sehr häufig deshalb ein weibisches Aussehen, weil sie die Barthaare ausraufen, so dass sich selbst in älteren Jahren nur ein spärlicher Bartwuchs entwickelt. Ausgezeichnete Typen von Ponapesen sind Kubary's photographische Aufnahmen (in: »Anthropol. Album des Museum Godeffroy«, Taf. 25

¹⁾ »Ausgegrabene Schädel: Länge 181 Mm., Breite 127 Mm. Heutige native Schädel: Länge 170 Mm., Breite $135\frac{1}{2}$ Mm. (l. c., S. 131).« Die Masse von 9 Schädeln heutiger Ponapesen, die Dr. Krause, mit Ausnahme eines einzigen, als »dolichocephal« bezeichnet, schwanken in der Länge von 170—189 Mm., in der Breite von 125—135 Mm. (Kat. M. G., S. 654 und 655).

bis 27), besonders aber meine Gesichtsmasken von drei Männern und drei Frauen, nach Lebenden abgossen (»Anthropol. Ergebn.«, S. 19).

Die bekannten **Hautkrankheiten** (*Ichthyosis* und *Psoriasis*) sind auf Ponapé sehr verbreitet und tragen nicht eben zur Verschönerung der Eingeborenen bei.

Sprache. Dieselbe ist eigenthümlich und wird nur noch auf den kleinen Atollen Pakin, Andema und Ngatik gesprochen. Die »Novara-Reise« enthält in Beilage III ein kurzes Vocabular (circa 160 Wörter), welches indess sehr revisionsbedürftig scheint, immerhin aber als einziges Anerkennung verdient. Durch den früheren regen Verkehr mit Walfischfahrern hat sich übrigens Englisch Eingang verschafft, und in den Hafen-gebieten verstehen viele Eingeborene mehr oder minder in dieser Sprache zu radbrechen.

Charakter und Moral. Die freundliche Aufnahme, welche die ersten weggelaufenen Seeleute schon im Anfang der Dreissigerjahre auf Ponapé fanden, führte der Insel nach und nach mehr zweifelhafte und bedenkliche Elemente zu, so dass dieselbe bald den Ruf als »beachcombers paradise« erlangte und für nahezu ein Vierteljahrhundert behauptete. Cheyne, der die Eingeborenen »im Allgemeinen als gutmüthig, gefällig, ausserordentlich gastfrei, sogar als redlich« schildert, weist aber auch bereits auf die schädlichen und demoralisirenden Einflüsse dieser weissen Gäste hin, welche sich bereits in den Vierzigerjahren bemerkbar machten. Schon damals war durch solche Vertreter der Civilisation die Kunst der Bereitung von »saurem Toddy« eingeführt worden, jenes Schnapssurrogates, das wir bereits auf den Gilbert-Inseln kennen lernten (S. 26 [294] und 50 [320]). Seitdem haben die Eingeborenen in dieser Richtung weitere intelligente Lehrmeister erhalten, denn der aus Palmsaft gebrannte Schnaps, welchen ich 1880 kostete, war gewiss keine Erfindung Eingeborener. Die Letzteren werden daher im Ganzen wenig Nützliches von jenen Europäern gelernt haben, welche damals blutsverwandt, meist als »weisse Kanakas« unter ihnen lebten. Einige solcher alter Veteranen traf ich noch im Gefolge des Idschiban von Metalanim, zu dessen Hofstaate sie gehörten und deren Auftreten, um die milde Form der »Novara«-Reisenden zu wiederholen, »nicht auf ein tadelloses Vorleben schliessen liess«. Die Zeiten, wo jeder angesehenere Häuptling sich aus purer Eitelkeit einen »Hausweissen« hielt, waren ebenso vorbei als jene goldenen des Walfischfanges. Damals konnte jeder verlaufene und verlotterte Weisse alias »beachcomber« mühelos ein sorgenfreies Leben führen, jetzt war dies weit schwieriger und nur noch wenige solcher fragwürdigen Existenzen auf der Insel vorhanden. Hat der Verkehr mit meist notorischen Weissen jedenfalls erst Trunksucht eingeführt und Prostitution zur Blüthe gebracht, so waren die Eingeborenen doch auch vorher nie durch besondere Tugenden ausgezeichnet, wie die meisten Kanakas. Kubary, der Anfangs der Siebzigerjahre die guten Eigenschaften der Ponapesen sehr hervorhebt (l. c., Heft VIII, S. 130), bezeichnete mir dieselben, auf Grund eingehender Erfahrungen, als die miserabelsten aller Carolinier. Ich selbst fand ihr Wesen bei Weitem minder ansprechend als das der kindlichen Kuschai und lernte in kurzer Zeit Indolenz, Trägheit, Gewinnsucht und Unsauberkeit als wenig angenehme Eigenschaften kennen. Die vielgepriesene mikronesische Reinlichkeit ist jedenfalls auf Ponapé am geringsten heimisch, obwohl, wie in gewissen Gegenden Neu-Guineas (vgl. »Samoafahrten«, S. 235), ein Badeschwamm gleichsam zu dem Necessair des weiblichen Geschlechts gehört. Namentlich bei Visiten auf Schiffen pflegen Mädchen stets einen Schwamm unter dem Arme mitzuführen, über dessen Gebrauch die Mittheilungen meines Gewährsmannes (l. c., S. 318) belehren. Durch Einschmieren mit *Curcuma* wird der ohnehin ziemlich bemerkbare Geruch, welchen Eingeborene fast immer in Folge von Hautausdünstung und ranzigem Cocosöl verbreiten, bei Ponapesen wesent-

lich und nicht gerade angenehm erhöht. Lästige Parasiten gelten als Leckerbissen, und die königlichen Frauen verschmähten auch die auf ihren Schooss- und Masthunden zahlreich lebenden Flöhe keineswegs, die übrigens auch bei Papuas beliebt sind.

Das Lob der Ehrlichkeit, welches Kubary mit den Worten formulirt: »Stehlen kennt man nicht«, wird durch den Nachsatz: »weil es nichts zu stehlen gibt« bedeutend abgeschwächt, die Meisterschaft im Lügen schon von den »Novara«-Reisenden erwähnt.

Gastfreundschaft haben wir auf Ponapé nicht erfahren, denn für jede Gabe erwartete man ein grösseres Gegengeschenk, ja erkundigte sich wohl gleich nach dem Werthe desselben in Dollars, wie z. B. der Idschibau, obwohl uns derselbe auch nicht eine Cocosnuss geschenkt hatte. Uebrigens waren die Eingeborenen nicht bettelhaft, und wir wurden nie von ihnen belästigt. Dass, wie in ganz Mikronesien, auch auf Ponapé Keuschheit und Tugend keinen Werth haben und eigentlich unbekannt sind, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Während aber auf den Marshalls die Häuptlinge mit den Reizen der Töchter von Untergebenen Handel treiben, thun dies auf Ponapé die Väter, die sich auf diese Weise bei Ankunft eines Schiffes leichten Verdienst machen. Uebrigens geschieht Alles ohne Zudringlichkeiten, nicht einmal indecente Geberden und Gesten sind zu bemerken, und Chamisso hätte vermuthlich auch diese braunen Mädchen für so unschuldig und züchtig gehalten als seinerzeit die Ratakerinnen. Aeusserlich bemerkt man also nichts von dem Triebe zur Sinnlichkeit, wie er gerade bei diesem Volke so stark entwickelt zu sein scheint. Wenigstens weisen die raffiniertesten Lüste¹⁾ des Geschlechtsverkehrs daraufhin, wie ich dieselben (»Bewohner von Ponapé«, S. 316) nach Kubary's mündlichen Nachrichten mittheilte, und die jedenfalls auch schon vor Ankunft Weisser geübt wurden.

An dieser Stelle wird auch jene unnatürliche Selbstverstümmelung der Männer zuerst beschrieben, welche, am engsten mit dem Geschlechtsleben zusammenhängend, hier eingereiht sein mag. Matrosen, die lange auf Ponapé ansässig waren, erzählten mir, als ich diese Insel bereits verlassen hatte, dass fast alle Männer den linken Hoden exstirpiren, und zwar dass häufig schon Knaben diese sehr schmerzhaft Operation mit einem Stück geschärften Bambu gegenseitig aneinander ausführen. Ursache dieser Selbstverstümmelung ist die Ansicht, dass man dadurch der sonst auf Ponapé nicht selten auftretenden *Elephantiasis* der Testikel (auf Samoa Fefé genannt) vorbeugt, ganz besonders aber weil die Frauen dies verlangen, da der Geschlechtsgenuss mit einem einhodigen Manne andauernder und höher sein soll. Aus diesem Grunde müssen sich zuweilen noch Männer in vorgerückteren Jahren zu der Operation bequemen, weil sie sonst von den Frauen verächtlich abgewiesen werden. Kubary hat seitdem diesen heiklen Brauch, »Kopatsch« (= Schmuck im allgemeinen Sinne), als »eigentliche Volkssitte« in seinem ganzen Umfange bestätigt und zugleich die Operation, welche an kein bestimmtes Lebensalter gebunden ist und die Zeugungsfähigkeit nicht beeinträchtigt, eingehend beschrieben (in: Joest, »Tätowiren«, S. 91). Nach ihm wird stets der linke Hoden entfernt und die Sitte einzeln auch auf Samoa (hier »Pua« genannt) geübt. Dieselbe ist übrigens auf Niutabutabu, einer der Freundschafts-Inseln, ebenso allgemein verbreitet als auf Ponapé, dieser Insel also nicht eigenthümlich (vgl. »Bewohner Ponapés«, S. 316, Anm.).

¹⁾ Hierher gehört unter Anderem die künstliche Verlängerung der Nymphen durch Saugen, eine Sitte, die Kubary »auf sämtlichen von ihm besuchten Inseln der Südsee« gefunden haben will (»Ethnol. Beitr., I, S. 88), was ich indess stark bezweifeln möchte, wenn ich mir auch aus Mangel an eigener Erfahrung kein positives Urtheil erlauben darf.

In der eben citirten Abhandlung habe ich auch im Uebrigen meine Beobachtungen über die Charaktereigenschaften der Ponapesen niedergelegt, die im Ganzen den Eindruck eines wenig lebhaften, aber harmlosen und friedfertigen Völkchens machten.

II. Sitten und Gebräuche.

(Sociales und geistiges Leben.)

Da die meisten ansässigen Weissen mit den Eingeborenen und so wie diese lebten, die Mission aber im Ganzen keinen reformirenden Einfluss ausübte, so herrschte zu meiner Zeit noch ziemliche Originalität, und von den alten Sitten und Gebräuchen war im Ganzen wenig verwischt worden.

1. Sociale Zustände.

Stämme und Stände. Staatlich zerfällt Ponapé in fünf Districte: Jokoits, Nut (Ahuak, Awuak), Uu (Ou), Metalanim und Roankiti (letzterer nach Kubary in das eigentliche Kiti und Wana oder Whana), deren Bewohner, nach Kubary, früher (noch vor 40 Jahren) unter einer Anzahl grösserer Häuptlinge standen. Die »Novara«-Reisenden erwähnen Könige (Nanamariki), Minister (Nanikan), grosse Häuptlinge (Tschobiti lappilap), Häuptlinge (Tschobiti), Adelige (Talk) mit besonderen, seltsam klingenden Titeln, und Arbeiter oder Sklaven (?) (Aramas a mal).¹⁾ Diese vielstufige Ständeeintheilung dürfte wohl aber ebensowenig factisch bestehen oder bestanden haben als jene, welche Bastian anführt, und die ausser Königen (Nanikon), Adel (Aroch), grossen Häuptlingen (Munga), niederen Häuptlingen (Cherizo) und Gemeinen auch noch Priester (Ediomet) unterscheidet. Maré = Häuptling und = Halsschmuck (K.).

Nach Kubary besteht auf Ponapé »die ursprüngliche Eintheilung in Stämme (Tip) noch in voller Kraft«, da deren Zahl aber 22 beträgt, bei der geringen Bevölkerung also kaum 140 Köpfe auf je einen Stamm kommen, so dürfte die Bedeutung derselben keine grosse sein. In der That ist der »Boden der Insel«, nach demselben Bericht-erstatte, nur unter vier Stämme vertheilt, und zwar 1. Jou en Kowat (Jonkowat) in Jokoits und Nut (unter einem obersten Häuptlinge, der den Titel Nanemoreke führt), 2. Tipuneman čončol in Whana (Roankiti, unter dem »Wuajay«), 3. Tipunebanemay in Metalanim (unter dem »Took«) und 4. Lajigalap in Uu (unter dem »Nooj«). Die obigen, »auf allen vier Hauptplätzen identischen Häuptlingstitel besitzt nur der herrschende Stamm«, fährt Kubary fort, erwähnt aber an anderer Stelle, ausser dem »Lap en Nut«, König des Nut-Districts, noch den »Nanmaraki«, Häuptling des Stammes Jankowat, und auch einen »Nanekin en Jokoits, Häuptling der Tupulaps«. Bezüglich des letzteren zweitgrössten Häuptlings sagt Kubary (a. a. O.) ausserdem, dass er »immer das Oberhaupt des zweitwichtigsten fremden Stammes ist, mit dessen Frauen der herrschende Stamm seine künftigen Häuptlinge erzeugt«, und gibt damit zugleich einen Wink für die Vererbung der Häuptlingswürde.

Nach meinen Erkundigungen herrscht auch auf Ponapé der Brauch, dass der Rang nach der Mutter vererbt und nicht nach dem Vater. Damals gab es fünf grosse Häupt-

¹⁾ Die meisten Eingeborenen-Benennungen sind dem Vocabular der »Novara-Reise« entnommen, über dessen Richtigkeit ich kein Urtheil habe.

linge oder sogenannte Könige, und zwar nach Rang und Machtstellung folgende: den »Idschibau von Metalanim, den »Nanmareki« von Jokoits und drei »Nanigän« (Nanikin) von Nut, Uu (Ou) und Roankiti. Wie auf Kuschai darf mit Antritt der Würde der Träger derselben nur noch mit dem betreffenden Titel angesprochen werden, und auch andere, selbst weibliche Glieder hoher Häuptlingsfamilien führen solche Titulareigenamen. So hiess z. B. die eine der ältesten Töchter des Nanmareki von Jokoits eigentlich »Amenut«, durfte aber nur bei ihrem Titel »Aunepon« genannt werden. Diese »Prinzessin«, übrigens eine hübsche Person, nahm nicht den geringsten Anstand, gegen Zahlung von einem Dollar und etlicher Stücke Tabak ihre besonders reiche Tätowirung, auch an den geheimsten Theilen, abzeichnen zu lassen.

Den Nanikin von Roankiti lernten die »Novara«-Reisenden als einen nicht gerade sehr mächtigen Herrscher kennen. Zu Kubary's Zeiten (1873/74) bekleidete ein jähzorniger und gewalthätiger Mann die Nanikin-Würde. Unter Anderem steckte er eines Tages die neuerbaute Missionskirche, worunter selbstredend nur ein stallartiger Bau aus eingeborenem Material zu verstehen ist, in Brand und erstach eine seiner Frauen wegen angeblicher Untreue. Eine derartige Bestrafung durfte sich aber auch nur ein so hochgestellter Herr erlauben, im Allgemeinen kann sie aber nicht als gesetzliche Regel gelten.

Von den zwei höchsten Machthabern, welche wir kennen lernten, war der Idschibau jedenfalls der grösste, aber sie wurden von den Eingeborenen längst nicht mit der Unterwürfigkeit behandelt, wie ich sie auf Kuschai dem Tokoscha gegenüber so auffallend bemerkte, wenn es auch an gewissem Ceremoniell in den Umgangsformen nicht fehlte. Dass sich Häuptlinge äusserlich in keiner Weise unterscheiden, ausser vielleicht bei besonderen festlichen Gelegenheiten durch bessere europäische Kleidungsstücke, mag nur nebenbei bemerkt sein. So war der Idschibau im Faserrock und goldgestickten englischen Uniformsfrack eine gar komische Erscheinung.

Nach Kubary gehört der Boden den Häuptlingen, die ihn den gewöhnlichen Leuten zur Bebauung überlassen und dafür von Zeit zu Zeit Lebensmittel erhalten, sowie den Hauptantheil von Fischereien und vom Schildkrötenfang, wie er früher noch ergiebig war. Solche Tributzahlungen eines Häuptlings an einen höher gestellten sind Veranlassung zu Festivitäten und gehören nach Kubary mit zum politischen Leben. »Der oberste Häuptling macht einmal im Jahre die Runde bei allen seinen Häuptlingen, und diese thun wieder dasselbe bei ihren Untergebenen, wo sie überall gastlich und festlich empfangen werden. Die Vorbereitungen und Theilnahme an diesen Festivitäten füllen die Hauptzeit des Lebens der Eingeborenen aus.« Hierbei mag bemerkt sein, dass dieser Charakterzug der Ponapesen vorzugsweise in Schmausereien Ausdruck findet, wobei jedoch die Bewohner der verschiedenen Districte nicht in Verkehr treten, deren Herrscher sich vielmehr möglichst zu vermeiden suchen. Wir selbst hatten am besten Gelegenheit, dies bei dem Besuche zu beobachten, welchen der Idschibau von Metalanim an Bord der »Franziska« machte, ein Ereigniss, das, nach Kubary, unerhört und einzig in der Geschichte Ponapés dastand, denn »seit 100 Jahren« hatte keiner der beiden höchsten Rivalen nachbarliches Gebiet betreten. Nach ponapesischer Sitte muss bei solcher Gelegenheit zu Ehren des hohen Gastes und seines Gefolges eine grosse Esserei gegeben werden. In der That erschien in diesem Falle auch bald der Nanmareki von Jokoits mit seiner Canuflotte, um seinen Collegen Idschibau einzuladen, der aber vorher die Flucht ergriff, wie ich dies (»Hamburger Nachrichten«, 10. September 1880) ausführlich beschrieben habe (siehe auch: Hensheim, »Südsee-Erinnerungen«, S. 71). Eine solche Gasterei muss nämlich innerhalb einer gewissen Zeit, ich glaube

einen Monat, in grösserem Massstabe erwidert werden, und dazu war der Idschibau damals nicht in der Lage.

Ueber die Erbfolge habe ich nichts erfahren. Aber Kubary erwähnt einer eigenthümlichen Sitte (»Ottöck genannt). »Bei dem Tode des Oberhäuptlings oder dessen nächsten Häuptling findet unter gewissen Umständen eine Beraubung des Verstorbenen wie auch des ganzen Landes statt. Am Sterbetage haben die Eingeborenen das Recht, Schweine, Hunde, Kawapflanzen oder alles Bewegliche zu nehmen. Kommt aber ein entfernter Stamm mit seinen Häuptlingen, um zu weinen, so dürfen die Ankömmlinge von dem ganzen Lande Alles, was sich bietet, nehmen, ein Brauch, der früher zwischen Jokoits und Roankiti herrschte.« Das mag allerdings schon sehr lange her sein und kann für das Leben der heutigen Bewohner Ponapés gestrichen werden.

Verbote = Tabusitte herrscht auch auf Ponapé und heisst hier »inápwi« (Kubary).

2. Stellung der Frauen.

Das weibliche Geschlecht erfreut sich im Ganzen einer guten Behandlung, wenn auch, wie überall, Fälle vorkommen, dass der Mann seine Frau, respective Frauen prügelt, wie dies z. B. dem Nanmareki von Jokoits nachgesagt wurde, wenn er betrunken war. Die Frauen beschäftigen sich hauptsächlich im Hause, namentlich mit Nähen von Matten aus *Pandanus*-Blattstreifen (Nr. 197), die einen kleinen Handelsartikel bilden, haben aber auch, wie überall, am Plantagenbau (Reinigen von Gestrüpp und Unkraut etc.) theilzunehmen. Nach der »Novara-Reise« tragen aber die Männer die Naturproducte der Pflanzungen nach Hause, was sonst meist Frauenarbeit ist, und besorgen sogar das Kochen. Letztere Angabe ist nur bedingt richtig, denn wie überall in der Südsee sind auch hier beide Geschlechter in der Kochkunst gleich bewandert.

Unbeschränkt von Sittengesetzen können sich Mädchen ganz ihren Neigungen, allerdings häufig zum Nutzen ihrer Eltern, hingeben, dagegen wird Frauen eheliche Treue nachgerühmt und Ehebruch (nach Kubary) mit dem Tode bestraft, indess nur ausnahmsweise.

Ueber besondere **Heiratsgebräuche**, ausser den üblichen Schmausereien, habe ich nichts erfahren; nach den Angaben in der »Novara-Reise« hat der Bräutigam dem Vater seiner Auserwählten Geschenke zu machen, deren Annahme als Zusage gilt.

Die **Ehe** ist polygamisch, d. h. jeder kann so viel Frauen nehmen, als er zu ernähren vermag, weshalb sich nur grosse Häuptlinge einen solchen Luxus erlauben, wie z. B. der Nanmareki von Jokoits, dessen neun Frauen, gerade keine Schönheiten, ich selbst kennen lernte. Im Allgemeinen herrscht daher wohl Monogamie. Die erste Frau, aus Häuptlingsblut, gilt übrigens als Hauptfrau und deren Kinder als erbberechtigt. Nach den Erkundigungen der »Novara«-Reisenden muss der Witwer beim Tode der Frau deren Schwester heiraten, wie umgekehrt die Witwe ihren Schwager, was indess nur in Häuptlingsfamilien gilt. Die Ehe ist leicht zu lösen, indem der Mann seine Frau einfach ihren Angehörigen zurückschickt, aber Häuptlingsfrauen, die ihren Mann verlassen, dürfen keine neue Ehe eingehen, wohl aber ihre Gunst irgend einem Anderen schenken. Wie auf den Marshalls kann übrigens ein Mann von geringer Herkunft durch Heirat mit einer Häuptlingstochter zu dieser Würde gelangen. Kinderliebe ist, wie bei allen Südseevölkern, auch bei den Ponapesen sehr ausgeprägt und die Jugend uneingeschränkt in ihren Freiheiten.

3. Vergnügungen.

Wie bereits im Vorhergehenden bemerkt, gehören nach Kubary Festlichkeiten mit zu den Hauptbeschäftigungen der Ponapesen, die damit den Haupttheil ihres Lebens verbringen, wenn dies gewiss auch nicht wörtlich zu nehmen ist. Im Gegensatz zu den Marshall-Inseln, wo sogenannte Tänze die Hauptsache sind, handelt es sich auf dem an Lebensmitteln reichen Ponapé in erster Linie um Gastereien, respective Schmausereien, bei denen Hundebraten nicht fehlen darf. Gewöhnlich finden bei derartigen Festivitäten auch **Tanzaufführungen** statt, die namentlich von jungen Leuten beiderlei Geschlechts auch in Vollmondnächten als besondere Belustigung beliebt sind. Dieses »Wandeln unterm Mond«, wie es nach Kubary auf Pelau genannt wird, dient selbstredend nebenbei zu allerlei Liebesaffären, die nicht selten zu Heiraten führen. Nach den »Novara«-Reisenden, die, wie es scheint, Augenzeugen waren, sind die ponapesischen Tänze durchaus decent und bestehen hauptsächlich in Stampfen mit den Füßen und »graciösen« Bewegungen der Arme und des Oberkörpers, wobei mit den Händen geklatscht wird. Bemerkenswerth ist, dass beide Geschlechter an den Tänzen theilnehmen, und zwar junge Burschen und Mädchen je in einer langen Reihe sich einander gegenüberstehend (»Novara-Reise«, S. 419). Kubary gedenkt dieser Tänze ebenso wenig als

Musikinstrumente, unter denen die hölzerne Trommel deshalb ethnologisch von besonderem Interesse ist, weil sie in ganz Mikronesien sonst nur noch auf den Marshall-Inseln vorkommt und in der Form ganz mit der »Adscha« der letzteren (Fig. 17, S. 132 [388]) übereinstimmt. In der That unterscheidet sich die hölzerne, an der oberen schmälere Oeffnung mit Magenhaut von Haifisch bespannte Trommel, welche ich vom Nanmareki von Jokoits kaufte, von marshallanischen nur durch bedeutendere Grösse (Länge 1.36 M., Durchmesser unten 31 Cm.). Da ich nur dies eine Exemplar sah und Kubary weder von Ponapé, noch sonst aus den Carolinen Trommeln erwähnt, so entstand später Verdacht in mir, der Nanmareki könne mir eine zufällig von den Marshalls erlangte Trommel untergeschoben haben. Die »Novara«-Reisenden beschreiben aber ganz übereinstimmend ebenfalls Trommeln (»Kadschang«) von Ponapé, die sie auch in Benützung sahen. »Der Trommler sitzt mit über das Kreuz geschlagenen Beinen auf dem Boden und begleitet die Trommelschläge mit eigenthümlichen Gesangsweisen. Die Trommel wird mit den Fingern der rechten Hand geschlagen, während das Instrument auf der linken Seite ruht« (S. 420). In demselben Werke wird bereits die Nasenflöte¹⁾ erwähnt, von welcher ich Exemplare durch Kubary erhielt. Ein solches Instrument besteht aus einem circa 60 Cm. langen Stück Bamburohr (20 Mm. im Durchmesser), das, mit symmetrischen Figuren in Querringen und Sternen bestehend, in Brandmalerei verziert ist. Schalllöcher zum Fingern, welche in der »Novara-Reise« erwähnt werden, fehlten, auch wird das Instrument nicht geblasen, indem man es »in das Nasenloch steckt«, sondern man hält das eine Ende der Röhre an das eine Nasenloch, bläst hinein und sucht durch Drücken und Zuhalten des anderen verschiedenartig modulirte Töne hervorzubringen, die sich zu keiner eigentlichen Melodie gruppieren und überdies sehr schwach sind. Aus diesem Grunde dient die Nasenflöte auch nicht zur Begleitung der Tänze, respective Gesänge, sondern dazu nur die Trommel.

¹⁾ Dieses Instrument ist auch in Melanesien gebräuchlich (Neu-Guinea, II, S. 122), wie früher auf Tahiti (Gill: »Life in the Southern Isles«, S. 205, Fig. 1) und Tonga (Kat. M. G., S. 195).

Muscheltrompeten (aus *Tritonium*), früher das übliche Instrument zum Signalblasen, wurden zu meiner Zeit wenig mehr gebraucht.

Tanzgeräth und Schmuck. Von ersterem erhielt ich nur das folgende eigenthümliche Geräth:

Tanzpaddel (Taf. V [22], Fig. 12), ruderförmiges, circa 58—84 Cm. langes, an der Basis 17—18 Cm. breites flaches Blatt, mit circa 47—58 Cm. langem runden Stiele. Das Blatt ist an beiden Seiten mit Schnitzerei verziert; die schwarz bemalten Dreiecke sind erhaben, die hellen Zwischenräume mit vertieften Querrillen gearbeitet; als Verzierung dienen kleine Quasten aus *Hibiscus*-Faser, die durch Löcher längs dem Rande gesteckt und mit rother Wolle festgebunden sind. Jokoits.

Ich erhielt auch Exemplare mit am spitzen Ende zum Theil durchbrochener Arbeit. Die vertieften Muster sind häufig mit Kalk weiss eingerieben. Zweck und Handhabung dieses Geräthes, welche ich mir zeigen liess, sind sehr eigenthümlich. Es wird nämlich mit dem geschlossenen Daumen und Zeigefinger der Linken lose am Stiele gehalten, mit der Rechten dagegen so ausserordentlich schnell gedreht, dass das Blatt mit seinen Quasten wie ein sich schnell bewegendes Rad aussieht. Die Kunst besteht nun nicht allein darin, das Tanzpaddel möglichst rasch zu drehen, sondern auch verschiedene abwechselnde Figuren hervorzubringen, die bei Theilnahme einer grösseren Anzahl von Tänzern gewiss recht wirkungsvoll sein mögen.

Die Forscher der »Senjavin-Reise«, welche die Bewohner Ponapés nur in ihren Canus kennen lernten, berichten, mit welcher Lebhaftigkeit sie von denselben begrüsst wurden. Die Leute auf der Plattform schrieten unaufhörlich und tanzten dazu. Doch bestand der Tanz hauptsächlich »in einer fortwährenden inneren Erregung und vorzugsweise waren Arme und Finger dabei betheiligt«. Das erinnert lebhaft an die sogenannten Tänze auf den Marshall-Inseln (vgl. S. 133 [389]). Postels hebt übrigens ausdrücklich die staunenswerthe Fertigkeit hervor, mit welcher einige Tänzer die Ruder zu drehen verstanden, die in diesem Falle also statt der ganz ähnlich geformten Tanzpaddel benützt wurden.

Die im Kat. M. G. (S. 317, Taf. XXXI, Fig. 3) von »Mortlock« beschriebenen »Tanzattribute« sind solche Tanzpaddel und unzweifelhaft von Ponapé, wie schon die Verwendung von rother Wolle und europäischen Zeugstreifen genügend beweist. Ein in Form und Muster sehr abweichendes Tanzpaddel bildet Edge-Partington (Taf. 178, Fig. 1) angeblich von »Mortlock« ab, von derselben Localität ein anderes (Taf. 179, Fig. 2), welches sich durch das doppelte Blatt (eines an jedem Ende) auszeichnet und darin mit dem »Tanzschmuck« im Kat. M. G. (S. 146, Nr. 3509), angeblich von »Pelau«, übereinstimmt. Aber Kubary notirt weder von letzterer Insel, noch Mortlock oder sonst aus den Carolinen ein derartiges Geräth, das demnach für Ponapé eigenthümlich zu sein scheint (»vielleicht auf Pelau«, S. [277], zu streichen).

Interessant ist das Vorkommen von Tanzpaddels im fernen Osten Oceanien's, und zwar der Osterinsel. Nach den Abbildungen von Thomson (l. c., Pl. LIII) haben diese Tanzpaddel ebenfalls an jedem Ende ein breites, in der Form aber wesentlich abweichendes breites Blatt.

Analoge, in der Form aber sehr verschiedene Tanzpaddel oder Tanzkeulen kommen auch in Melanesien, und zwar auf den Salomons vor (vgl. Guppy, »Dance-Club of Treasury Isl.«, Pl. 74, Fig. 6 und Kat. M. G., S. 52, Nr. 3182, Taf. VI, Fig. 3, angeblich von »Neu-Irland«, aber jedenfalls Salomons; Buka). Auch auf Fidschi führen die Männer bei gewissen Tänzen paddelförmige Keulen in der Linken, die nichts Anderes als Tanzgeräthe sind (Wilkes, III, S. 216).

Tanzschmuck. Ausser dem üblichen Bemalen mit gelber Farbe (*Curcuma*) dienen die meisten unter modernem Schmuck erwähnten Gegenstände als Festschmuck, als besonderer Tanzschmuck aber eine Art eigenthümlicher Handmanschetten aus Palmblatt (s. »Senjavin-Reise«, Pl. 24).

Spiele. Ich habe in dieser Richtung keine Erfahrungen sammeln können, aber Kubary erwähnt in seiner Abhandlung über »die socialen Einrichtungen der Pelauer« beiläufig einige Belustigungen von Ponapé. Dazu gehört das »Alajap«, wo zwei Parteien Männer gegenseitig ihre Kräfte erproben, indem sie an einem langen Stocke oder an den Händen eines starken Mannes ziehen. »Pator« heisst das Ringen zweier Männer, das auch auf Pelau geübt wird, ebenso wie eine Art Ballspiel (»Taptap«). Man bedient sich dazu einer Wuiafrucht (*Barringtonia speciosa*) oder einer aufgeblasenen Schweinsblase, die in die Luft geworfen und beständig mit Handschlägen in Bewegung gehalten wird, damit sie nicht auf die Erde fällt. In ganz ähnlicher Weise bedienen sich die Kinder an der Südostküste Neu-Guineas aufgeblasener Fischblasen (II, S. [124]). Das nicht näher beschriebene »Urur«-Spiel von Mortlock ist nach Kubary durch Missionszöglinge auf Ponapé eingeführt worden.

4. Fehden und Waffen.

Alle Berichterstatter schildern die Ponapesen als ein sehr friedfertiges Völkchen, das nur selten und meist unblutige Kämpfe führte. Zur Zeit des Besuches der »Novara« lebten zwei Stämme des Jokois-Districtes bereits seit sechs Monaten in Fehde, ohne dass nur Einer verwundet worden war. Und doch besass schon damals jeder Eingeborene Feuerwaffen, denn die Zahl der Gewehre (»Kotschak«) wurde auf 1500 geschätzt. Aber wie sehr richtig bemerkt wird, hatte der Besitz derselben die Kriege verringert und unblutig gemacht, eine Erscheinung, die ich selbst auch anderwärts beobachtete. Wie bereits erwähnt (S. 236 [492]) griffen die Ponapesen aber in neuester Zeit gegen die Spanier zu den Waffen und scheinen sich dabei mit dem Muthe der Verzweiflung ausserordentlich hartnäckig gewehrt zu haben. Kubary, der wohl selbst keinen Krieg auf Ponapé erlebte, sagt darüber nur: »Kriege, welche dann und wann um die Erhaltung des eroberten (!) Ansehens geführt wurden, waren mehr Geschrei als lebensgefährliche Unternehmungen.« Als Hauptwaffe der früheren Zeit nannte mir Kubary nur ziemlich roh gearbeitete Wurfspeere, sagt aber a. a. O. (»Ethnol. Beitr.« etc., I, S. 57, Anm. 2): »Auf Ponapé, wo die alten Waffen beinahe ganz vergessen sind, besteht der »Oc« (Speer) aus einem circa 1·50 M. langen Schaft (aus Cocosholz), an dessen Spitze ein einfacher Rothenstachel (Likanten kap) befestigt wird. Nur im Kriege wird er, in Bündeln nachgetragen, als Wurfspieß gebraucht.« Damit stimmt die Abbildung im Atlas der »Senjavin-Reise« (Pl. 31, Fig. 5), wohl die einzige einer altponapesischen Waffe überhaupt, überein. v. Kittlitz vermuthet, dass die »schwachen Wurfspeesse« mehr zur Fischerei als für den Krieg bestimmt sind. Wohl nicht aus eigener Anschauung ist die kurze Beschreibung von Ponapé-Speeren in der »Novara-Reise« (S. 414). Darnach bestand die Spitze dieser an 6 Fuss langen Speere (»Kotéu«) aus »Fischknochen, Dornen (!) oder scharfgespitzten Muscheln (!)«. Wenn das Wörterverzeichniss desselben Reisewerkes auch »Katschin-Kotéu = Pfeil und Bogen« aufführt, so haben sich diese Namen aus irgend einem Versehen eingeschlichen.

Die häufigste und beliebteste Waffe der früheren Zeit war die **Schleuder**, wovon ich übrigens keine mehr zu Gesicht bekam, ebensowenig als irgend eine andere eingeborene Waffe. Dagegen fand ich in den Ruinen Steine, wie den folgenden:

Schleuderstein (Taf. II [19], Fig. 18) aus Basalt, rundlich-eiförmig und anscheinend (wie die Schleudersteine von Ruk) nachgeschliffen. Ruinen von Nantauatsch.

Nach Postel's Angaben wurde die Schleuder um den Kopf geschlungen getragen, wie dies noch heute auf Ruk geschieht. Aber die im Atlas der »Senjavin-Reise« (Pl. 24) dargestellten Kopfbänder sind sicher keine Schleudern, sondern nur Putz. Lütke's Notiz: »Die Männer trugen einen 4—5 Fuss langen Tapastreif, circa 2 Fuss breit, um den Kopf, der auch als Schleuder dient« (Voyage II, S. 27) ist ebenfalls sehr unklar.

Einige Bemerkungen über die frühere Kriegsführung auf Ponapé theilt die »Novara-Reise« (S. 414) mit, aus denen unter Anderem hervorgeht, dass bei Friedensschluss grosse Festlichkeiten stattfanden. Die »künstlichen Hügel (20 Fuss breit, 8 Zoll hoch und $\frac{1}{4}$ Meile lang)«, welche in demselben Werke (S. 421) aus der Umgebung von Roankiti beschrieben werden, waren sicher nicht »zur Vertheidigung oder deshalb aufgeworfen worden, um nach einem Gefecht als Begräbnissplatz zu dienen«, sondern Bodenculturen. Dies wird aus den hier zugleich erwähnten »gelichteten Stellen, von denen einige viele Acres Ausdehnung hatten«, vollends bestätigt.

5. Bestattung.

In Bezug auf diese erfuhr ich nur, dass die Leiche in Schlafmatten aus *Pandanus*-blättern eingepackt und verschnürt begraben wird, wobei natürlich die üblichen Trauerklagen und Schmausereien nicht fehlen. Aehnlich wie auf Pelau werden dem Leichnam die Oeffnungen des Anus, der Urethra, respective Vagina mit Schwamm zugestopft (Kubary). Nach den Angaben in der »Novara-Reise« wurde der in »Strohmatte« (!) eingehüllte Körper im Hause einige Zeit bewahrt, während welcher die Angehörigen »durch lautes Seufzen und Weinen bei Tag und durch Tänze bei Nacht« ihren Schmerz ausdrückten und sich als Zeichen der Trauer das Kopfhaar abschnitten (S. 418). Das gesetzlich erlaubte Mitnehmen aller beweglichen Güter und Habseligkeiten des Verstorbenen, durch wen es immer sein mochte, war indess keine allgemein übliche Sitte, wie hier gesagt wird, sondern fand (nach Kubary) früher nur beim Tode eines grossen Häuptlings statt (s. vorne S. 242 [498]). Grabstätten habe ich nicht gesehen; bezüglich der sogenannten »Königsgräber« gibt der Abschnitt »prähistorische Bauten« Auskunft.

6. Geister- und Aberglauben.

Wäre Kubary dazu gekommen, diese schwierigen Capitel zu bearbeiten, so würden wir jedenfalls ein ganzes Buch über die »Religion« der Ponapesen besitzen. In Ermangelung desselben müssen wir uns mit einzelnen verstreuten Notizen begnügen, die fast ebenso unvollkommen und zum Theil bestreitbar sind als diejenigen über die gleiche Materie auf Kuschai. Im Anschluss an die Beschreibung der prähistorischen Bauten von Nanmatal (Journ. M. G., Heft VI, 1874, S. 129) berichtet Kubary über die »heidnische Religion Ponapés, wie sie damals allerdings nur noch an einem Platze in Roankiti betrieben wurde«, und zwar von der geheimen Gesellschaft »Dziamorou«. Sie bestand aus den Häuptlingen und mehr oder weniger Eingeweihten, die erst ein Examen zu bestehen hatten und sich äusserlich durch langes Haar kennzeichneten, das nie abgeschnitten, sondern nur abgesengt werden durfte. Die »Dziamorou«, welche gleich den Freimaurern in verschiedene Grade zerfielen, versammelten sich jährlich einmal in einem besonderen Hause auf einem »geheiligten« Platze, der mit einem Steinwall umgeben war und von Uneingeweihten bei Todesstrafe nicht betreten werden durfte.

Die »Dziamorou«-Brüder von Metalanien feierten ihr Jahresfest in den Steinwällen der Insel Nangutra auf Nantauatsch. Hier war ein »Gotteshaus«, in welches nur die beiden Zauberer des Königs eintreten durften, während die übrigen Brüder sich vor demselben um einen Stein niederliessen, auf welchem man Kawa zerstampfte, wovon der erste Becher dem »Gotte« geweiht war. Vorher hatte eine Weihe aller im letzten Jahre gebauten Canus stattgefunden, wovon eines, nur für die »Gottheit« bestimmt, unbenutzt im Hause des Königs aufgehangen wurde. Nach den »Kawa-Opfern« ging es »nach der Insel Itel, wo der riesenhafte vergötterte Seeaal innerhalb einer 5 Fuss hohen und 4 Fuss dicken Mauer leben sollte. Auf einem Steinhügel wurde alsdann eine Schildkröte geopfert und deren Eingeweide auf einer gepflasterten Stelle in der Behausung des Aales hingelegt«. Wir haben hier also einen ausgebildeten Cultus, dem Kubary aber nicht beiwohnte, denn wie er selbst sagt, verräth kein »Dziamorou« die Geheimnisse, und es liess sich nur so viel erfahren, dass bei diesen Festen viel gegessen und Kawa getrunken wurde. Die religiöse Bedeutung der schon verschwundenen »Cameron-Gesellschaft«, wie Kubary a. O. bemerkt, dürfte daher nicht allzu hoch anzuschlagen sein, denn in Wahrheit handelt es sich wohl nur um Festivitäten der Männer, die deshalb heimlich stattfanden, um die Frauen fernzuhalten. Wie wir bereits wissen, spielen ja überhaupt Festessen im Leben der Ponapesen eine hervorragende Rolle. Auffallend ist es auch, dass Kubary mit der Hauptsache vergisst, nämlich den Namen des Gottes oder der Gottheit, zu deren Verehrung die Feste mit »religiösen« Tänzen gefeiert wurden. Bastian, der mit allen guten und bösen Göttern Bescheid weiss, nennt die ponapesische Gottheit »Izopan« und gedenkt noch der »Todtenseelen Hani oder Ani«. Mit letzterem Worte bezeichnen aber, nach Kubary, die Ponapesen alle ihre zahlreichen Geister, besonders aber einen Fisch als Verkörperung, was sehr an den »Anitschglauben« der Marshallaner erinnert (s. S. 139 [395]). In der That scheinen die spiritistischen Anschauungen der Ponapesen in der Grundidee mit denen der Marshallaner übereinzustimmen und finden sich in ähnlichen Formen weit über Mikronesien und der Südsee wieder, ohne dass deshalb von einer einheitlichen Religion die Rede sein kann. Noch erwähnt Kubary a. O., dass der unter Jokoits gehörige Stamm »Tip en way« »den Rochen als seine Schutzgottheit betrachtet und denselben grosse äussere Verehrung erweist«. Mit völliger Ignorirung seiner vorstehenden Mittheilungen erklärt Kubary schliesslich (Journ. M. G., Heft VIII, 1875, S. 130), »dass der Ponapese die Geister seiner tapferen Vorfahren anbetete und ihren Schutz erflehte«. Damit stimmen die Erkundigungen der »Novara«-Reisenden überein, die ausserdem noch von »Götzenpriestern« sprechen (S. 419), in denen sich deutlich die Weissager der Marshallaner (S. 139 [395]) widerspiegeln. Hier auch die phantasievolle Vorstellung der Ponapesen über ein zukünftiges Leben. Im Uebrigen erfuhren diese Forscher dasselbe wie ich, nämlich dass die Bewohner Ponapés keine Götzenbilder, noch Tempel und, wie ich nach mündlicher Mittheilung von Kubary hinzufügen will, auch keine Priester, also auch keine eigentliche Religion besitzen.

III. Bedürfnisse und Arbeiten.

(Materielles und wirthschaftliches Leben.)

1. Nahrung und Zubereitung.

Von gleicher Beschaffenheit und Fruchtbarkeit des Bodens als Kuschai, sind die Ernährungsverhältnisse ebenso günstige und wie dort bildet eine geregelte Plantagen-

wirtschaft die Hauptbeschäftigung der Bewohner und liefert die vorherrschende Nahrung. Die **Culturpflanzen**, welche angebaut werden, sind dieselben, darunter, wie fast überall in Mikronesien, treffliche Brotfrucht (»Mahi«: »Novara«; »May«: Kubary) die wichtigste. Aus ihr bereitet man jene Dauerwaare, welche wir schon von den Marshalls (»Piru«, S. 143 [399]) und Kuschai kennen und die, in gleicher Weise in Gruben verwahrt, sich sehr lange hält, wenn auch gerade nicht »mehrere Jahre« (»Novara-Reise«, S. 407). Taro (*Caladium esculentum*) bildet nächst Brotfrucht die wichtigste Nährpflanze; ausserdem die Banane (»Ut«: »Novara«; »Utsch«, »Karac«: Kubary), die nach K. in 18 Varietäten cultivirt wird. Von Yams (*Dioscorea*) erwähnt Kubary zwei wildwachsende Arten (»Kap en eyr« und »Palay«), sowie die Bereitung von Arrowroot (»Mokomok«). Süsse Kartoffeln und Zuckerrohr (»Katschin-tschu«: »Novara«; »in en cep«: Kubary) werden ebenfalls angebaut, während die Cocospalme (»Erring«: »Novara«; »Ni«: Kubary), wie auf Kuschai spärlicher vorkommend, nicht jene Wichtigkeit für die Ernährung hat als auf den niedrigen Inseln. Dasselbe gilt in Bezug auf *Pandanus*, dessen Früchte wohl nur nebensächliche Bedeutung haben. Ananas und Melonenbaum (*Carica papaya*), durch Weisse eingeführt, gedeihen vorzüglich, werden aber von Eingeborenen wenig cultivirt, dagegen die so wichtige Gelbwurzpflanze (Eon).

Die Zubereitung der vegetabilischen Nährproducte geschieht in der üblichen Weise mittelst Rösten und Backen in heisser Asche oder zwischen glühenden Steinen, da Töpfe unbekannt sind oder doch nur beschränkt als europäische Tauschartikel im Haushalt von Häuptlingen Eingang fanden. In gleicher Weise wird die untergeordnete **Fleischkost** gargemacht (und zwar ohne Salz), welche hauptsächlich in Erzeugnissen des Meeres, besonders Fischen (»Maam«) und Conchylien besteht. Bemerkt zu werden verdient, dass die Fische in diesen Gewässern nicht giftig sind, und zwar auch solche Arten, deren Genuss in den Marshalls die übelsten Folgen nach sich ziehen würde. Grössere Fische röstet man in üblicher Weise, kleine werden roh gegessen wie die meisten übrigen Meeresthiere, darunter auch Tintenfische (*Octopus*) und Holothurien (»Menika«). Das nesselartige Brennen, welches manche dieser letzteren Arten beim Anfassen verursachen, soll der Ponapese als angenehm prickelnden Zungenreiz empfinden. Unter den zahlreichen Arten Schalthieren sind die folgenden kleinen Bivalven (deren Bestimmung ich Herrn Prof. v. Martens [Berlin] verdanke), die hauptsächlichsten Nährmuscheln und werden roh gegessen: *Cytherea (Caryatis) obliquata* Hanley (»Littip«, schmeckt gut), *Perna vitrea* Reeve (gut), *Arca (Anadara) uropygmelana* Born. (nur jung gut), *Modiola australis* Gray (schlecht), *Lucina edentata* L. (schlecht), *Psammobia (Psammotella) ambigua* Desh. (»Kodjo«, schlecht), *Psammothaea elongata* Lam., *Circe gibbia* Lam. und *Septifer bilocularis* L. (schlecht). Da fast alle Arten im Schlamm von Brack- und Salzwasser leben (nur *Perna vitrea* an Wurzeln von Mangrove), so konnte ich mich mit dem Geschmacke dieser tropischen »Austern« nicht befreunden und ziehe unsere gewöhnliche Miesmuschel (*Mytilus edulis*) selbst der noch am wohlschmeckendsten »Littip« vor. Kubary gedenkt noch einer »der *Anodonta* verwandten« Bivalve (»Kopul« genannt), die im Schlamm der Mangrovesümpfe lebt, und rühmt dieselbe als sehr schmackhaft. Ausgezeichnet fand ich dagegen den ponapesischen Flusskrebs (*Astacus?*), der auch den Eingeborenen als Leckerbissen gilt. Alle diese kulinarischen Genüsse lernten wir bei einem Dinner à la native kennen, das uns von Kubary veranstaltet wurde, und bei dem Fruchttauben und Brotfrucht natürlich nicht fehlten. Meeresschildkröten sind so selten geworden, dass sie nur gelegentlich auf den Tisch von Häuptlingen kommen, häufiger dagegen die sehr zahlreichen Fruchttauben (»Muli«, *Carpophaga oceanica*), welche seit Einführung von Feuerwaffen zuweilen von Eingeborenen

gejagt werden. Dasselbe gilt in Bezug auf die viel scheueren Wildhühner, von denen wir noch nicht wissen ob sie der Insel eigenthümlich angehören oder nur verwilderte Haushühner (»Malik«) sind. Ich untersuchte nur ein Paar, von denen der Hahn ziemlich mit *Gallus ferrugineus* (Bankiva) übereinstimmte, die Henne dagegen offenbar durch Domestication entstandene Abweichungen zeigte (vgl. Proc. Zool. Soc. London, 1877, S. 780). Jedenfalls dürfen die Hühner von Ponapé zu den **Hausthieren** gezählt werden, als welche man sie nicht selten bei den Hütten der Eingeborenen sieht. Viel wichtiger im Leben der Ponapesen ist dagegen der **Haushund**, welchen die ersten Europäer schon vorfanden und der, wie auf Tahiti, Hawaii und Neu-Seeland, schon von jeher als höchster Genuss den Festbraten lieferte. Nach der Beschreibung, welche Lütke (II, S. 31 und Kittlitz, II, S. 77) von dieser »von allen europäischen Hunden durchaus verschiedenen Race« gibt (»stehende Ohren, Schwanz hängend, Weiss mit Schwarz gefleckt«) steht dieselbe jedenfalls dem Papuahunde (S. 322 [108]) am nächsten, besonders auch deshalb, »weil diese Hunde nicht bellen, sondern nur heulen«. Das Vorkommen einer eingeborenen Hunderace im Carolinen-Archipel ist äusserst interessant, da diese Thatsache mehr als alles Andere die Einwanderung des Menschen (jedenfalls von Westen her) beweist. Ich sah keine eingeborenen Hunde von reiner Race mehr, sondern nur schlechte, mit europäischen gemischte, meist kleine Köter von allerlei Farben, fand aber die Liebhaberei für dieses Hausthier noch so lebhaft als ehemals. Wie bei den Papuas Neu-Guineas werden Hunde lediglich zu culinarischen Genüssen gezüchtet und bilden bei Festlichkeiten das leckerste Gericht. Der Nanmareki wollte uns daher auch mit Hundebraten ehren, freute sich aber offenbar, als wir dankend ablehnten. Die Methode, in welcher die Frauen die Mästerei junger Hunde mit Brotfruchtteig gewaltsam, aber systematisch betrieben (l. c., S. 325), war ebenso ekelhaft, als wie es das Schlachten und Zubereiten sein soll. Der Festhund wird getödtet, indem man ihn an den Hinterbeinen fasst und mit dem Kopfe an einen Stein schlägt, dann wird er am Feuer abgesengt, ausgenommen und in einer Grube, in Blätter eingehüllt, zwischen heissen Steinen geröstet.

Das durch Europäer seit Langem eingeführte Schwein (nach dem Englischen »Piig«), das zum Theil sehr häufig und auch verwildert vorkommt, steht in der Gunst der Eingeborenen weit hinter dem Hunde zurück, wird indess auch nicht verschmäht und bildet den Haupttheil grosser Gastereien.

Rindvieh gedeiht vortrefflich auf Ponapé, wurde aber nur in sehr beschränkter Zahl auf der Missionsstation Ua, sowie von Kubary gehalten, der damals aber nur einen ziemlich verwilderten Bullen besass.

Bezüglich der **Kochkunst** der Ponapesen habe ich keine Erfahrungen sammeln können, wohl aber bemerkt, dass die Mahlzeiten keineswegs so regelmässig abgehalten werden, wie dies, auch hinsichtlich der ganzen Tageseintheilung, die »Novara«-Reisenden (S. 417) schildern.

Das hier erwähnte häufige Baden geschieht weniger aus Reinlichkeit, sondern zur Abkühlung; doch bemerkte ich, dass man nach Mahlzeiten den Mund etwas ausspülte und die Finger benetzte.

Als übliche Getränke dienen, wie überall, Wasser und namentlich Cocosnussmilch; doch trinken, wie alle Eingeborenen, auch die Ponapesen im Ganzen wenig.

Reizmittel. Wie erwähnt, wurde die Kunst, aus Palmsaft den berauschenden »sauren Toddy« zu bereiten, ja sogar Schnaps zu brennen, durch Weisse eingeführt (s. vorne S. 238 [494]), aber solchen Luxus können sich nur grosse Häuptlinge erlauben. So bekam ich echten »Palmschnaps«, einen greulichen Fusel, nur beim Nanmareki von Jokoits zu kosten, der übrigens selbst den schlechten Hamburger »Gin« seinem eigenen

Berausungsmittel vorzog. Nach Kubary bereiten die Bewohner von Pelau und Yap keinen sauren Toddy, wohl aber aus dem Blüthensaft der Cocospalme jenen Syrup, den wir bereits auf den Gilbert-Inseln kennen lernten (vgl. S. 51 [319]). Besonders wichtig wird dieser, übrigens in eisernen Töpfen eingekochte Syrup (»Aylaoth«) auf Pelau (s. Kubary: »Ethnol. Beitr.«, II, S. 172).

Kawa (»Djokau«) war damals noch der grösste Genuss, in welchem aber nur Vornehme schwelgen konnten, da die Pflanze (*Piper methysticum*) nicht allzu häufig ist. Der 2—4 Fuss hohe grossblättrige Strauch wächst zum Theil wild auf den Bergen der Insel, wird aber meist in der Nähe der Häuptlingshäuser besonders cultivirt. Nach ponapesischer Sitte müssen angesehene Gäste mit Kawa geehrt werden, bei der Schädlichkeit des Nanmareki bedurfte es aber erst einer besonderen Aufforderung, da es mir darum zu thun war, die Bereitung kennen zu lernen. Dieselbe weicht nicht unwesentlich von der sonst in Oceanien üblichen ab, wo bekanntlich nur die Wurzel gekaut wird, und zwar auf Samoa, Tonga (früher auch Hawaii) und Fidschi von jungen Mädchen, auf den Neu-Hebriden und auf Neu-Guinea (Bongu, S. 66 [204]) von jungen Burschen. Auf Ponapé schleppte man ganze Kawasträucher herbei, schnitt den Stamm nebst einigen Zweigen ab, um ihn als Schössling wieder einzupflanzen, und stampfte dann die übrigbleibenden Zweige nebst Blättern und der circa faustdicken, innen weissen schwammigen Wurzel, sammt der daranhängenden Erde, auf einer grossen flachen Basaltplatte. Dies Geschäft besorgten zwei Männer, welche sich gewöhnlicher Steine als Stampfer bedienten. Der schmierige, faserige Brei wurde hierauf in lange, frisch abgeschälte Rindenstreifen von *Hibiscus* gelegt und unter Uebergiessen von Wasser in eine hölzerne Schale gleich einem Scheuerlappen ausgewrungen. Die schmutziggelbe, übelaussehende, aber geruchlose Flüssigkeit wurde hierauf in Cocosschalen als Trunk angeboten und schmeckte wie nach Gras und Seife, erregte daher anfänglich (wenigstens bei mir) leichte Uebelkeit, aber später ein sanft prickelndes, angenehm erfrischendes Gefühl im Gaumen. Die erste Schale wurde übrigens keineswegs, wie Kubary sagt, »dem Gotte dargebracht«, sondern dem Nanmareki angeboten, und zwar in der Weise, dass der bedienende Mann die Schale in der im Ellbogen auf die Rechte gestützten Linken präsentirte, eine Haltung, die bei später gereichten Schalen unterblieb. Wie üblich, gebührt dem höchststehenden Gaste die erste Schale, und deshalb liess uns der Nanmareki zuerst credenzen, später auch seinen Lieblingsfrauen, Töchtern und anderen Eingeborenen, während sich die Kawabereiter mit dem Rest begnügten, d. h. auf die bereits ausgewrungene Kawabreimasse wiederholt neues Wasser aufgossen, um auch den letzten Rest auszupressen. Es herrschte also bei dieser Gelegenheit ungefähr genau dasselbe Ceremoniell als bei den Festlichkeiten der Eingeborenen, bei welchen Kawa nicht fehlen darf und den Hauptgenuss bildet. Häuptlinge von Bedeutung gestatten sich denselben häufig, und zwar ohne die üblen Folgen, wie sie in der »Novara-Reise« (S. 409) aufgezählt werden. Kawa soll im Gegentheil sehr wohlthätig auf die Harnorgane wirken und wird deshalb auch gern von Weissen (z. B. auf Samoa) getrunken, wie ich unter den Producten Fidschis auf der Colonial-Ausstellung in London (1886) den heilkräftigen »Jakona-Kawa-Schnaps« notirte.

Ueber die Wirkung der Kawa, die nur die Beine wackelig macht, aber den Kopf völlig freilässt, also keinen alkoholischen Rausch erzeugt, habe ich mich schon in diesem Werke geäussert (S. 66 [204]).

Wie auf Neu-Guinea ist auch auf Ponapé die Sitte des Kawagenusses, wie schon die eigenartige Bereitungsweise zeigt, eine durchaus spontane und kam, ausser auf Kuschai, sonst nirgends in den Carolinen vor. Kubary, der sich bemüht, die Herkunft der

Pelauer auf Ponapé zurückzuführen, möchte in dem Trinken von Syrupwasser (»Kar«: a. O.; »Blulok«: Kubary) der Ersteren einen Ersatz für die auf Pelau fehlende Kawa erblicken und darin wechselseitige Beziehungen herauswitern (s. Joest: »Tätowiren«, S. 93). Warum nicht mit den Gilbert-Insulanern, bei denen Syrupwasser ebenfalls Nationalgetränk war?

Tabak, und zwar der bereits mehrfach erwähnte amerikanische Stangentabak (S. 102 [20]) ist auch auf Ponapé das beliebteste Tauschmittel. Nach den Angaben der »Novara«-Reisenden (S. 413) wurde damals Tabak nur gekaut, zu meiner Zeit war dies bereits abgekommen und Rauchen allgemein Sitte. Man rauchte aus den über die ganze Südsee verbreiteten Thonpfeifen oder Cigaretten, zu welchen, in der durch Trader eingeführten Samöamanier, getrocknetes Bananenblatt als Decke benutzt wurde.

2. Koch- und Essgeräth.

Ueber die Methode des **Feuerreibens** konnte ich mich nicht unterrichten, da dieselbe wohl kaum mehr geübt wurde.

Ich erhielt aber:

Fächer (Nr. 117, 1 Stück) aus *Pandanus*-Blatt, zierlich geflochten; längs dem Rande in der beliebten und für diese Insel charakteristischen Weise mit kleinen Büscheln rother Wolle verziert. Jokoits.

Solche verzierte Fächer dienen mehr zum Staat, wenn im Allgemeinen dieses Utensil auch hier vorzugsweise zum Anfachen des Feuers benützt wird.

In der Form stimmen die Fächer von Ponapé ganz mit solchen von Samoa (vgl. Anthrop. Album M. G., Taf. 4, Fig. 391 und Taf. 5, 496) überein. Von letzterer Insel erhielt ich auch Fächer, die nur zum Staate dienen, in durchbrochener Arbeit; zuweilen ist das Flechtwerk an einen hölzernen Stiel befestigt. Einen ganz in Samöamanier durchbrochen gearbeiteten Fächer besitzt die Sammlung (Nr. 118) von Rotumah; in der gewöhnlichen Form erhielt ich sie auch aus der Tockelau-Gruppe (Fakaafu).

Küchengeräth eingeborener Arbeit war kaum mehr vorhanden. Ich beobachtete nur wenige hölzerne, ovale Tröge, wie sie zur Bereitung von Taro- und Brotfruchtteig benützt werden oder wurden. Nach Kubary ist »die ponapäische Holzindustrie sehr arm und erzeugt nur eine Form hölzerner Gefässe, die im Allgemeinen ‚Kajak‘ heissen (vgl. »Ethnol. Beitr.«, I, S. 55, Anm., Taf. X, Fig. 6). Sie wird bis 1 M. lang angefertigt und dient zum Bereiten der ‚Lili‘-Speise. Sehr selten werden kleinere derartige Gefässe zum gewöhnlichen Hausgebrauch verfertigt, dagegen öfter ganz kleine, in welchem Wasser und Schwämme für den Gebrauch Seitens der Wöchnerinnen bewahrt werden oder in welchen man das zum Einreiben der Haare bestimmte Oel mittelst heisser Steine auskocht.« Stampfer, wie die von Kuschai (S. 206 [462]), sind mir auf Ponapé nicht vorgekommen. Als Teller benützt man, wie vielerwärts in der Südsee, einfach Blätter.

Um die Faserhülle der Cocosnuss zu entfernen, bedient man sich eines an beiden Enden zugespitzten soliden Knüttels, der mit dem einen Ende in die Erde gesteckt wird, während man die mit beiden Händen festgehaltene Nuss kräftig auf das freibleibende Ende schlägt, eine Methode, die auch anderwärts bekannt ist.

Ausser Cocosnussschalen benützte man auch Calebassen (Flaschenkürbis, »E-jug«), zuweilen roth angestrichen und in ein Netzwerk von Strick eingeflochten, als Wassergefässe; ebenso die bei Kuschai (S. 207 [463], Fig. 33) beschriebenen Taroblätter. Uebrigens waren Glasflaschen bereits so häufig verbreitet, dass sie als Tauschmittel gar

keinen Werth mehr hatten, und der »König« von Jokoits konnte bereits seinen eigengebrannten »Palmschnaps« auf Flaschen ziehen. An leeren Blechkästen, Canistern, Schnapskisten u. dgl. war ebenfalls kein Mangel und die Eingeborenen reichlich damit versehen.

3. Fischerei und Geräth.

Davon bekam ich nichts weiter zu sehen als Fischnetze verschiedener Grösse, aus Garn von Cocosfaser gestrickt, mit Senkern aus *Arca*-Muscheln und Schwimmern aus hohlen Aststücken von *Pandanus*, ganz übereinstimmend mit denen von Kuschai. Wie fast allenthalben beobachtete ich während der Ebbezeit auf dem Riff Weiber und Kinder mit Auflösen von Seethieren beschäftigt, was schon die »Novara«-Reisenden (S. 403) erwähnen, wobei besonders bemerkt wird, dass die Weiber Säckchen umhängen hatten, in welchen sie den Fang verwahrten. Kubary, der in seinen kurzen Berichten über Ponapé (vorne S. 193 [449], Nr. 3 und 4) Fischerei unerwähnt lässt, berührt dieselbe indess hie und da in seinen »Ethnol. Beitr.«, welche spärliche Notizen ich hier zusammenfasse. »Auf Ponapé, wo beide Geschlechter an der Fischerei theilnehmen, finden wir vorwiegend die Netzfischerei entwickelt. Grosse aus Cocoszwirn gestrickte Netze heissen 'Uk' (wie auf Pelau), Handfischnetze ('Nack', Taf. X, Fig. 10) entsprechen ganz denen von Kuschai (Fig. 34, S. 208 [464]) und sind zuweilen ebenfalls aus den Fasern einer Seegrassart ('Ollot') verfertigt.« Auch Fischwehre sind, wie überall, bekannt. »Auf Ponapé werden solche Umzäunungen, 'Mai' genannt, nur zeitweilig erbaut. Dieselben sind nur schwach, aus kleinen Steinen errichtet und haben den Zweck, nur für einmal die Fische abzusperren, wonach sie wieder vernachlässigt und von der Fluth auseinandergeworfen werden.« Schliesslich gedenkt Kubary des »Fischfanges mittelst Gift« ('Upaup'), wozu man sich auf Ponapé der Wurzeln einer Schlingpflanze ('Peinup' genannt) bedient, derselben, die auf Pelau benützt wird ('Ethnol. Beitr.', II, S. 151).

Hakenfischerei wird auf Ponapé ebenfalls, aber mit importirten eisernen Haken betrieben, welche die von Eingeborenen verfertigten längst verdrängten. Kubary gedenkt der letzteren nicht, aber glücklicherweise wurden solche durch die Reisenden der »Novara« gesichert, und ich kann hier eine Lücke ausfüllen, die sich kaum mehr ersetzen lässt. Ich beschreibe die Exemplare des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, das, wie es scheint, allein im Besitz zweifellos echter ponapesischer Fischhaken¹⁾ ist.

Fischhaken (Inv.-Nr. 3814) = »Katschin-mata« (»Novara«); stimmt in Form und Bearbeitung ganz mit Nr. 152 von Mortlock (Taf. 20, Fig. 2) überein, aber das Schaftstück (55 Mm. lang, 13 Mm. breit) läuft nach unten spitz zu und ist aus dem Innenrande eines Schalenstückes von *Cypraea mauritiana* geschliffen, der Fanghaken aus Schildpatt. Die Verbindung des Hakens mit dem Schaft ist ganz wie bei dem Mortlock-Fischhaken. Ein Köderbüschel fehlt, mag aber vorhanden gewesen sein. Die über 6 Meter lange dünne, an beiden Seiten abgeplattete Leine ist ein Muster feiner Flechtarbeit aus Cocosnussfaser.

Einen sehr abweichenden Typus bieten die folgenden Stücke:

Fischhaken (Inv.-Nr. 3813, Taf. III [20], Fig. 11); flach, aus einem Stück (sehr dunklen, fast schwarzen), Schildpatts geschnitzt.

¹⁾ Der im Kat. M. G. (S. 294) verzeichnete »Schaft eines Angelhakens aus gelblichem Quarzgestein« ist nicht von Ponapé, sondern »Banaba« (= Taf. 20, Fig. 3).

Desgleichen (Inv.-Nr. 3812), ganz wie vorher, nur fehlt der Dornfortsatz des hinteren unteren Randes.

Diese Form von Fischhaken (aber aus Perlmutter) kommt auch auf Nukuor vor.

In den Ruinen von Nantauatsch finden sich meist ziemlich verwitterte, daher brüchige Stücke Perlmutter, die zweifellos Fragmente von Fischhaken sind, wie die folgende Nummer:

Bruchstück eines Fischhakens (Nr. 478, 1 Stück, Taf. III [20], Fig. 4) aus Perlmutter (Ruinen von Nantauatsch). Das Stück stellt den Basistheil eines Schaftes dar; die Einkerbung des linken Randes diente wahrscheinlich zur Befestigung der Fangleine. Unter den von Kubary an das Museum Godeffroy (Kat., S. 285) gesandten Fragmenten (im Ganzen nur vier Nummern) befindet sich auch ein solches mit durchbohrtem Loche zur Befestigung der Schnur. Die Conusringe, welche Kubary an der gleichen Localität ausgrub und als »Ringe zu Fischnetzen« anspricht (Kat. M. G., S. 289) dienten keinesfalls diesem Zwecke, sondern sind Schmuckstücke in Bearbeitung (vgl. Taf. VII [24], Fig. 14).

4. Wohnstätten.

Siedelungen. Auch auf Ponapé gibt es keine eigentlichen Dörfer, sondern die Häuser liegen vereinzelt meist unter Cocospalmen, zum Theil, wie ich dies in Metalanim sah, auf Hügeln von Basaltblöcken, die mit Vorsicht erklettert sein wollen. Dies erinnerte mich an ähnliche Localitäten, wie ich sie später im Inneren von Port Moresby auf Neu-Guinea kennen lernte.

Häuser. Wie Kuschai besitzt auch Ponapé einen besonderen, ganz von jenem dort abweichenden Baustyl. Das Haus (»Ihm«: »Novara«; »Naj«: Kubary) selbst, ein längliches Viereck mit wagrechter Firste und senkrechten Giebeln, entspricht der gewöhnlichen Hausform, erhält aber durch einen meist über mannshohen Unterbau aus Basaltsteinen eine charakteristische Eigenthümlichkeit. Dieser zuweilen 8—10 Fuss hohe, sehr regelmässige Steinbau wird manchmal mit Hilfe einer rohen Leiter erstiegen, die aus einem mit Kerben versehenen Baumstamme besteht. Die zum Theil behauenen Hauspfosten (»Ur«) ruhen auf theilweise recht starken Längsbalken, die durch Kerbe mit Querbalken verbunden sind und zugleich die Träger für den Fussboden bilden. Die Wände (»Tit«) bestehen wie in Kuschai aus zusammengebundenen Rohrstäben, ebenso die Diele. An den Seiten und vorne dienen ein oder mehrere Oeffnungen zugleich als Thüren und Fenster. Sie sind so schmal, dass man sich seitlich hineinzwängen und zugleich bücken muss, da die Hauswände weniger als Mannshöhe haben. Diese Oeffnungen können durch Rahmen aus Rohrstäben verschlossen werden. Wie überall sind alle Theile des Hauses mit Stricken aus Cocosnussfaser zusammengebunden, ja damit im Innern auch die meisten Pfosten, Träger und Querbalken in verschwenderischer und zum Theil kunstvoller Weise umwickelt. Die bald braunen, bald schwarzen Schnüre bilden zuweilen äusserst zierliche und geschmackvolle Muster, und die Menge des verwendeten Materials ist geradezu erstaunlich. Die Giebelwände bestehen ebenfalls aus Rohrstäben und sind an der Basis, sowie im oberen Drittel mit schmalen schrägen Regendächern versehen. Das Material dazu wie zum Dache selbst ist nicht, wie sonst üblich, *Pandanus*-Blatt, sondern Blätter der »Otsch«-Palme, welche die Elfenbeinnüsse liefert (also wohl *Phytelephas macrocarpa*). Die Befestigung der Blätter an Stäbe und das Dachdecken selbst geschieht ganz so, wie ich es bei den Marshall-Inseln (S. 151 [407]) beschrieben habe. Die Dimensionen der Häuser sind natür-

lich sehr verschieden; ein grosses mag 30—40 Fuss lang und bis zur Giebelspitze 15—20 Fuss hoch sein.

Als **Gemeindehäuser** (»Natsch«) kann man die grossen Häuser betrachten, welche zur Unterkunft der Canus dienen und die zum Theil recht ansehnliche Bauten sind. Sie stimmen in Bauart und Material ganz mit den gewöhnlichen Häusern überein, sind aber bedeutend grösser, an der dem Wasser zugekehrten Seite offen und ruhen nicht auf einem soliden Fundament aus Steinen, sondern nur auf steinernen Mauern. Im Innern läuft an jeder Seite eine erhöhte breite Estrade aus Rohrstäben, zuweilen mit Zwischenwänden, die als Schlafstätten für unverheiratete Männer dienen. Auch finden hier Besucher mit ihren Canus Unterkunft, wie sich die Männer meist in diesen Canuhäusern aufhalten. Nach den Angaben der »Novara«-Reisenden (S. 405) werden diese Canuhäuser gelegentlich auch zu Festlichkeiten benützt, wie als Werkschuppen beim Bau von Canus. Die Abbildung der »Berathungshalle« (S. 406) ist ganz richtig, minder charakteristisch die einer »Hütte« (S. 403). Brauchbare Darstellungen ponapesischer Häuser gibt auch Hernsheim (»Südsee-Erinnerungen«, S. 66).

Durch einen steinernen, allerdings nicht so hohen Unterbau schliessen sich die Häuser auf Yap (»Febay, Falyu und Tabenau«) den ponapesischen zunächst an, unterscheiden sich aber im Uebrigen durch ganz abweichenden Baustyl, der durch »zwei parallele lange und vier schräge kurze Seiten« für diese Insel charakteristisch und eigenthümlich wird. Eine nicht sehr correcte Abbildung haben Tetens und Kubary (Journ. M. G., II, Taf. III) gegeben, die durch Letzteren seitdem in einer erschöpfenden Darstellung zum vollen Verständniss gelangte (»Ethnol. Beiträge zur Kenntniss des Carolinen-Archipel«, 1. Heft 1889: »Der Hausbau der Yap-Insulaner«, S. 29—42, Taf. II—VI). Darnach zu urtheilen sind die von Hernsheim abgebildeten Yap-Häuser (»Südsee-Erinnerungen«, Taf. III) durchaus unrichtig dargestellt.

Kubary will übrigens (l. c., S. 30, Note) auch im Hausbau die »Uebereinstimmung der Culturbegriffe« zwischen Ponapé und Yap erkennen, allein ganz abgesehen von der totalen Verschiedenheit im Baustyl, fehlen die auf Yap charakteristischen Gemeindehäuser (»Febay«) auf Ponapé ganz, wogegen die für letztere Insel eigenthümlichen grossen Canuhäuser auf Yap nur in sehr unbedeutenden Baulichkeiten Ersatz finden (vgl. Kubary, l. c., S. 40, Taf. V, Fig. 6).

Die Feuerstelle in der Mitte des Hauses ist auf Ponapé ganz wie auf Kuschai, auch gibt es, wie dort, besondere Nebenhäuser, welche als Küche dienen. Aber (nach Kubary) fehlen, wie auf Pelau, Menstruationshäuser, wie wir dieselben von den Marshall's kennen. Der Nanmareki von Jokoits hatte seine neun Frauen in einem besonderen Hause, einer Art Harem, untergebracht. Dasselbe unterschied sich äusserlich nicht von gewöhnlichen Häusern, enthielt aber im Inneren aus Querstangen und Matten besondere viereckige Abtheilungen, deren jede einer Frau als Privatraum angehörte. Der Aufenthalt in diesen wenig reinlichen, unangenehm nach Curcuma und Eingeborenen riechenden Häusern ist übrigens nicht sehr behaglich und ebensowenig einladend als die Umgebung der Häuser selbst, die von Schmutz und Unrath starrt.

Die Unmasse von Basaltgeröll, welches die Insel bedeckt, war jedenfalls die Ursache zur Benützung dieses Materials Seitens der Eingeborenen, welche dadurch, wie ihre Nachbarn auf Kuschai, aber ohne jede Verbindung mit ihnen, selbstständig zu Steinbauern wurden. Charakteristische Reste dieser Sitte haben sich noch im Unterbau der Häuser der heutigen Bewohner erhalten, die aber reines Kinderspiel sind gegenüber den **prä-historischen Bauten** ihrer Vorfahren. Wie auf Kuschai finden sich diese Bauten nicht auf dem Festlande selbst, sondern auf dem Aussenriff der sehr nahe gelegenen kleinen

Insel Tauatsch, im südlichen Theile von Metalanim oder des Osthafens von Ponapé, nicht weit von Nanmatal, der Residenz des Idschibau oder sogenannten »Königs«. Die Insel Tauatsch ist wenig grösser als die Insel Lälla auf Kuschai (circa 1 Seemeile = 6000 Fuss lang, vielleicht $\frac{1}{2}$ Seemeile breit), besteht aus Basalt, zum Theil in zusammengewürfelten losen, abgerundeten Blöcken, die sich zu steilen Hügeln aufthürmen, und ist von dichter Vegetation, darunter hohen Bäumen, aber wenig Cocospalmen, bedeckt. Wie alle Inseln um Ponapé liegt auch Tauatsch im Gürtel des Barrierriffs, und auf diesem, unmittelbar an der Ostseite der Insel, sind die Steinbauten errichtet. Sie wurden 1827 von James O'Connell, dem schiffbrüchigen Matrosen eines englischen Walfischfahrers, entdeckt, später von Cheyne, Gulick,¹⁾ Clark u. A. beschrieben. Da das Material zum Theil aus prismatischem Basalt besteht, so wurden Unkundige (wie Rojas) verleitet, dasselbe für bearbeitetes, aus civilisirten Ländern herbeigeschafftes zu halten und die Bauten selbst als Festungswerke spanischer Piraten zu deuten. Ich erwähne dies nur, weil diese total irrigen Hypothesen, auch in der »Novara-Reise« (S. 420) abgedruckt, ein- für allemal zu streichen sind. Die besten Aufnahmen der Ruinen sind Kubary zu verdanken (Journ. M. G., Heft VI, 1874, mit 7 Abbildungen und einem Plan der ganzen Ruinenstadt, Taf. 5), von deren Richtigkeit ich mich selbst überzeugen konnte. Die Steinbauten auf Tauatsch stimmen im Allgemeinen mit denen auf Lälla überein, sind aber bei Weitem grossartiger, ausgedehnter²⁾ und unterscheiden sich durch charakteristische Eigenthümlichkeiten. Wie auf Lälla das Terrain zum Theil künstlich erhöht wurde, so auch auf Tauatsch, aber hier geschah dies in ganz anderer Weise. Denn während auf Lälla Mauereinfriedigungen den Hauptcharakter der Bauten bilden und künstliche Canäle mit Inseln mehr vereinzelt vorkommen, besteht Tauatsch nur aus letzteren, zuweilen von Kolossalmauern begrenzt und eingefasst. Die Inseln, mehr oder minder grosse Vierecke (von 60—100 Fuss Länge und mehr) oder Parallelogramme, bestehen gleichsam aus einem Rahmen von Basaltblöcken, meist in der säulenförmigen Absonderung, der mit Basalt- und Koralltrümmern ausgefüllt (vgl. Kubary, Fig. Nr. 2: Durchschnitt) das Fundament oder die Plattform für die Häuser bildete, welche einst hier standen. Auf Nangutra fand Kubary Spuren eines vom Sturme umgewehten Hauses (l. c., Fig. 6) und auf zwei anderen dieser künstlichen Inseln (Dziu und Udschientau) sah ich noch zum Theil bewohnte Häuser, welche den eigentlichen Zweck dieser Bauten überzeugend erklärten. Da diese Fundamente oder Plattformen meist sehr gut erhalten sind und ehemals wohl kaum wesentlich anders ausgesehen haben dürften, so ist die Bezeichnung »Ruinen« nicht ganz zutreffend. Denn was fehlt ist eben das Bauwerk von Häusern, Dächern u. dgl. in Holz, wie es früher vorhanden war. Der ruinenhafte Eindruck wird hauptsächlich auch dadurch hervorgerufen, weil das Mauerwerk überall von üppiger Vegetation bedeckt und versteckt nur theilweise sichtbar ist, so dass es oft schwer hält, einen Ueberblick zu gewinnen. Nach Kubary besteht Tauatsch aus 80 solchen Fundamentirungen oder künstlichen Inseln, die, 5—6 Fuss über das Niveau des Korallriffs erhoben, mehr oder minder breite Wasserstrassen, Canäle, einfassen. Diese Canäle sind zum Theil sehr regelmässig angelegt, wie der

¹⁾ In »The Friend« (Honolulu, December 1852) mit Plan, den Damon (»Morning Star Papers«, Honolulu 1861, S. 70) reproducirt. Diese Skizze zeigt nur den Grundriss der Mauern von Tauatsch im engeren Sinne und stimmt bis auf unwesentliche Grössendifferenzen sehr gut überein mit Kubary's Plan Fig. 3.

²⁾ Nach Friederichsen's Berechnungen bedecken sie einen Flächenraum von: »500.000 engl. Quadratyards = 417 Quadratmeter = 41 Hectaren«. Kubary's Plan ergibt nur eine Länge von 1600 Yards (1456 M. = circa $\frac{1}{2}$ Seemeile) und eine Breite von 600 Yards (= 540 M.).

»Canal grande«, welcher die Südostseite von Nan-Tauatsch begrenzt und bei einer Breite von über 200 Fuss in schnurgerader Linie über 2000 Fuss lang ist. An seinem nordöstlichen Ende, wo das Meer bricht, ist er durch eine Cyklopenmauer, eine Art Bollwerk, aus losen Basaltblöcken geschützt, ausserdem versperren hier einzelne grosse Blöcke (Kubary's »unausgeführte Mauer«) den Eingang. Auf einigen dieser künstlichen Inselfundamente sind Mauern, ähnlich wie die auf Lälla, errichtet, aber sie bestehen fast durchgehends aus holzstossartig aufgeschichteten Basaltsäulen (vgl. Kubary, Fig. Nr. 4) von zum Theil kolossaler Grösse. Einzelne dieser sechs- oder siebenseitigen, für den Unkundigen daher wie behauen aussehenden Säulen haben eine Länge von 17 Fuss, und Kubary berechnet das Gewicht auf »7612« Pfund. Da dieser Säulenbasalt bisher nur bei Nutt-Point, 8½ Seemeilen nördlich von Tauatsch, anstehend gefunden wurde, so wird angenommen, dass man das Material von dort herschaffte, was fast noch mehr Bewunderung verdient als die Bauten selbst. Uebrigens ist das Festland noch sehr wenig bekannt und die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dass die Basaltsäulen von einer näherliegenden Localität herstammen.

Manche dieser 5—10 Fuss dicken und 10—30 Fuss hohen Mauern umschliessen grosse Quadrate oder längliche Vierecke und bilden somit Höfe, wie sie auf Lälla in kleinerem Masse so häufig sind, weichen aber dadurch wesentlich ab, dass an der Innenseite theilweise Terrassen von 5 Fuss Höhe und 5—18 Fuss Breite angebaut sind. Das Innere der Höfe, die meist durch einen breiten, aber nicht überdeckten Eingang betreten werden können, ist durch minder hohe und dicke Mauern in besondere Räume von verschiedener Grösse abgetheilt. Am regelmässigsten ist der Bau in der Nordostecke, welcher als Nan-Tauatsch im engeren Sinne gelten kann (vgl. Kubary's Grundriss Nr. 3). Die ringum von einem 30 Fuss breiten Canal umschlossene Plattform, welche das Fundament bildet, ist 242 Fuss lang und 210 Fuss breit, trägt zwei ineinanderstehende Mauervierecke oder Höfe und ist mit seiner gewaltigen, an manchen Stellen 30 Fuss hohen Aussenmauer aus Basaltsäulen ein ebenso imponantes als grossartiges Bauwerk. Denkt man sich dazu die zwei nördlich davor liegenden Mauern, welche das Nordostende von Tauatsch gegen die See zu abschliessen und hier eine Art Canuhafen bilden, so hat man eine Festung, welche alle Bewohner der Inselstadt und Metalanims aufnehmen und Sicherheit gewähren konnte. Bei dieser jedenfalls der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommenden Auffassung erklärt sich auch der Zweck der Terrassen an der Innenseite der Mauern, welche bisher ungedeutet blieben, die aber wohl Fundamente von Wohn- oder Schlafstätten waren, wie sich dieselben zum Theil noch heute in den grossen Canuhäusern finden. Das Mauerfundament dieser modernen Bauten, wenn auch nicht aus Basaltsäulen, sondern nur aus losen Basaltblöcken und Stücken errichtet, zeigt im Uebrigen ganz die gleiche Beschaffenheit, nur dass die Mauern minder dick und die Dimensionen überhaupt geringer sind. Die Mauern des äusseren Hofes von Tauatsch sind nach Kubary 212 Fuss lang und 181 Fuss breit (nach seinem Plane Taf. 5 nur 180 Fuss lang und 135 Fuss breit); der innere Hof ist dagegen 100 Fuss lang, 80 breit und 15 Fuss hoch (nach dem Plane dagegen nur 45 Fuss lang und breit). Solchen Dimensionen stehen die moderner Canuhäuser kaum nach, und die Annahme, dass Mauern wie die des inneren Hofes einst mit einem Dache versehen waren, klingt keineswegs so unwahrscheinlich, als es im ersten Moment scheint, ja gibt die einzig richtige Erklärung. Wir haben auf den Gilbert-Inseln Dächer von Maneaps kennen gelernt (S. 62 [330]), so gross, dass die ganze Inselplattform des engeren Tauatsch darunter Platz finden würde. Wer einst die Korallblöcke des grossen Maneap auf Butari-tari als Ruinen zu sehen bekommt, wird schwerlich glauben können, dass sie einst die

Träger eines ungeheuren, 250 Fuss langen und 114 Fuss breiten Daches waren. Man kann sich also ohne Phantastereien vorstellen, dass die Mauern von Tauatsch, wie andere Fundamente der Inselstadt, einst überdacht und dass auf den Terrassen besondere Wohn- und Schlafstätten waren. Diese grossen überdachten Räume bildeten dann wahrscheinlich die Residenz grosser Häuptlinge, mit Frauenwohnungen in den Nebenhöfen, Unterkunft der Hörigen und ihres Anhangs im Aussenhofe und auf deren Plattformen oder waren Versammlungshäuser der Männer. Denn darüber kann ja überhaupt kein Zweifel bestehen, dass ganz Nan-Tauatsch einstmals eine Inselstadt, ein kleines Venedig, bildete, deren Strassen in Canälen bestanden. Dieselben sind bei Hochwasser noch heute mit Canus befahrbar und waren niemals Strassen, auf denen man trockenen Fusses gehen konnte, wie Hale¹⁾ irrthümlich folgerte. Der Boden der Canäle ist mit einem lehmig-kalkigen Schlamm bedeckt, zum Theil mit See gras bewachsen und ernährt ein reiches Thierleben (darunter hübsche Actinien). Das häufige Vorkommen von Cocospalmen und Brotfruchtbäumen liefert weitere Beweise für das frühere Bewohntsein der Inselstadt.

In der Mitte des innersten Hofes von Tauatsch ist noch eines besonderen Bauwerkes zu gedenken, einer Art viereckiger Zelle oder Hütte, 12 bei 10 Fuss und 7 Fuss hoch (Kubary, Abbild. Nr. 5). Die Mauern dieser Steinzelle bestehen in der üblichen Weise aus rostartig, längs- und queraufgeschichteten Basaltsäulen, deren Zwischenräume mit Koralltrümmern ausgefüllt waren und zum Theil noch sind. Drei Seiten dieses Baues sind gleich zwei Stufen von einer niedrigeren und einer etwas höheren Terrasse umgeben, die Decke aus mächtigen quergelegten Basaltsäulen gebildet. Ein grosser Brotfruchtbaum von 3 Fuss Stammdicke, der auf der Decke dieser Steinzelle wächst und dessen Wurzeln zum Theil im Innern derselben bis auf den Grund reichen, gibt Zeugniß von der Stärke dieses Baues. Der Eingang, den Rev. E. W. Clark 1857 noch mit Basaltsäulen verschlossen fand, war seitdem, ich glaube durch Kubary, geöffnet, aber das Innere schon vorher besucht worden. Clark, der durch einen Spalt in der Decke in die Zelle kletterte, fand den Boden derselben bereits durchwühlt, wahrscheinlich durch Eingeborene, die in den Bauten ihrer Vorfahren nach den Muschelscheibchen aus *Spondylus* suchen, die sie gern zu Schmuck verwenden, aber selbst nicht mehr anzufertigen verstehen. Der Boden der Zelle liegt etwas niedriger als das Niveau des Hofes und besteht aus einer mehrere Fuss hohen Schicht von Trümmern und Grus von Korallen mit solchen von Basalt gemischt. Hier finden sich die Ueberreste von Schmuckgegenständen, Geräthschaften und Material dazu, wie ich sie im Nachfolgenden eingehender beschreiben werde. Am häufigsten sind mehr oder minder bearbeitete, zum Theil auch rohe Schalen zweier Arten *Spondylus*, Material zu den Scheibchen, welche keinen Zweifel lassen, dass sich in der Inselstadt einst grössere Werkstätten befanden, deren Schätze besonders sorgsam verwahrt, respective bei besonderen Gelegenheiten versteckt wurden. Hervorzuheben ist noch, dass alle bisher in Tauatsch gemachten Funde: Schmuckgegenstände, *Conus*-Armbänder, Fischhaken, Muscheläxte u. s. w. durchaus mit den modernen Arbeiten der heutigen Carolinier übereinstimmen.

Ausser der beschriebenen Steinzelle sind innerhalb der Steinmauern von Tauatsch noch drei weitere, davon eine oben offen, nach Kubary in der ganzen Inselstadt über-

¹⁾ Darauf basirte Darwin zum Theil mit seine Theorie der Senkung gewisser Gebiete im westlichen Pacific. Aber auf Ponapé hat gerade eine Hebung stattgefunden. Ich sah Korallfelsblöcke mit zahlreichen Löchern von Bohrmuscheln (*Pholas*) oberhalb der Fluthmarke als evidente Beweise dieser Hebung. Kubary hat daraufhin die Senkungstheorie bereits früher mit Recht als irrig bezeichnet (l. c., S. 131).

haupt 13 vorhanden, wovon fünf von ihm untersucht wurden. In einen etwas abweichenden derartigen Bau, aber unterirdisch, ähnlich einem Kellergewölbe, konnte ich nur hineinsehen, da er mit Wasser gefüllt war.

Der Umstand, dass sich in den Steinzellen ausser den erwähnten Gegenständen auch Ueberreste von Menschenknochen fanden, legte die Annahme von Grabstätten oder Gräbern nahe. Und das hat jedenfalls bis zu einem gewissen Grade seine Richtigkeit, wenn auch nicht in der ausgedehnten und specifischen Weise, wie Kubary annimmt. Er erblickt in den Steinzellen »ausschliesslich Königs- oder Häuptlingsgräber«, hält die von Tauatsch für das Mausoleum, »in welchem die Könige von Metalanim bestattet wurden« und schliesst »aus dem Vorhandensein mehrerer Unterkiefer und Stirntheile in ein und derselben Gruft auf Familiengräber«. So entstand nach und nach die Ansicht, als sei ganz Nan-Tauatsch eine für Cultus geweihte Stätte gewesen, und die Riesenbauten, gleich den altägyptischen, nur Denkmäler zu Ehren verstorbener »Könige«. Mag dies auch für die erwähnten besonderen Steinzellen, wenigstens für einige derselben, zum Theil richtig sein, so stehen die geringen Reste von Menschenknochen doch mit dieser Annahme sehr in Widerspruch. In Wahrheit sind bis jetzt noch niemals Skelettheile in der Weise zusammengefunden worden, wie dies sonst bei Gräbern¹⁾ der Fall ist, sondern nur einzelne Knochen oder Bruchtheile derselben, darunter als hauptsächlichste »vier Schädeldecken«! Sie waren das Resultat der Nachgrabungen in drei Steinzellen von Tauatsch und zwei anderen bis dahin unberührten, entsprechen also wenig den Erwartungen, welche man an Ausgrabungen alter Gräber sonst zu knüpfen pflegt. Die zweite Untersuchung Kubary's in der Hauptsteinzelle, dem sogenannten »Königsgrabe« von Tauatsch, bei welcher er dieselbe gründlich ausräumen liess, lieferte ausser Resten von Geräth und Schmucksachen nur »zahlreiche sehr kleine Stückchen Menschenknochen« (Kat. M. G., S. 290). Diese Reste stehen in keinem Verhältnisse zu der Menge sonstiger Fundobjecte, und der Umstand, dass unter den letzteren viel unbearbeitetes Material ist, widerspricht der Annahme, als seien dieselben ausschliesslich Gaben, welche man den Todten mit ins Grab legte.

Die voreiligen Thesen Kubary's (vgl. S. 237 [493]), leider bereits in die Wissenschaft eingeführt und schwer wieder zu beseitigen, erweisen sich diesen thatsächlichen Verhältnissen gegenüber als durchaus haltlos. Wie Lälla sind ohne Zweifel auch die Inselfundamente von Nan-Tauatsch im Laufe von Jahrhunderten nach und nach entstanden, ebenso die Mauern, welche einst Wohnungen umfassten und vorwiegend zum Schutze dienten, wie ich dies schon früher aussprach (vgl. die S. [488], Nr. 2 citirte Mittheilung, in welcher ich ausführlich auch über die Steinbauten berichtete). Wie Lälla noch heute, so bildete Nan-Tauatsch jedenfalls in der Vorzeit den Hauptplatz, dessen zahlreiche Bevölkerung, unter mächtigen Häuptlingen, wahrscheinlich ganz Ponapé beherrschte. Dabei drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, dass möglicherweise Kriegsgefangene an den Bauten mitarbeiten mussten. Jedenfalls stammen sie aus verschiedenen Zeiten, von denen die gegenwärtigen Bewohner ebensowenig die geringste Kunde besitzen als über die Bauten selbst. Unzweifelhaft sind die heutigen Bewohner die unvermischten Nachkommen der einstigen Erbauer der Inselstadt, die abgeschlossen von Verkehr mit der Aussenwelt ein eigenes kleines Reich bildete. Die hübsche Tradition, nach welcher Idschikolkol, ein Fremdling von der nur 10 Seemeilen entfernten

¹⁾ So z. B. auf der Oster-Insel, von welcher Thomson sagt: »Hundreds of tombs, cairns, platforms and catacombs were examined during our stay on the island, and in all cases the bodies were lying in full length.«

kleinen Insel Andema, die »ursprüngliche Race« besiegte und Gründer der jetzigen wurde, gehört einfach in das Gebiet der Mythe. Aber Kubary weiss auf seinem Plane freilich sogar den Punkt anzugeben, wo dieser mythische Eroberer landete!!

Die von Friederichsen erwähnten »Steingräber« von dem kleinen Atoll Ngatik oder Raven-Isl., circa 80 Seemeilen südwestlich von Ponapé, stehen in keinerlei Beziehungen zu den Riesenbauten auf Tauatsch. In Wahrheit handelt es sich nur um einen Bau, und zwar ein 5 Fuss hohes Fundament von 12 Fuss im Quadrat, auf dem ein zweites ungefähr halb so grosses Viereck gebaut ist, mit einem grossen Korallstein in der Mitte. Nach Doane würde das primitive Bauwerk Cultuszwecken gedient haben (vgl. Markham: »The Geographical Magazine«, 1. August 1874, S. 203), ist aber vielleicht ein Grabdenkmal.

Sehr interessant ist der Nachweis ähnlicher Grabdenkmäler (»Raun«) aus Korallsteinen auf den kleinen Inseln Pikén und Burat der St. David-Gruppe (Bunai) durch Kubary (»Ethnol. Beitr.«, I, S. 110, Taf. XV) und die sich ähnlich auf Yap wiederholen.

5. Hausrath.

Ich erhielt nur wenige Stücke, da sich von Eingeborenen gearbeitete Geräthschaften in Folge des Einflusses von Händlern und des grösseren Schiffverkehrs in geringerem Masse erhalten hatten als auf Kuschai.

Das hervorragendste Erzeugniss ponapesischer Industrie und charakteristisch für dieselbe ist eine besondere Art Matten, wie die folgende:

Schlafmatte (Nr. 197, 1 Stück) aus *Pandanus*-Blatt. Jokoits.

In Form wie Anfertigung sehr eigenartig dadurch, dass diese Matten nicht geflochten, sondern genäht sind. Man bedient sich dazu jetzt europäischer Nadeln und näht mit Zwirn aus *Hibiscus*-Faser mehrere Lagen schmalen (circa 25 Mm. breiter) Streifen von *Pandanus*-Blatt so übereinander, dass sich die Matte leicht aufrollen lässt. Eine beliebte Verzierung sind rothe Wollfäden in kleinen Büscheln längs den Rändern.

Diese Matten sind schmal, aber gewöhnlich so lang, dass das eine Ende zusammengerollt in sehr praktischer Weise gleich als **Kopfkissen**¹⁾ dient, jedenfalls bequemer und weicher als die hölzernen in Ost-Mikronesien. Die grösste dieser Matten, welche ich erhielt, mass 6 M. in der Länge und circa 1.50 M. in der Breite; die gewöhnliche Grösse ist 3.30 M. Länge und 80 Cm. Breite; die kleinste war nur 39 Cm. breit. Die Verfertigung dieser Matten bildet die Hauptbeschäftigung der Ponapesinnen, und ich sah z. B. die zahlreichen Frauen des Nanmareki von Jokoits dabei thätig, der mit solchen Matten handelte. Der Preis einer grossen Matte wie die obige, welche mir der hohe Herr schenkte, betrug damals 8 Dollars (circa 30 Mark).

Diese Matten, jedenfalls die bequemsten und praktischsten und deshalb die besten der Südsee, bilden die hauptsächlichste Ausstattung des Inneren der Häuser, deren Fussboden sonst auch noch zuweilen mit gewöhnlichen geflochtenen Matten belegt wird.

Körbe für Esswaren u. dgl. werden aus dem Blatte der Cocosnusspalme, in ganz ähnlicher Weise wie in Ost-Mikronesien (vorne S. 153 [409]), verfertigt. Ich erhielt aber auch kleine flache Körbe, ähnlich den »Kobäsch« von Kuschai (S. 214 [470]), aber aus Palmblatt geflochten und mit Tragbändern. Ein solcher Korb, den ich von einer

¹⁾ Ein mehr den unseren entsprechendes Kopfkissen, aus einem Mattengeflecht bestehend, mit weichem Pflanzenfaserstoff gefüllt, ist Kat. M. G., S. 428, von Pelau beschrieben, wird aber von Kubary in seiner: »Industrie der Haushaltungsgeräthschaften« (II, S. 197 u. f.) unerwähnt gelassen.

Frau des Nanmareki von Jokois kaufte und in welchem die hohe Frau ihre Kostbarkeiten an Glasperlen, Spiegeln nebst Tabak und Pfeife verwahrte, war 42 Cm. lang, 24 Cm. breit und 12 Cm. tief. Die Sammlung enthält einen solchen Korb unter Nr. 108.

Grössere hölzerne Deckelkasten oder Truhen aus Brotfruchtbaum, welche ich auf Ponapé einzeln beobachtete, waren vielleicht nicht hier gemacht, sondern wahrscheinlich durch Schiffe von Mortlock herüber gelangt. Alle wohlhabenderen Eingeborenen besaßen übrigens bereits jene verschliessbaren Holzkasten, europäischen oder chinesischen Ursprungs, wie sie in vielen Theilen der Südsee bereits ein beliebter Tauschartikel sind. Für Aermere lieferten die Handelsstationen genügend Ginkisten als nützlichen Gebrauchsgegenstand.

6. Werkzeuge.

Aexte. Nach Kubary benützten die Ponapesen noch vor kaum 50 Jahren selbstgefertigte Aexte mit *Tridacna*-Klingen, aber es gelang ihm keine solche mehr zu erlangen, und er musste sich mit den Resten aus prähistorischer Zeit begnügen. Auch ich war so glücklich, in den Ruinen der sogenannten »Königsgräber« auf Nan-Tauatsch zwei Fragmente von Axtklingen aus *Tridacna* zu finden, das eine 9 Cm., also sehr breit, das andere nur 50 Mm. breit. Soweit sich nach diesen Bruchstücken urtheilen lässt, stimmen sie in der Form ganz mit den *Tridacna*-Klingen von Kuschai überein, aber wie die von Kubary gesammelten Fundobjecte zeigen (im Ganzen sieben Stück), kommt auch die fast dreiseitige Form (wie von Nukuor, Fig. 57) vor. Eine wohlerhaltene *Tridacna*-Klinge aus den Ruinen (Kat. M. G., S. 284, Nr. 2749) ist 46 Cm. lang, 11 Cm. breit und 7 Cm. dick, also beinahe ebenso gross als die grössten Exemplare von Kuschai. Kubary fand in den Ruinen auch einen Meissel aus *Cassia rufa* (13 Cm. lang), wie ich einen solchen noch auf Kuschai erhielt. Mit Aexten, deren Klingen aus Hobeisen (»Silla«) bestand (wie Nr. 119 von den Marshall-Inseln, S. 155 [411]), sah Hochstetter 1858 Eingeborene an einem Canu zimmern (l. c., S. 285). Jetzt ist auch dieses primitive Geräth meist verschwunden und durch importirte Aexte verdrängt.

Sonstige Werkzeuge erhielt ich nicht, doch mögen vielleicht noch solche existiren.

7. Textilarbeiten.

In Flechtarbeiten wird wenig geleistet, da sich die Hauptthätigkeit der Frauen auf die Verfertigung der vorher unter Hausrath beschriebenen Schlafmatten concentrirt, die zusammengeknüpft werden.

Seilerei betrifft nur die bekannten Stricke, hauptsächlich aus Cocosnussfaser, wie sie (zum Theil schwarz gefärbt) besonders beim Hausbau nöthig sind, und welche auf Ponapé in vorzüglicher Güte angefertigt werden. Der Nanmareki schenkte mir eine grosse, sehr geschickt aufgewundene Rolle Cocosgarn, für welche ihm zwei Flaschen Schnaps kein genügendes Aequivalent schienen.

Die **Webekunst** beschränkte sich auf die Anfertigung schmaler, buntgemusterter Gürtel, die für Ponapé eigenthümlich und ganz verschieden von den »Tol« der Kuschai sind (vgl. im Verfolg »Leibschmuck«). Ich selbst lernte von der Weberei auf Ponapé nichts mehr kennen, da sie nach Kubary nur noch von wenigen Familien in Roankiti betrieben wurde und seitdem vermuthlich ganz abgekommen sein dürfte.¹⁾

¹⁾ Auf St. David (Bunai) lernte Kubary nur noch eine alte Frau kennen, die zu Weben verstand, aber kein Geräth dazu mehr besass. Das Fabricat waren früher schmale Männergürtel, »Dor« genannt, ein Wort, welches sehr an das kuschaische »Tol« erinnert.

Der »höchst eigenthümliche kleine Webestuhl«, welchen v. Hochstetter (S. 288) erwähnt, sowie die »Novara-Reise« (S. 407), ist natürlich kein solcher, sondern ein Kettebock und jedenfalls, wie die übrigen Geräthschaften, mit den auf Kuschai üblichen (S. 218 [474]) identisch. Dies geht auch aus einer kurzen Notiz bei Kubary hervor, der den »Webestuhl« von Sponsol (»Ethnol. Beitr.«, I, S. 95) schon wegen der geringen Grösse dem von Ponapé am nächsten stellt. Im Uebrigen hat Kubary über die Weberei auf letzterer Insel bis jetzt nicht berichtet, und der Kat. M. G. verzeichnet (S. 294) nur einen »Webeapparat«, der aber ein Kettebock ist, ohne denselben zu beschreiben.

Tapabereitung war früher bekannt, wird aber nicht mehr betrieben. Nach Mertens benützte man den Bast des Brotfruchtbaumes, wie dies auf Pikiram (Greenwich-Isl.) der Fall ist (vgl. Probe der Sammlung S. 92 [10]). Der Kat. M. G. verzeichnet (S. 294) eigenthümliche »Klopfer zur Bearbeitung von Bast«, die von »Ponapé« herkommen sollen.

Filetstricken wird auf Ponapé ebenfalls verstanden; ich habe aber keine anderen Arbeiten als Netze gesehen. Vielleicht gehören die in der »Novara-Reise« (S. 403) erwähnten »kleinen Säckchen« in diese Kategorie. Der Kat. M. G. verzeichnet nichts Derartiges von Ponapé

8. Fahrzeuge.

Die Canus (»Wuar«, »Vara«: »Novara«) von Ponapé stimmen am meisten mit denen von Kuschai überein, bestehen wie diese aus einem ausgehöhlten Baumstamme, sind daher sehr lang und schmal, unterscheiden sich aber in der Form des Schiffsrumpfes dadurch, dass die Enden nicht abgestutzt, sondern sanft abgeschrägt verlaufen, und den ganz verschieden construirten Ausleger, der sich aber nicht beschreiben, sondern nur abbilden lässt. Ausserdem führen Ponapé-Canus wohl ein Segel, aber (wenigstens früher) keinen Mast (vgl. Lütke, II, S. 27 und die Abbild. »Senjavin-Reise«, Pl. 24, und Kittlitz: Denkwürd., II, S. 71). »Nur eine bewegliche Stange, die Einer in der Hand hält, stützt das zwischen zwei winkelig gegeneinander befestigten Stangen ausgespannte Segel, welches mit grosser Präcision dem Winde gemäss bald an diesem, bald an jenem Ende des Fahrzeuges aufgestellt wird« (Kittlitz). Wenn ich in der ausführlichen Beschreibung des Ponapé-Canus (Zeitschr. für Ethnol., 1880, S. 327) Lütke's Darstellung dieser eigenthümlichen und höchst primitiven Segeleinrichtung als eine »bedauerliche Unrichtigkeit« bezeichnete, so war dies meinerseits ein Irrthum, denn ich vergass, dass die Ponapesen seit 1828 nach europäischem Vorbilde den Mast eingeführt hatten. Es ist dies ganz besonders interessant, denn es beweist die Isolirtheit der Insulaner und ihre frühere Abgeschlossenheit von allen fremden Verkehr. Hätte ein solcher nämlich von den westlichen Carolinen aus stattgefunden, so würde die Verbesserung eines Mastes jedenfalls schon längst eingeführt worden sein, da alle diese Fahrzeuge einen solchen besitzen. Die Abbildung eines Canu von Ponapé in der »Novara-Reise« (S. 394) ist übrigens verfehlt und bezüglich der Breite ebenso unrichtig als das in demselben Werke dargestellte Salomons-Canu (S. 433). Canus mit Mast gehörten zu meiner Zeit übrigens zu den Ausnahmen und wurden höchstens von eingeborenen Lootsen benützt, die ins offene Meer Schiffen entgegen gingen, um sie in die Lagune zu führen. Das Segel hat die bekannte dreieckige Form und ist aus Matten oder Leinwand gefertigt, wie Hochstetter schon 1858 beobachtete. Die Canu sind, wie auf Kuschai, meist braunroth angestrichen, wozu man (nach der »Novara-Reise«) den Farbstoff einer Pflanze (*Bixa orellana*) benützt. Nach Kubary besteht diese Farbe aber aus rother Thonerde, mit Firniss aus der »Ais«-Nuss gemischt.

Gewöhnlich bediente man sich Paddel oder auf seichten Stellen des Riffs langer Stangen zum Staken. Die Form der roth angestrichenen Paddel ist ganz dieselbe als von Kuschai (S. [479]), nur das Blatt länger und spitzer. Die in der »Senjavin-Reise« (Pl. 31, Fig. 4 und Pl. 24) abgebildete Form (mit rechtwinkelig abgesetzter Basis des Blattes) erinnere ich mich nicht gesehen zu haben.

Auf der Lagune wird zuweilen ein grosses Bananenblatt an eine Stange befestigt als primitives Segel benützt.

Grosse Canus von 40 Fuss Länge, welche 12—14 Personen tragen, gibt es wenige; gewöhnlich sind sie kleiner und für 4—8 Menschen eingerichtet. Bei Gelegenheit des Besuches des Idschibau von Metalanien in Jokoits hatte ich am besten Gelegenheit, dies zu beobachten, denn der hohe Herr kam mit seiner ganzen Flotte, die an 50 Canus zählte und an 300 Eingeborene an Bord führte. Verzierungen irgendwelcher Art habe ich bei Ponapé-Canus nicht gesehen; aber nach Kubary sollen Schnitzereien, »wenn auch in untergeordnetem Grade«, vorkommen. Wenn Kubary (in Joest: »Tätowiren«, S. 94), auf die Aehnlichkeit der Canus von Ponapé und Pelau hinweisend, die Herkunft der Bewohner der letzteren Insel von der ersteren ableiten möchte, so ist diese Annahme ebenso irrig wie die Aehnlichkeit der Fahrzeuge eine zufällige. Wie wir bereits (S. [274], [480]) gesehen haben, wiederholt sich derselbe Typus in der Bauart allenthalben, und so kommt der des Ponapé-Fahrzeuges auch in Melanesien und anderwärts vor. So im »Vanaka« der Südostküste Neu-Guineas (Chalmers: »Pioneering«, Abbild. S. 196 und 320), in Astrolabe-Bai (Finsch: »Ethnol. Atlas«, Taf. IV, Fig. 1) an der Nordküste von Kaiser Wilhelms-Land (ibid., Taf. VII, Fig. 4: Dallmannhafen, und Fig. 5: Venushuk), in Torresstrasse, in Neu-Irland (Hernsheim: »Südsee-Erinnerungen«, Abbild. S. 106), Hochstetter vergleicht das Ponapé-Canu mit dem der Nicobaren. Wesentliche Eigenthümlichkeiten basiren weniger auf dem eigentlichen Schiffskörper des Canu, sondern in der Construction des Auslegergeschirrs. Und darin zeigen, nach der Abbildung Kubary's (»Ethnol. Beitr.«, I, Taf. XIII und XIV) zu urtheilen, die Canus der westlichen Inseln Sonsol (Sonsorol) und Bunai (St. David) jedenfalls mehr Aehnlichkeit mit der Bauart auf Ponapé als die von Pelau.¹⁾

In der Sprache von Sonsol heisst das Canu »Wa«, was übrigens keineswegs genügt, um, wie Kubary meint, die carolinische Verwandtschaft anzudeuten (vgl. vorne S. 159 [415], Anm.). Zum Typus der ausgehöhlten Baumstammcanus gehört auch das »Wakha« von Nukuor, soweit sich darüber nach Kubary's Mittheilungen (Kat. M. G., S. 340) urtheilen lässt, der freilich mehr die Ceremonien beim Bau etc. als das Fahrzeug selbst beschreibt. Das »Wakha« führt Mast und Segel, die aber selten benützt werden, da die Nukuorer keine weiten Seereisen machen und sich meist nur Paddel bedienen. Die Uebereinstimmung des Nukuor-Canus mit dem von Nukufetau der Ellice-Gruppe ist immerhin bemerkenswerth.

Canuhäuser, oft von ansehnlicher Grösse, dienen zur Unterkunft der Fahrzeuge, zugleich aber auch als eine Art Versammlungs- und Schlafstätte der ledigen Männer. Das grosse Gebäude links auf dem Bilde von Hernsheim (»Südsee-Erinnerun-

¹⁾ Kubary beschreibt (Journ. M. G., Heft IV, 1873, S. 59) von hier drei durch die Grösse verschiedene Canus, die übrigens sämmtlich nicht Hochseefahrzeuge sind und von denen das Taf. 3 abgebildete »Kaep« jedenfalls eine Phantasiefigur ist, ohne Werth für ethnologische Vergleichung. Einlegearbeiten (in Perlmutter und Muschel) von Pelau-Canus bildet Edge-Partington ab (Pl. 180). Reichere Kunstarbeiten in dieser Technik zeichnen gewisse Canus der Salomons aus (vgl. Coote: »The Western Pacific«, S. 145), wie diese Art Verzierung von Kotzebue auch von Ojalava oder Olajava (Upolu) der Samoa-Gruppe erwähnt wird (»Neue Reise« etc., S. 149).

gen«, S. 66) stellt das Canuhaus des Idschibau von Metalanien dar und zeigt den beträchtlichen Grössenunterschied gegenüber gewöhnlichen Wohnhäusern. Es enthielt 12—15 Fahrzeuge, die theils auf dem sanft geneigten schrägen Boden standen oder auf besonderen Trägern zwischen Querbalken übereinander hängend untergebracht waren.

Von **Seeverkehr** kann bei Ponapé kaum die Rede sein, da nur gelegentlich Fahrten nach dem benachbarten Andema (circa 10 Seemeilen) oder Pakin (18 Seemeilen) unternommen werden. Kubary berichtet einen Fall von Verschlagenwerden auch für Ponapesen, die statt dem circa 60 Seemeilen entfernten Ngatik unfreiwillig 360 Seemeilen weit nach Ruk gelangten.

9. Körperhülle und Putz.

A. Bekleidung.

Europäische Kleider waren zu meiner Zeit auf Ponapé minder stark vertreten als auf dem fast ganz christianisirten Kuschai, immerhin hatten aber eingeführte Zeuge die Nationaltracht zum Theil schon beeinträchtigt. Diese Tracht besteht in dem Kaol, d. h. einem fast bis auf die Knie reichenden, ringsum schliessenden Faserrock, der früher von beiden Geschlechtern (vgl. Pl. 24 und 31 der »Senjavin-Reise«), zu meiner Zeit aber vorzugsweise von Männern getragen wurde, die dadurch, wie schon v. Hochstetter treffend bemerkt, ein sehr weibisches Aussehen erhalten. Der Kaol ist übrigens ganz verschieden von dem ähnlichen Bekleidungsstück der Männer auf den Marshall-Inseln (vorne S. 168 [424], Fig. 25) und stimmt am nächsten mit den Faserröckchen überein, wie sie auf den Gilbert-Inseln (S. 73 [341]) und vielerwärts in Melanesien (vgl. Neu-Guinea), aber nur vom weiblichen Geschlecht getragen werden.

Wie in diesen Gebieten kennt man auch auf Ponapé gewöhnliche und feinere Sorten Kaol, die als Alltags-, respective Festtagstracht gelten können. Die gewöhnlichen Kaol sind grobfaserig, naturfarben und meist aus den gespaltenen Fiedern des Cocosblattes (»Til«), oder aus *Hibiscus*-Bast (nach Kubary aus dem Baste einer Malvaceenart) verfertigt (vgl. »Anthrop. Album M. G.«, Taf. 25, Fig. 392).

Bei festlichen Gelegenheiten wird aber über den gewöhnlichen Faserrock eine feinere Sorte getragen, wie das folgende Stück:

Kaol (Nr. 240, 1 Stück) Faserrock für Männer aus den Blattfiedern junger Cocospalmen, sehr fein zerschliessen und mit *Curcuma* gelb gefärbt. Taillenweite 78 Cm., Länge 48 Cm. Jokoits.

Diese Art Staatskleider sind gewöhnlich am oberen Rande mit einer Franse aus rothen Wollfäden verziert, zuweilen die Fasern sehr fein gefaltet in Plissé gelegt, was sehr hübsch und eigenartig aussieht. Die Bindfaden zum Festbinden werden ebenfalls gern mit rothen Wollfäden umwickelt und enden in eine Quaste aus gleichem Material. Andere sehr feine Staats-Kaol bestehen aus fein gespaltenen Fasern von *Hibiscus*-Bast, sind mit Abkochung von Mangrovenrinde lohfarben oder röthlich kirschbraun, zuweilen auch mit *Curcuma* gelb gefärbt und wurden früher nur bei den Tänzen getragen. Ich erhielt nur noch einen solchen Kaol, da diese Sorte schon damals nicht mehr gemacht wurde. An der Bindequaste sind zuweilen als Verzierung Glasperlen oder Muschelscheibchen (aus den Ruinen ausgegrabene) befestigt.

Häufig wird über dem Faserrock noch eine Jacke (vgl. Finsch: Zeitschr. für Ethnol., Taf. XI) getragen oder ein Hemd, und in diesem Anzuge erschienen die grössten Herrscher Ponapés, wie der Idschibau von Metalanien und der Nanmareki von Jokoits vor mir.

Aehnlich wie die Frauen in Port Moresby zuweilen einen Faserrock als Mantille um die Schultern tragen, sah ich dies auch bei Männern auf Ponapé, die bei feierlichen Gelegenheiten solche gelbe Staats-Kaol umgeschlagen hatten. »Vor der Ankunft der Weissen trugen die Ponapéanerinnen Zeug aus dem Baste eines Baumes« sagt Kubary, also wohl eine Art Tapa, die ich indess nicht mehr zu sehen bekam. Auch der Faserrock (Kaol) war beim weiblichen Geschlecht bereits sehr aus der Mode gekommen und dasselbe kleidete sich fast allgemein in europäische Stoffe. Nur vornehmere, besonders aber eingeborene Frauen von Händlern (Tradern) trugen ein langes Kattunkleid (vgl. Finsch, I. c., Taf. XI), im Uebrigen genügte ein sogenannter »Lavalava«, d. h. ein Stück Zeug von der Grösse zweier Taschentücher, das um die Hüften geschlagen wird. Eine solche moderne mit dem »Likut« (= Zeug) bekleidete Ponapesin ist bei Hemsheim (»Südsee-Erinnerungen«, Taf. 12) abgebildet. Diese Lendentücher sind besonders in Gelb beliebt oder werden noch besonders mit *Curcuma* gelb eingerieben.

Als weitere Bekleidung trugen die Frauen früher eine Art Poncho (vgl. »Senjavin-Reise«, Pl. 24 und 31), von dem ich aber kein Stück mehr erlangte. Nach v. Kittlitz bestanden diese Mantillen aus demselben Material als die Faserröcke, also Cocofasern, und manche derselben waren »prächtig scharlachroth« gefärbt. Andere Mantillen, in Form eines dreieckigen Tuches, waren aus gewebtem Stoff, demselben, aus welchem die Gürtel bestehen, angefertigt (vgl. »Senjavin-Reise«, Pl. 31). Aber dies ist jedenfalls unrichtig, denn nach Lütke waren diese Mantillen aus Tapa gefertigt, »derselben, wie sie auf Tahiti gemacht wird« (Voyage, II, S. 26), aber nach Mertens nicht aus Bast von *Broussonettia*, sondern Brotfruchtbaum. Diese früheren Poncho werden jetzt allgemein durch ein buntes, am liebsten gelbes Taschentuch (»Licinmar«) ersetzt, durch welches ein in der Mitte eingeschnittenes Loch als Schlitz dient, um den Kopf durchzustecken (vgl. Taf. 27 des »Anthrop. Album M. G.«). Sehr ähnliche Ponchos (»Likou«), aus *Pandanus* geflochten, tragen die Frauen auf Sonsol, aber nicht auf Bunai (Kub., I, S. 92, Taf. XII, Fig. 2).

B. Putz und Zieraten.

Auch hierin ist auf Ponapé bereits fast alle Originalität verloren gegangen und von den früher gebräuchlichen Schmuckgegenständen, wenn überhaupt, nur noch schlechte Nachbildungen übrig geblieben. Eingeführte Glasperlen und besonders die so sehr beliebten Fäden rother Wolle, welche aus rothen Fries gezupft werden, haben ganz besonders zum Verfall der einheimischen Arbeiten beigetragen, denn namentlich ist es rothe Wolle, die bei den meisten Putzsachen Verwendung findet. Die letzteren bestehen hauptsächlich in Kopfbinden, wenig Halsschmuck, eigenthümlichen Ohrstöpseln und Gürteln, die wir später unter »modernem Putz« kennen lernen werden. Zunächst sei der

a) Prähistorischen Ueberbleibsel

gedacht, wie sie die Ruinen von Nanmatal lieferten, weil dieselben am besten die Identität der heutigen mit den früheren Bewohnern beweisen. Ausser einem kleinen Spermalzahn und einem Fragment aus Walfischknochen,¹⁾ verschiedenen Arbeiten aus *Conus*, bestehen dieselben ganz besonders in zwei Arten von *Spondylus*-Muschel (*Sp. flabellum* und *rubicundus* Reeve). Wie die Letzteren beweisen, muss die Verarbeitung solcher einstmals lebhaft betrieben worden sein und die Verwendung derselben zu Schmucksachen eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Die nach-

¹⁾ Kat. M. G., S. 285, Nr. 2767 und 2768.

folgenden Stücke geben eine vollständige Darstellung dieses Materials nach Exemplaren, die ich selbst in den Ruinen von Nantauatsch bei Nanmatal ausgrub.

Rohe Muschelschale (Nr. 473, 1 Stück), untere Hälfte, von *Spondylus flabellum* Reeve (nach v. Martens), 12 Cm. lang, 10 Cm. breit; völlig unbearbeitet, die Längsrillen der Unterseite ziemlich gut erhalten, aber die Schale mit einem dünnen kalkigen Ueberzuge, der sich leicht abkratzen lässt, so dass dann das Roth der Schale sichtbar wird; dasselbe ist ziemlich blass, nimmt aber durch Anfeuchten eine lebhaftere Farbe an, allerdings nie so lebhaft roth als an frischen Muscheln.

Halsschmuck (Nr. 473 a, 1 Stück, Taf. V [22], Fig. 9), obere Schale, ebenfalls von *Spondylus flabellum*, 85 Mm. lang, 75 Mm. breit; die Oberfläche ist schmutzigröthlich und wird durch Befeuchten viel lebhafter röthlich. Das Stück ist auf der Oberseite und an den Rändern abgeschliffen und oberseits mit zwei Löchern durchbohrt, zum Befestigen eines Bindfadens, da dasselbe jedenfalls in dieser Weise als Halsornament¹⁾ diente.

Derartige Muschelschalen, circa $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Fuss tief in der Bodenschicht, meist losen Korallgrus, des Hauptgewölbes eingebettet, bildeten das häufigste Fundobject der Ausgrabungen und machten sich bei ihrer Grösse am meisten bemerklich. Diese Schalen sind noch sehr fest, also nicht eigentlich verwittert, aber mehr oder minder stark verblasst, erhalten aber durch Anfeuchten eine verschieden starke röthliche Färbung wieder. Die grösste Schale, welche ich erhielt, mass 15 Cm. in der Länge, 12 Cm. im Querdurchmesser. Die meisten Schalen gehören, nach gütiger Bestimmung von Prof. v. Martens, zu *Spondylus flabellum* Reeve, aber es sind auch Schalen einer anderen Art dabei, schmaler und mehr gewölbt (bis 135 Mm. lang und 95 Mm. breit), die derselbe Specialist als *Spondylus rubicundus* Reeve bestimmte. Die Mehrzahl der gefundenen Muscheln sind roh, darunter ein Exemplar mit beiden Schalen noch im Schloss verbunden, eine ziemliche Anzahl aber in verschiedenen Stadien der Bearbeitung, d. h. mehr oder minder abgeschliffen (wie z. B. Nr. 473 a) und zum Theil durchbohrt. Sehr bemerkenswerth ist der Umstand, dass ich auch kleinere Bruchstücke (circa 50 Mm. lang und 20 Mm. breit u. s. w.) fand, künstlich zerschlagen und offenbar Rohmaterial zu Scheibchen.

Nach Kubary's Ansicht wären diese Muschelschalen den Verstorbenen aus Pietät mit ins Grab gegeben und die Muschel selbst würde jetzt nicht mehr in den Gewässern von Ponapé vorkommen. Beide Annahmen sind zweifellos falsch. Denn wie die Menge der Fundstücke, namentlich von Rohmaterial, in verschiedenen Stadien der Bearbeitung bis zu den fertigen Muschelscheibchen in allen Grössen beweist, haben wir es hier lediglich mit Wohnstätten und den darin befindlichen prähistorischen Werkstätten zu thun (vgl. S. 257 [513]). Sorgfältige Ausgrabungen, wie ich sie nicht anstellen konnte, würden wahrscheinlich auch die Schleifsteine zu Tage fördern, welche einst zum Schleifen der Muscheln dienten.

Die Muschelschalen (*Spondylus flabellum*) aus den Ruinen wurden von einem Yap-Eingeborenen sogleich als dieselben erkannt, aus welchen man dort noch heute die rothen Muschelscheibchen schleift. Diese Muschel ist aber ziemlich schwer zu erlangen, da sie in ansehnlicher Tiefe festgewachsen lebt und die heutigen Bewohner Ponapés eben zu faul sind, um sich deswegen Mühe zu geben. Sie begnügen sich mit der

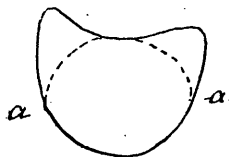
¹⁾ Solche grosse *Spondylus*-Schalen, wie auch einzelne *Cypraea aurora*, bildeten nach Wilkes auf Fidschi den kostbarsten Schmuck, welcher sich in Häuptlingsfamilien vererbte. Der Kat. M. G. (S. 152, Nr. 1156) verzeichnet von daher einen solchen Halsschmuck aus einer *Spondylus*-Schale.

Hinterlassenschaft ihrer Vorfahren aus den Ruinen, die ihnen noch heute auf leichte Weise das Material zu verschiedenen Schmucksachen liefert.

Prähistorische Muschelscheibchen (Nr. 475, Taf. VIII [25], Fig. 13) aus *Spondylus* geschliffen, von den heutigen Ponapesen »Pake« genannt (Kubary). Die abgebildete Reihe stellt alle Grössen vor, welche ich in den Ruinen fand, und von denen die kleineren Nummern (9—13) am häufigsten waren. Sie sind besser erhalten als die grossen, d. h. weniger verkalkt, aber alle, auch die grossen kalkweissen (Fig. 7) nehmen durch Anfeuchten eine schwache röthliche Färbung an. Kubary's Annahme (in Joest: »Tätowiren«, S. 94), als seien die Muschelscheibchen der Vorzeit vollkommener und besser geschliffen als die der gegenwärtigen Carolinier, entbehrt jedes sicheren Haltes.

Wie überall gibt es besser und weniger gut gearbeitete Scheibchen, und solche liegen mir auch aus den Ruinen vor.

Fig. 51.



Muschelscheibchen in
Bearbeitung.

Natürl. Grösse.

Ein sehr instructives Stück stellt die nebenstehende Fig. 51 dar, und zwar ein in der Bearbeitung begriffenes Plättchen. Dasselbe ist circa 4 Mm. dick und auf beiden Seiten ziemlich glatt geschliffen, der obere Rand abgebrochen. Unter Zugrundelegung der Anfertigung der Scheiben aus Perlmutter (S. 83 [351], Fig. 15) erklären sich an diesem Stücke auch die der *Spondylus*-scheibchen sehr einfach. Man braucht sich nur die beiden oberen Ecken (bei a) abgeschliffen zu denken und das Scheibchen ist bis auf das Durchbohren des Loches fertig.

Ausser *Spondylus*-Scheibchen, die einstmals wie noch heute auf Ruk u. s. w. jedenfalls als Geld dienten, fand ich auch noch eine Anzahl:

Spondylusplättchen (Taf. VIII [25], Fig. 14), in verschiedener Grösse, durchbohrt, als Anhängsel für Halsbänder, wie wir dieselben von den Gilbert-Inseln (S. 82 [350]) u. s. w. kennen. Ein ganz ähnliches Stück aus der jüngeren Zeit Ponapés ist auf Taf. VIII [25], Fig. 15, abgebildet. Kubary fand auch lanzettlich zugeschliffene schmale *Spondylus*-Stückchen, zwei- und dreifach durchbohrt, die als Schmuck gedient hatten.

Das in seiner Verwendung zu Schmuckgegenständen so weit verbreitete Material, Scheiben oder Ringe aus den Spiren von *Conus millepunctatus*, sogenannte *Conus*-Boden, sind auch von den alten Ponapesen zu gleichen Zwecken benützt worden, wie das folgende Stück zeigt:

Halsschmuck (Taf. VII [24], Fig. 14), Ring aus *Conus millepunctatus*, noch in Bearbeitung begriffen.

Aus demselben Material fand Kubary Armringe, die ganz mit denen von Kuschai (Nr. 361, S. 229 [485]) übereinstimmen, sowie Bruchstücke von solchen mit eingeschliffenem Muster, was sehr bemerkenswerth ist (vgl. Kat. M. G., S. 284, Nr. 3460 und 2760, S. 285, Nr. 2761: »interessante Serie von fünf *Conus*-Ringen, die Entwicklung des Ringes während des Schliffes zeigend«).

Perlmutter, das in den Schmucksachen der Carolinen überhaupt wenig vorkommt, ist in den Ruinen allerdings auch von mir gefunden worden, aber immer nur in kleinen Stücken, zweifellos Fragmente von Fischhaken (vgl. Taf. [20], Fig. 4), nie in grösseren Stücken oder ganzen Schalen.

Die in den Ruinen gefundenen Schmuckgegenstände oder Fragmente von solchen stimmen in Material, Bearbeitung und mit geringen Ausnahmen auch in der Form durchaus mit denen überein, wie sie heute noch in den Central-Carolinen (z. B. Ruk) gemacht werden. Vermuthlich verstanden die alten Ponapesen auch Cocosnusschale und Schildpatt zu bearbeiten, wenn von diesen leichter vergänglichen Materialien

auch nichts mehr in den Ruinen erhalten blieb. In jedem Falle beweisen die Fundstücke die Identität der früheren Bewohner der Ruinen mit der heutigen Bevölkerung nicht blos Ponapés, sondern der Carolinen überhaupt.

b) Moderner Putz.

Dass die Erbauer der jetzigen Ruinen viel fleissiger und geschickter als ihre heutigen verkommenen Nachkommen waren, zeigen die Fundstücke am besten. Von den früheren Arbeiten aus Muscheln werden höchstens noch leicht herzustellende Plättchen aus *Spondylus* gearbeitet (wie Taf. [25], Fig. 15), während Perlen aus Cocosnuss fast ganz durch Glasperlen verdrängt wurden.

Charakteristisch für modernen Schmuck von Ponapé, der fast nur in Halsketten und Kopfbinden besteht, sind daher Glasperlen (besonders weisse und schwarze) und zum Theil nicht üble Stickereien in bunter (rother und blauer) Wolle, insbesondere Verzierung mit rothen Wollfäden. Federputz scheint unbekannt und ist mir wenigstens niemals vorgekommen, obwohl die im Gegensatz zu den Atollen viel reichere Ornis (vgl. 233 [489]) hübsches Material liefern würde.

a) Hautverzierung.

Wie Kuschai besitzt auch Ponapé eine durchaus spontane Tätowirung (»Intschin«, »ting« = zeichnen: »Novara«), die mit zu der reichsten und schönsten des ganzen Carolinen-Archipels gehört. Das sehr zierliche geradlinige Muster bedeckt beim weiblichen Geschlecht die Arme bis zur Mitte der Hand, die wie mit durchbrochen gearbeiteten langen Tricothandschuhen bekleidet aussehen (Finsch, l. c., Fig. 3 und 6; Kubary: Journ. M. G., Heft VIII, 1875, S. 132, Fig. 1 und 2 und in Joest: »Tätowiren«, S. 89), die Beine vom Knöchel bis zum halben Oberschenkel wie mit Strümpfen, von hier wie mit einer Art Badehose bekleidet (Finsch, l. c., Fig. 8—18; Kubary: Journ., S. 134, Fig. 6 und »Tätowiren«, S. 90), die ringsum die Hüften wie von einem breiten Gürtel umspannt und vorne auf dem Schamhügel¹⁾ wie mit einem breiten Gürtelschloss geschlossen ist (Finsch, l. c., Fig. 7, a und b). Tätowirung der »Füsse« (»Novara-Reise«, S. 410) kommt nicht vor. Männer sind auf Armen und Beinen wie die Frauen tätowirt (Kubary: Journ., S. 133, Fig. 3 und 4; »Tätowiren«, S. 88), bei ihnen fällt aber der Gürtel (wie ich ihn irrthümlich auch für Männer angab) weg. Diese Gürteltätowirung mit dem kunstvollen Muster auf dem Venusberge ist daher für die Frauen von Ponapé ganz besonders charakteristisch und findet sich in den ganzen Carolinen nicht mehr wieder. Dagegen erinnert die Beintätowirung der Ponapé-Frauen am meisten an die Kniehosentätowirung der Samoa-Männer (vgl. S. 14 [282]).

So strict wie Kubary²⁾ übrigens die Tätowirung auf Ponapé angibt, wird dieselbe nicht geübt, denn ich konnte während meines kurzen Aufenthaltes eine Reihe gegenheiliger Beobachtungen sammeln. Ich untersuchte, um die Tätowirung kennen zu lernen, eine Anzahl Personen verschiedenen Alters und fand, wie überall, sehr erhebliche Verschiedenheiten in der mehr oder minderen Vollendung dieses Schmuckes, und doch fiel mein Besuch nur sieben Jahre nach Kubary's erstem Eintreffen (1873) auf der Insel. Ein junges Mädchen hatte sich den ganzen Gürtel in einer Tour tätowiren lassen,

¹⁾ Die Behaarung wird auf diesem Theile deswegen nicht constant ausgerissen, wie Kubary meint; ich konnte mich wiederholt vom Gegentheil überzeugen.

²⁾ »Frauen müssen tätowiren« — »Mädchen ohne Tätowirung würden ihres hauptsächlichsten Schmuckes entbehren und zum Gegenstand des Spottes werden« — »Ich glaube nicht, dass auf der ganzen Insel Ponapé ein einziges Individuum dieses Schmuckes entbehrt« — »Der hauptsächlichste Schmuck ist Tätowiren. Bei der Ausführung werden aber keine religiösen Gebräuche vorgenommen« (in Joest: »Tätowiren«, S. 89).

und die ganze Partie zeigte noch den Eiterschorf, welcher erst am dritten Tage abfällt. Dieses Beispiel beweist, dass die geringere oder ausgedehntere Ausführung der Tätowirung ganz von dem Willen und der Widerstandsfähigkeit des Individuums abhängt, wie dies allenthalben stattfindet. Von einer strikten Reihenfolge, wie sie Kubary für die einzelnen Körpertheile nach dem fortschreitenden Alter für die Tätowirung auf Ponapé verzeichnet, kann also nicht die Rede sein. Nach Kubary bildet die Randbinde oberhalb des Knöchelgelenks den Schluss der vollständigen Tätowirung einer Ponapé-Frau. Ich sah dieses Zeichen aber bereits bei jungen Mädchen, die im Uebrigen noch sehr unvollständig tätowirt waren, wie dies auch aus Hensheim's Abbildung (»Südsee-Erinnerungen«, Taf. 12) ersichtlich ist. Nach Kubary wird die Tätowirung eines Armes nicht in einem Tage fertig, aber auch die Zeit lässt sich nur beziehentlich angeben, da dieselbe ja ganz von der Geschicklichkeit der Tätowirerin abhängt. So sah ich eine Frau, der beide Beine in drei Tagen fix und fertig tätowirt worden waren. Diese Verzierung hatte 7 »Lavalava« (= 14 baumwollenen Taschentüchern) gekostet.

Wie meist überall dient Tätowirung hauptsächlich der Verschönerung der Frauen, aber auf Samoa herrscht das umgekehrte Verhältniss, denn hier sind es gerade die Männer, welche sich tätowiren. Auf Ponapé gab es im Ganzen weit mehr mässig oder untätowirte Personen als tätowirte, Verhältnisse, die nach v. Miklucho-Maclay auf Pelau und Yap genau dieselben sind. Uebrigens hatte der Gebrauch des Tätowirens schon damals auf Ponapé bedeutend nachgelassen und war sehr in der Abnahme begriffen. Der regere Schiffsverkehr mit der Aussenwelt hatte bereits gewisse fremde Zeichen (vgl. Fig. 11—13 meiner Abhandlung) schon damals eingeführt, die namentlich bei Männern sehr beliebt waren, und jetzt dürften die Originaltätowirungen, immer mehr verdrängt, vollends in Verfall gerathen sein.

Kubary erwähnt noch gewisser Schnittwunden auf Oberarm und Achsel bei beiden Geschlechtern, deren Narben als Zeichen persönlichen Muthes somit im Sinne von Zienarben zu betrachten sind und »Kopatsch« (= Schmuck) heissen (in: Joest, »Tätowiren«, S. 91 Anm.).

Tätowirgeräth. Das auf Ponapé gebräuchliche Instrument zum Tätowiren bildet Kubary ab (Journ. M. G., Heft VIII, S. 135, Fig. 10) und beschreibt in ausführlicher Weise die Operation, welche ähnlich wie anderwärts geschieht. Das Instrument ähnelt dem (Fig. 61) abgebildeten der centralen Carolinen, der Kamm besteht aber nicht aus einem Stück Schildpatt oder Knochen, sondern aus mehreren flach zusammengebundenen Dornen einer *Citrus*-Art und heisst »Kalic« (Kalitsch). Aus demselben Material war das Tätowirgeräth der alten Fidschianer verfertigt (Kat. M. G., S. 182). Als Schwärze dient der Russ der verbrannten »Dziakan«- (Jakan-) Nüsse (*Aleurites triloba*), wovon das k. k. naturhistorische Hofmuseum eine Probe durch die »Novara-Reise« besitzt. Cheyne's Angabe, dass die Schwärze mit Oel angerieben wird, ist nach Kubary unrichtig (in: Joest, »Tätowiren«, S. 89).

In der Einleitung (S. [281]—[283]) habe ich bereits oceanischer Tätowirungen gedacht, um in Kürze zu zeigen, dass sich dieselben überall in localen Variationen fast über das ganze ungeheure Gebiet verbreiten. Mehr als bei irgend einem anderen Zweige der Ethnologie liegt es nahe, hinsichtlich der Tätowirung eine zoologische Parallele zu ziehen, wenigstens mit dem mir geläufigen Gebiete der Ornithologie. Wie hier gewisse Genera über die ganze Südsee verbreitet sind und fast auf jeder Inselgruppe oder Insel spezifische Vertreter besitzen (wobei ich besonders an die Taubengattung *Ptilinopus* erinnern möchte), so verhält es sich mit der Tätowirung generisch betrachtet. Ueberall finden wir gewisse locale Verschiedenheiten in den Mustern und der Anordnung und Vertheilung derselben auf verschiedene Körpertheile, die bei ihrer Constanz (abgesehen von absichtlichen Uebertragungen) für den Zoologen jedenfalls Specieswerth erhalten würden. Dabei sei nochmals an die beachtenswerthe

Thatsache erinnert, dass, mit Ausnahme von Neu-Seeland und den Markesas, die Muster der Tätowirungen mit der Ornamentik der betreffenden Insulaner in keinem Zusammenhange stehen. Wie in der Zoologie ein weitverbreitetes Genus auffallender Weise auf Inseln fehlt, wo man jedenfalls einen Vertreter erwarten durfte, so verhält es sich auch bezüglich der Tätowirung, über die ich im Nachfolgenden vergleichsweise weitere charakteristische Notizen einfüge.

Am nächsten verwandt mit der von Ponapé ist die:

Tätowirung von Pelau. Frauen: Arme innen und aussen bis zur Hälfte des Oberarmes nebst der Oberseite der Hand; Beine von der Ferse bis zum Gesäss, meist an Hinterseite und Seiten mit sehr eigenthümlichem dichtstehenden Muster, das wie gestricktes Tricot kleidet; den Schamhügel bedeckt ein dichtes blaues Feld, darüber zuweilen eine Reihe länglicher Vierecke wie Sterne. Männer tätowiren nur die Hände, Unterarme und Beine; nach Kubary nur das linke (?) (Kubary!) in Joest: »Tätowiren«, S. 76: Arme und Hände und S. 77, 78: Beine von Frauen; Miklucho-Ma'clay: Zeitschr. für Ethnol., 1878, Taf. XI, Fig. 5: Schamberg). Hershheim's Bild von Aba Thule (Aibatul) »Südsee-Erinnerungen«, Taf. II) zeigt den Herrscher Pelaus nur auf der Oberseite der Hand und einem Theil des Unterarmes in einer Weise tätowirt, als trüge er lange Fausthandschuhe, im Uebrigen ohne andere Tätowirung. Nach v. Miklucho-Ma'clay sind auf Pelau bei Weitem nicht alle Männer tätowirt, und die Tätowirung ist bedeutend geringer als auf Yap. Nach Kubary sind auf Pelau auch Brandmale sehr beliebt, mit denen sich namentlich Mädchen die Arme verzieren.

Eine Vergleichung der Tätowirungen von Ponapé und Pelau zeigt die totale Verschiedenheit in den Mustern, sowie in der Anordnung derselben; Kubary's Versuch (in Joest: »Tätowiren«, S. 93), auf Grund der Tätowirung die Bevölkerung Pelaus von Ponapé herkommen zu lassen, fällt daher ebensowenig glücklich aus als hinsichtlich der Canus (S. 262 [518]).

Tätowirung von Yap. Dieselbe zeigt gewisse Aehnlichkeit mit der von Pelau, aber auch so charakteristische Eigenthümlichkeiten, dass sie volle Selbstständigkeit bewahrt.

Frauen: Oberseite der Hand nebst Fingern (selten Schamgegend, die angrenzenden Theile des Oberschenkels nebst Gesäss); Männer: die Beine in derselben Ausdehnung wie auf Ponapé, aber in ganz anderem Muster, für welches die abwechselnd dunklen und hellen Querstreifen auf der Hinterseite der Wade charakteristisch sind (vgl. Kubary in Joest: »Tätowiren«, S. 81: Bein eines Mannes; und Journ. M. G., Heft VIII, S. 123, Fig. 5: ebenfalls Beine eines Mannes, aber etwas abweichend; hier auch S. 134, Fig. 7: Mädchenhand aus einem yap'schen Clavenstamme). Mit diesen Darstellungen Kubary's stehen die in Heft II desselben Journals gegebenen Abbildungen (Taf. IV, Fig. 1: »Tätowirung eines Mannes von Yap«, Häuptlings von Rul, S. 15, und Taf. 5, Fig. 3: »Tätowirung der Hand einer Frau«²⁾) durchaus im Widerspruch und sind als Anschauungsmaterial nicht nur werthlos, sondern schädlich. Jedenfalls rühren diese Vorlagen wie die Textnotizen (S. 15) von Capitän Tetens her, dessen Mittheilungen sich meist als höchst unzuverlässig erwiesen und in Bezug auf Yap zum Theil durch v. Miklucho-Ma'clay widerlegt wurden (»Globus«, XXX, 1878, S. 41).

»Die andere auf Yap bestehende Tätowirung heisst 'eol' (auf Pelau 'semoluk') und ist diese auch auf den Mackenzie-Inseln zu Hause«, sagt Kubary (S. 81) und meint damit thatsächlich die total abweichende:

Tätowirung von Uluti (Mackenzie-Inseln). Sie bedeckt in eigenthümlichem sehr dichtem Muster, vielleicht dem schönsten der ganzen Carolinen, fast den ganzen Rücken und Brust und zieht sich über das Gesäss auf den oberen Theil der Schenkel. Wir kennen sie bis jetzt nur von Männern (Kubary: Journ. M. G., VIII, S. 135, Fig. 8, »Mogomug«: Vorderseite; und in Joest: »Tätowiren«, S. 82, »Yap«: Rückenansicht). Nach v. Miklucho-Ma'clay ist die Tätowirung auf Yap und Uluti (Mogmog) gleich, da bei dem regen Verkehr beider Inseln sich Yapleute gern auf Uluti tätowiren lassen, wie Eingeborene es ja lieben, von ihren Reisen derartige Erinnerungszeichen mit heimzubringen. So sah ich wiederholt Marshallaner (beiderlei Geschlechts) mit Ponapé-Tätowirung geziert. Selbstredend sind auch auf Uluti bei Weitem nicht alle Eingeborenen tätowirt, wie dies unter Anderem mit den

1) Von der hier gegebenen Darstellung weicht die Abbildung der Tätowirung eines Pelau-Insulaners in Journ. M. G., Heft IV, 1873, Taf. 4, so total ab, dass ihr wohl kaum eine Vorlage Kubary's zu Grunde liegt und dieselbe als Vergleichungsmaterial ohne Werth ist, da sie nur irreführt.

2) Diese Abbildung beruht auf einer Photographie Kubary's, ist also durchaus richtig, allein die Tätowirung, welche bekanntlich in diesem Verfahren nicht erscheint, ist erst später eingezeichnet, und zwar ganz falsch: sie zeigt auf der Hand ein Phantasiegemälde, ausserdem nur noch auf jedem Oberarm drei Fischfiguren, in Uebereinstimmung mit dem ganz irrigen Text: »die Zeichnung an den Armen stellt Fische vor, die reihenweise am Oberarme angebracht sind«.

von mir gesehenen (auch Frauen) der Fall war. Der in der »Senjavin-Reise« (Pl. 25) abgebildete Mann von »Moguemog« ist auch untätowirt. Dagegen zeigt ein anderer der Gruppe Uluti (Pl. 26) auf dem Oberarme eine Reihe querstehender Fischfiguren.

Tätowirung von Sonsol (Sonsorol), der westlichsten Carolinen-Insel, haben wir neuerdings durch Kubary (»Ethnol. Beitr.«, I, S. 89, Taf. XI) kennen gelernt, und zwar in höchst eigenthümlichen (bei beiden Geschlechtern verschiedenen) Patternen, die den bereits bekannten einen neuen Typus hinzufügt, gleichsam eine neue Species, die sich nach Kubary identisch¹⁾ auch auf dem benachbarten Merir findet, nicht aber auf den südlicheren St. Davids, wo Tätowirung überhaupt fehlt. Wenn Kubary (l. c., S. 90) sagt, »die Tattuirung der Männer (von Sonsol) ist mit derjenigen der Mackenzie-Inseln beinahe identisch«, so ist dies unrichtig, wie ein Blick auf die Abbildungen (Taf. XI und Journ. M. G., S. 135, Fig. 8: »Mackenzie-Insulaner«) Jeden belehren wird, der sich die Mühe dieser Vergleichen geben will. Abgesehen, dass die Patternen der Rückenseite der Männer von Sonsol etwas an die der Männer im Atlas der »Senjavin-Reise«, Pl. 28 (angeblich von Lukunor) erinnert, so hat das Schachbrettmuster der Vorderseite kein Analogon in den Carolinen und findet höchstens in der Paumotu-Gruppe (S. [283]) eine Parallele, während die Halstätowirung der Frauen von Sonsol (obwohl in ganz abweichendem Muster) zunächst an die der Marshallanerinnen (S. [428]) mahnt.

Der übrigen Carolinier-Tätowirungen soll, soweit darüber Nachrichten vorliegen, im Abschnitt 3 »Ruk und Mortlock« gedacht werden.

Bemalen mit gelber Farbe aus der Wurzel von *Curcuma* (»Katschinjong«: »Novara«), welche Pflanze zu diesem Zwecke eigens angebaut wird, gehört auch auf Ponapé zu den von beiden Geschlechtern gleich beliebten Verschönerungsmitteln. Nach Kubary wird die Wurzel »nicht pulverisirt, sondern in frischem Zustande zerrieben verwandt«. Das k. k. naturhistorische Hofmuseum erhielt durch die »Novara-Reise« eine Probe Gelbwurzel von Ponapé.

b) Haartracht.

Es ist sehr bemerkenswerth, dass, während sonst fast auf allen Carolinen ziemliche Sorgfalt auf das Haar verwendet und dasselbe meist von den Männern in einem Knoten auf den Wirbel geschlagen wird, diese Sitte auf Ponapé (wie auf den Gilbert-Inseln) fehlt. Beide Geschlechter tragen das Haar ziemlich kurz oder lassen es doch selten länger als bis auf die Schultern wachsen, ganz wie dies schon v. Kittlitz im Jahre 1828 sah. Nach Kubary zeichneten sich die Brüder der »Dziamorou-Gesellschaft« durch langes Haar aus, das nur bei besonderen Gelegenheiten (Trauer) gekürzt wurde, und zwar mittelst Absengens (!).

Die Männer sind meist bartlos, weil sie die Barthaare ausreissen, wozu man sich »zweier Stückchen scharfrandigen Schildpatts« bediente (»Novara-Reise«, S. 416).

c) Kopfputz.

Eine Folge der im Vorhergehenden beschriebenen Manier, das Haar zu tragen, ist die für Ponapé charakteristische Eigenthümlichkeit des Fehlens von Putzkämmen oder Kämmen überhaupt, die in dem losen, schlichten Haare ohnedies keinen Halt finden würden. Statt dessen sind **Kopf- oder Stirnbinden** ausserordentlich beliebt, und zwar zunächst in der gewöhnlichsten Form von Blumenkränzen am häufigsten bei beiden Geschlechtern. Schon Kittlitz erwähnt dieser zierlich geflochtenen Kränze aus vorherrschend gelben und rothen Blumen, ein Brauch, der auch bei der Mission Gnade fand, und wir sahen bekehrte Eingeborene mit solchen sehr hübsch kleidenden Kränzen zur Kirche kommen. Nach Kubary heissen solche Kränze »El« = Schnur oder Strang und erhalten je nach der verwendeten Art von Blumen besondere Namen. Bei den Tributzahlungen (in Lebensmitteln) an die Häuptlinge erscheinen die Beteiligten ebenfalls mit Blumenkränzen geschmückt, die dann dem Häuptling übergeben werden (»Ethnol. Beitr.«, I, S. 72, Anm.). Die Liebhaberei für Blumenkränze haben wir übrigens schon bei

1) »Ethnogr. Beitr.«, I, S. 90, wogegen auf S. 101 gewisse Unterschiede erwähnt werden.

den Gilbert- und Marschall-Insulanern kennen gelernt, und sie findet sich weit über Polynesien (z. B. Tahiti, Rarotonga, Samoa, Hawaii etc.) verbreitet.

Für gewöhnlich genügen übrigens auf Ponapé Blattstreifen (von *Pandanus* u. dgl.) als Kopfbänder, um das Haar festzuhalten, die nach Postels (vgl. »Senjavin-Reise«, Pl. 24 und 31) damals aus Tapa bestanden und zugleich auch »als Schleudern« benützt wurden.

Zu meiner Zeit wurden hauptsächlich Kopfbinden getragen, die aus einem Reif oder Streif von dem Baste eines Baumes (»Maki«) bestanden, der mit Stickereien in rothen und blauen Wollfäden, nicht selten mit einem Streif europäischen Zeuges bekleidet war, wie das folgende Stück:

Marmar (Nr. 419, 1 Stück), Kopfbinde; ein 5 Cm. breiter Baststreif, mit buntem Zeug überzogen und mit Fransen aus gezupftem rothen Wollzeug verziert. Jokoits.

Nach Kubary heissen alle diese Kopf- oder Stirnbinden »Marmar«, derselbe Name, welcher auch für Halsbänder gilt und mit dem marshallanischen »Maremar« übereinstimmt.

In Bezug auf Ausstattung, zu welcher ausser Wollfäden zuweilen auch Glasperlen verwendet werden, herrscht grosse Verschiedenheit. Mit Vorliebe besteht der Randbesatz aus rother Wolle, wie hinterseits rothe und schwarze Zeugstreifen gleich Bändern befestigt werden. Eine reiche Auswahl dieser zuweilen diademartigen Kopfbinden, die als besonderer Schmuck bei Tanzfesten für beide Geschlechter dienen, sind auf Taf. 26 und 27 (Anthrop. Album M. G.) dargestellt.

Eine sehr seltene Stirnbinde aus rothen und weissen Muschelscheibchen und Ringen aus Cocosnuss, wahrscheinlich ein Unicum, ist (Kat. M. G., S. 291, Nr. 845) von Ponapé beschrieben, deren Material (nach Kubary) aber »der Vergangenheit entstammt«.

Im Charakter ganz an moderne Arbeiten von Ponapé anschliessend ist ein:

Tanzkopfputz (Nr. 268, 1 Stück) von Mokil (Duperrey-Insel, östlich von Ponapé). Derselbe besteht aus einem Reifen, in welchem in Bohrlöchern ringsum aufrechtstehende Stäbchen befestigt sind, die wie der Reifen selbst mit rothen und blauen Zeugstreifen, Wolle und weissen Federspitzen verziert sind.

Augenschirme, aus frischen Cocosblattfiedern geflochten, die nicht als Schmuck, sondern zum Schutz der Augen gegen die blendenden Sonnenstrahlen dienten, beschreibt v. Kittlitz (Denkwürd., II, S. 71 und 72) von Ponapé, sowie solche in der »Novara-Reise« erwähnt werden (S. 395). Aehnliche Augenschirme, in Form eines Mützenschildes aus einer Gras- oder Binsenart geflochten, erhielt ich von der Insel Simbo (Eddystone) des Salomons-Archipels. Sie heissen hier »Torpa« und werden fast von jedem Manne im Canu getragen (vgl. Guppy: »Solomons-Isl.«, Taf. S. 102, Fig. 2 links).

d) Ohrputz.

Die Sitte die Ohrlappen zu durchbohren, ist auch auf Ponapé heimisch, und zwar bei beiden Geschlechtern, aber die Ohren werden nicht in dem Masse ausgeweitet wie auf Kuschai. Ausserdem werden auch in den Ohrrand Löcher gestochen. Als gewöhnlicher Schmuck für das Ohr dienen Blumen und bunte Blätter, sowie Büschel aus rothen Wollfäden. Eben solche werden in die Löcher des durchbohrten Ohrrandes befestigt.

Von eigenthümlichem Ohrschmuck lernte ich nur die folgende Form kennen, die, soweit meine Beobachtungen reichen, aber nur vom weiblichen Geschlechte getragen wird.

Ohrstöpsel (Nr. 315, 1 Stück, Taf. VI [23], Fig. 6) aus dem Abschnitt einer abnormen Cocosnuss (Fig. 60) angefertigt. Jokoits.

Fig. 6 a zeigt den Umkreis (95 Mm.) an der Basis und zugleich wie weit der Ohrappen sich ausdehnen muss. In der Höhlung des obigen Stückes, das ich von einer Frau des »Königs« von Jokoits kaufte, steckt ein wohlriechendes Blattknäuel; bei einem anderen diente ein rund geklopftes Stück Spiegelglas als Verschluss der Oeffnung. Am häufigsten wird die auf Ponapé so beliebte rothe Wolle als besondere Verzierung in die Höhlung dieser Ohrstöpsel eingestopft, der äussere Rand derselben zuweilen auch mit einer Reihe aufgereihter Glasperlen eingefasst. Im Kat. M. G. (S. 291, Nr. 841, 3156) werden zwei solche Ohrstöpsel als aus »Holz gearbeitet« erwähnt, die aber wohl auch aus Cocosnuss bestehen, wie alle, die ich zu sehen bekam. Eine gute Abbildung dieses Ohrschmuckes (aus Cocosnuss) gibt die »Senjavin-Reise« (Pl. 31, Fig. 3). Der auf derselben Tafel (Fig. 2) abgebildete sehr eigenthümliche Ohrschmuck von Ponapé (angeblich »aus Fasern von Cocosblatt, eingehüllt in ein Gewebe von Bast der *Aleurites tri-loba*«) ist mir nicht mehr vorgekommen, wie der im Kat. M. G. (S. 291, Nr. 3099) beschriebene »Ohrschmuck« aus Nussplatten, weissen und rothen (*Spondylus*) Muschelplättchen, an rothgefärbten Bastfäden befestigt, ein Stück aus älterer Zeit betrifft.

e) Hals- und Brustschmuck.

Gegenwärtig werden dafür fast ausschliessend nur noch Glasperlen verwendet, wie dies v. Hochstetter schon 1858 bemerkte, und zwar vorzugsweise schwarze und weisse Emailperlen, die auf Ponapé am meisten beliebt sind. Man verfertigt daraus breitere Bänder in zum Theil hübschen schwarz und weissen Mustern. Charakteristisch für diese modernen Halsketten ist die Verwendung von rother Wolle, mit welcher gewöhnlich die Bindebänder umwickelt sind, die in eine kleine Quaste von rother Wolle enden. Halsketten aus Blumen werden ebenfalls häufig getragen.

Von Schmuck aus der älteren Zeit, wovon jetzt kaum etwas mehr zu haben sein dürfte, erhielt ich nur noch wenige Stücke.

Marmar (Nr. 462, 1 Stück, Fig. 52), Halskette aus circa 10—15 Mm. langen Abschnitten von Stengeln einer dünnen (kaum 3 Mm. dicken), glänzend dunkelbraunen Grasart, »Motill« genannt, circa 90 Cm. lang, auf eine dünne Bastfaser gereiht. Jokoits.

Fig. 52.



Halskette aus Abschnitten von
Grasstengeln.

War früher (nach Kubary, von dem ich das Stück erhielt) sehr beliebt und werthvoll; jetzt nicht mehr zu haben.

Marmar (Taf. VIII [25], Fig. 15), Halskette, bestehend aus 14 *Spondylus*-Plättchen (wie Fig. 15, aber von verschiedener Grösse) und 9 Abschnitten obiger Grasstengel, mit einigen Glasperlen zusammen auf eine Schnur gereiht.

Eine andere Halskette, welche ich erhielt, bestand aus sehr kleinen prähistorischen Muschelscheibchen (wie Fig. 11, Taf. [25]), kleinen schwarzen Scheibchen aus Cocosnuss (die mir sonst nicht vorkamen) und Glasperlen, als Anhängsel war ein rothes Plättchen aus *Spondylus* befestigt.

Eine Halskette, welche ich in Metalanim erhielt, 45 Cm. lang, zählte 145 prähistorische *Spondylus*-Scheibchen (wie Taf. [25], Fig. 11) aus den Ruinen, die durch ein Flechtwerk von vier Reihen Faden verbunden waren.

Einen eigenthümlichen Halsschmuck trägt der auf Taf. 26, Fig. 417 des »Anthrop. Album M. G.« dargestellte Ponapese. Er besteht aus einem breiten Halsbande von Glasperlen, an welchem »an einem Cocosfaserschnurgehänge abgeschliffene Stückchen

von Perlmutterchalen« befestigt sind (S. 14). Die letzteren ähneln in der Form ganz unserer Fig. 15 (Taf. 25) und dürften wohl ebenfalls aus *Spondylus* bestehen.

»Die Halsgehänge aus Muschelscheibchen u. dgl. kommen höchst vereinzelt vor, und gelang es mir seinerzeit, dem Museum (Godeffroy) einige nebst Kopfspangen zu schicken«, sagt Kubary (»Ethnol. Beitr.«, I, S. 72, Anm.), allein der Katalog verzeichnet (S. 291, Nr. 750) nur einen »Halsschmuck«. Er besteht aus einer »halbmondförmig ausgeschnittenen Perlmutterchale an einem Cocosfaserschnurgehänge«, die sehr mit den »Mairi« von Port Moresby (S. [97]) übereinstimmt und dessen Herkunft nicht zweifelsfrei erscheint.

Die vorher erwähnten Gegenstände des Körperausputzes scheinen auf Ponapé längst abgekommen, wie auch:

f) **Armschmuck,**

wovon ich keine Spur mehr sah. Und doch verfertigten die prähistorischen Vorfahren schöne Muschelarmringe (aus *Conus*), wie sie auch auf Kuschai vorkamen und noch heute auf Neu-Guinea (vgl. II, S. [100] und [161]) beliebt sind.

In Vergessenheit gerathen ist auch jener eigenthümliche **Tanzschmuck**, von dem wir nur in der »Senjavin-Reise« dürftige Kunde erhielten. Als Ausputz beim Tanze diente einmal eine besondere Art Halsschmuck aus langen Streifen (wahrscheinlich von Cocos- oder *Pandanus*-Blatt), wie ihn die weibliche Figur auf Pl. 24 (auf der Plattform des hinteren Canus stehend) darstellt, sodann eine Art Handmanschetten (auf derselben Tafel bei der tanzenden weiblichen Figur des vorderen Canu angedeutet), die v. Kittlitz genauer beschreibt. »Einige Leute, die sich mit mehr Entschiedenheit als die anderen zum Tanzen hielten, trugen seltsame Manschetten von Palmblättern, die weit über die Finger hinausragten und bei der Bewegung des Tanzes ein eigenthümliches Geflüster hervorbrachten« (Denkwürd., II, S. 72).

Es erübrigt noch des

g) **Leibschmuck**

zu gedenken, von denen das moderne Ponapé auch nichts weiter als armselige Nachbildungen aufzuweisen hat, die übrigens auch als specifischer Fest- und Tanzschmuck dienen. Hierher gehören zunächst jene gewebten Schmuckgürtel oder Schärpen, die ich bereits unter den fast untergegangenen Textilarbeiten erwähnte, und welche auf Ponapé »Tur« (»Tor« = weben: Kubary) heissen. Nach Mittheilungen, die ich auf Ponapé einzog, welche sich aber als unrichtig erwiesen, hielt ich diese Gürtel, ähnlich den »Tol« von Kuschai, für wirkliche Schambinden und führte sie in meinen »Bewohnern Ponapés« (S. 306) irrthümlich unter den Bekleidungsstücken auf. Solche gewebte Gürtel werden aber nur über dem Grasschurz als Schärpe getragen, wie dies die Abbildung eines Ponapesen auf Taf. 31 der »Senjavin-Reise« richtig zeigt. Ich erhielt überhaupt nur einen derartigen Gürtel. Sie stimmen in der Länge (circa 1·68 M.) mit den kuschaischen Tol überein, sind aber durchgehends schmaler (nur 10—12 Cm. breit) und unterscheiden sich ausserdem von jenen durchaus in Farben wie Patterne. So fehlt z. B. Gelb, das in jedem Kuschai-Gürtel vorkommt, in ponapesischen »Tur« constant, und die Hauptfarben sind der helle Ton der ungebleichten Bananenfaser, ein hübsches Roth (»wiuta«) und Schwarz (»tontol«). In den übrigens sehr mannigfachen, aber von den kuschaischen stets verschiedenen Mustern kommen häufig Zickzacklinien und rautenförmige Zeichen vor (vgl. »Senjavin-Reise«, Pl. 31, Fig. 1; Edge-Partington, Taf. 176, Fig. 1 und 2, letztere mit der Angabe »Strongs-Isl.«, aber richtig Ponapé). Diese Schrägmuster sind wohl nicht eingewebt, sondern gestickt, wobei rothe Wollfäden bereits seit längerer Zeit häufige Verwendung gefunden zu haben scheinen. Der

Kat. M. G. (S. 291, Nr. 3366) verzeichnet als »Frauengurt« nur einen solchen aus Bananenfaser (aber nicht aus »Bast«) gewebten »Tur«; die übrigen (S. 292 und 293) beschriebenen Gürtel sind alles moderne Nachbildungen. Sie bestehen meist, ähnlich wie die Kopfbinden, aus Stick- oder Näharbeiten von bunter Wolle (darunter auch gelbe) auf einer Unterlage von Bast oder Tapa, selbst europäischen Zeugstreifen, mit Fransen von bunter Wolle, sind häufig mit Glasperlen verziert, zum Theil sogar bemalt. Die Photographie des Nanmareki von Jokoits (»Anthrop. Album M. G.«, Taf. 25, Fig. 461) stellt diesen Herrscher mit einem solchen modernen Gürtel aus Bast und Wollfäden geschmückt dar (ebenso Fig. 483 und 484, Taf. 26).

Wie es scheint, dürften diese Schmuckgürtel oder Schärpen früher noch mit besonderen Anhängseln verziert worden sein. Wenigstens zeigt der bei Edge-Partington (Taf. 176, Fig. 1) abgebildete Gürtel ein solches Anhängsel in Form einer Platte aus »Wallfischknochen« (wohl Spermwalzahn), auf welchen ziemlich roh eine Art Gesicht eingravirt ist, was hier der Vollständigkeit wegen erwähnt sein mag.

Auch möchte ich hier noch auf einen sehr schönen Gürtel aus der guten alten Zeit hinweisen, den Serrurier (»Ethnol. Feiten en verwantschappen in Oceanië, S. 4) ausführlich beschreibt. Dieser Gürtel besteht aus einem gewebten Bande von schwarzem *Hibiscus*-Bast (?), auf den reihenweise Muschelringe und Cocosscheibchen befestigt sind, von ersteren nicht weniger als 2800 Stück. Wenn der gelehrte Verfasser indess »Cocosringchen zu den gewöhnlichen Verzierungsmaterialien in Melanesien« rechnet, so irrt er in dieser Annahme ebenso sehr, als aus dem Vorkommen derselben auf die »unverkennbar melanesischen Elemente der Bevölkerung Ponapés« Schlüsse zu ziehen.

Ethnologische Schlussbetrachtung.

Wie die Kuschaiern waren auch die Bewohner Ponapés ein für sich abgeschlossenes Völkchen, das, nicht eigentlich seefahrend, nur mit den stamm- und sprachverwandten Nachbarinseln (Pakin, Andema, Ngatik) in beschränktem Verkehr stand. In Folge dieser Abgeschlossenheit hatte sich hier, wahrscheinlich seit den ältesten Zeiten, unveränderte Originalität bis zum Erscheinen des weissen Mannes erhalten. Zur Zeit meines Besuches waren darüber schon mehr als 50 Jahre verflossen, darunter die des äusserst lebhaften Verkehres mit Walfängern und eine nahezu dreissigjährige Periode missionarischer Beeinflussung. Trotz mancher Wandelungen fand sich doch mehr Originalität als zu erwarten stand, und trat schon in der äusseren Erscheinung der Eingeborenen, namentlich im Vergleich mit den völlig europäisirten Kuschaiern hervor. Unter den mit den letzteren gemeinschaftlichen ethnologischen Zügen sind von Ponapé hervorzuheben: Kawagenuss, die Aehnlichkeit der Kunstbuntweberei und der prähistorischen Steinbauten. Anklänge an die Marshall-Inseln zeigt Ponapé in der sanduhrförmigen Holztrommel, welche auf den übrigen Carolinen (wie Mikronesien überhaupt) nicht mehr vorkommt, in gewissen Uebereinstimmungen der Anschauungen über Geisterglauben und der analogen Form der Faserröcke der Männer, die freilich von den »Ihn« der Marshallaner specifisch durchaus verschieden sind. Unter den übrigen Bekleidungsstücken zeigt der Poncho centralcarolinische Anklänge, ebenso wie der Ausputz des Körpers an Schmuck und Zieraten, soweit sich nach den prähistorischen Resten urtheilen lässt, ziemliche Aehnlichkeiten nachweist. Darnach muss die Anfertigung geschliffener Muschelscheibchen aus *Spondylus* einst lebhaft betrieben und hoch entwickelt gewesen sein. Aber den heutigen Bewohnern ist diese Kunst bereits verloren gegangen; sie begnügen sich mit den Ueberbleibseln ihrer Vorfahren oder verfertigen unter Ver-

wendung eingeführten Materials Schmuckgegenstände, die einer neuen, aber durchaus verschlechterten Geschmacksrichtung angehören. Charakterisch für dieselbe sind, ausser Glasperlen, die (meist gestickten) Verzierungen in bunten, meist rothen Wollfäden oder blauen und rothen Zeugstreifen. Diese Technik wird vorzugsweise zur Ornamentirung von Kopfbinden und Gürteln (Tanzschmuck) angewendet, die als moderner Schmuck Ponapés charakteristisch sind. Federputz und die sonst auf den Carolinen beliebten Putzkämme fehlen, aber Bemalen mit Gelb gehört noch heute zum Festschmucke. Obwohl ein ausgebildetes Titelwesen existirt, ist das Feudalsystem doch minder scharf ausgeprägt als auf den Marshalls, ebenso die Königswürde nicht so exclusive als auf Kuschaj.

Wie letztere Insel bildet auch Ponapé eine besondere ethnologische Subprovinz,¹⁾ die sich durch folgende specifische Eigenthümlichkeiten auszeichnet: eigene Sprache, eigener Baustyl der Häuser (grosse Canuhäuser als Gemeindehäuser), eigene Construction der Canus (mit Segel, aber ohne Mast), eigenes sehr reiches Muster der Tätowirung (für beide Geschlechter gleich, aber bei Frauen durch eine gürtelartige Binde um die Hüften, mit schlossartigem Muster auf dem Venusberge ausgezeichnet). Erwähnenswerth für Ponapé sind ferner die von den Männern allgemein geübte partielle Selbstverstümmelung und der Genuss von Hundefleisch, und zwar von einer wenigstens früher eigenthümlichen eingeborenen Race.

Mokil (Duperrey-Insel), eine kleine Laguneninsel (mit circa 75 Bewohnern), circa 80 Seemeilen östlich von Ponapé, scheint ethnologisch zur Subprovinz Ponapé zu gehören, ebenso Pingelap²⁾ (Macaskill-Inseln), 60 Seemeilen südöstlich von Mokil mit einer Bevölkerung die Cheyne zu 300, Wetmore (1886) auf 800—1000 Seelen veranschlagt. Aber leider wissen wir von den ethnologischen Verhältnissen dieser beiden kleinen Inselgruppen äusserst wenig, so dass die Verwandtschaft vorläufig noch unbestimmt bleibt.

¹⁾ Wie Kuschaj ist auch diese in Museen meist sehr mangelhaft repräsentirt. Das Museum Godeffroy verzeichnete 31 moderne und 25 prähistorische Gegenstände. Von letzteren erhielt das Berliner Museum durch mich 88, moderne Sachen 59 Nummern. Die »Novara«-Reisenden, welche noch so recht aus dem Vollen hätten schöpfen können, brachten im Ganzen 8 Nummern für das kaiserl. Museum mit.

²⁾ Die im Kat. M. G. (S. 280) von dieser Localität verzeichneten Gegenstände (im Ganzen sechs) stammen nicht von dieser Carolinen-Insel her, sondern meist von der gleichnamigen des Dschalut-Atolls im Marshall-Archipel (die Halsschmucke), die zwei Gürtel dagegen von Mortlock.